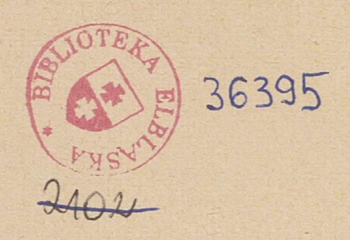
# DEUTSCHE RUNDSCHAU

## BAND CCXXXVII

(Oktober–November–Dezember 1933)

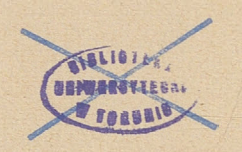
BERLIN
DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H.











# Inhaltsverzeichnis

zum

## Zweihundertsiebenunddreißigsten Bande

(Oktober — November — Dezember 1933)

Inhaltsverzeichnis

Paul Fechter

# Vom Wilhelm Meister zur SA.

## I.

Die deutsche Bildung, ihre Idee und ihre Ziele sind mit den Veränderungen, die sich augenblicklich wieder einmal auf allen möglichen Gebieten unseres Daseins vollziehen, ebenfalls heftig ins Schwanken geraten. Die alte humanistische Bildungsvorstellung ist schon seit mehr als einem Menschenalter sehr stark aufgelockert worden; von der Wirklichkeitswelt des 19. Jahrhunderts sind immer mehr Elemente in die eigentlich auf dem Geistigen und von ihm aus auf dem Historischen aufgebaute alte Idee der Menschenforschung eingedrungen, das eigentliche Erziehungsideal der Seelenbildung ist einem Ausrüstungsideal mit mehr oder weniger brauchbaren Wissensbruchstücken gewichen, die von sich aus die formende Funktion am geistig-sittlichen Wesen der jungen Menschen ausüben sollen. In der gleichen Zeitspanne ist die Ausbildung im Sinn von Formung mehr und mehr vom Geistigen ins Körperliche hinübergeglitten; was Wedekind schon in den neunziger Jahren in seiner kleinen Erzählung „Minehaha" prophetisch für die weibliche Welt voraussah, ist jetzt langsam allgemeines Prinzip und zugleich hauptsächliche Erziehungsgrundlage geworden. Vor allem nach dem Kriege hat diese englische Grundlage aller menschlichen Ausbildung sich auch bei uns überall siegreich durchgesetzt.

Allen bisherigen Bildungsideen aber, so verschiedenartig sie auch sein mochten, liegt zuletzt eine einheitliche Betrachtung dessen zugrunde, was dieser Bildung unterzogen werden soll. Alle menschliche Erziehung setzt als Objekt, wie schon die Sprache zeigt, Wesen voraus, junge Wesen, deren Körper, Seele und Geist gebildet, erzogen werden sollen — in jedem Fall aber Wesen. Das heißt etwas Substantielles, seinsmäßig Bedingtes, seelisch bestimmt Geartetes, das eben durch die Erziehungstätigkeit der Erwachsenen, nach bestimmten Vorstellungen geformt, zu geformter Entfaltung seiner Fähigkeiten gebracht werden soll. Der zu erziehende Mensch wird von fast allen Bildungstheorien als Wesen aufgefaßt, an dessen wesensmäßige Seiten die jeweiligen Bildungsversuche sich wesenentwickelnd und wesenregelnd wenden müssen.

Hier aber tritt, wenn man einmal näher zusieht, eine merkwürdig einseitige, eigentlich sogar psychologisch schlecht fundierte Betrachtung der menschlichen Art und des menschlichen Innenbesitzes zutage. Früher, als der Mensch noch nicht von Jugend auf einer solchen Fülle gedruckter und geredeter, gesehener und gehörter Einwirkungen aus ihm von Natur fremden Bereichen ausgesetzt war, wie in den letzten hundert Jahren,

hatte diese Betrachtung eine gewisse Berechtigung; heute und eigentlich schon lange hat sie keinen Anspruch auf Alleingültigkeit mehr. Die Voraussetzung, daß der Mensch jeweils mit bestimmtem Wesensbesitz ausgestattet, Objekt einer Wesenserziehung werden kann und muß, ist langsam eine Illusion geworden: man muß heute davon ausgehen, daß höchstens die Hälfte der jeweils in die Obhut von Erziehern gelangenden jungen Menschen noch diese Wesensmitgift mitbringt, dafür aber im Besitz eines Ersatzes ist, dessen Ausbildung und bewußte Benutzung für die menschliche Erziehung bis jetzt so gut wie völlig vernachlässigt wurde. Erst in der allerjüngsten Zeit beginnen sich hier Ansätze zur Einsicht und zur Aenderung zu zeigen. Dieser Ersatz des mehr und mehr fehlenden Wesens ist das schauspielerische Moment, das dem Menschen um so mehr eingeboren zu sein scheint, je weniger Substanz er innerlich mitbekommen hat. Das Geheimnis des Theaters, die ungeheure Rolle, die es im menschlichen Leben und in der menschlichen Geschichte spielt, hat hier offenbar seine metaphysischen Wurzeln: Theater ist und bestimmt die Lebens- und Wirkungsform derer, denen das Schicksal nicht die Last und das Glück eines nur unmittelbaren Seins gewährte. Gerade dieses schauspielerische Moment im Menschen aber hat die bisherige Erziehung übersehen oder in den Hintergrund geschoben, obwohl in ihm eines der stärksten Hilfsmittel zur Formung des Menschen und darüber hinaus zur Sicherung seiner „Rolle" im Leben gegeben wäre.

## II.

Zum besseren Verständnis sei eine knappe Umschreibung der Begriffe des Schauspielerischen und des Wesentlichen gestattet. Es sind in reiner Verwirklichung die beiden äußersten Pole der menschlichen Seele: der ganz reine wesentliche Mensch ist ebenso Grenzbegriff wie der reine schauspielerische. Der wesentliche Mensch, der ohne jeden Zusatz Schauspiel fast nur als Ideal vorkommt, weil jeder Tat- und Wortgebrauch im Leben wie im Schreiben fast unvermerkt zum Schauspiel, das heißt zur Aneignung und Verwendung fremden Seelenguts verführt — der wesentliche Mensch ist der, dessen Lebensäußerungen in Worten und Taten sich nur aus seinem Sein, aus dem, was er innerlich ist und hat, und aus seinen persönlichen Ausdrucksbedürfnissen ergeben. Schauspielerisch bestimmt ist der, dessen Lebensäußerungen in Worten und Taten nicht nur von diesem inneren Sein und dessen Bedürfnis nach Ausdruck bedingt werden, sondern von Vorstellungen der Wirkung, die eben diese Lebensäußerungen auf andere ausüben werden. Wo das ererbte Sein nicht stark und sicher und ungestört genug geblieben ist, um nur seinen eignen Besitz aus sich herauszutreiben, wo es schon früh durch Bewußtsein gestört wurde, setzt unvermerkt die Wirkungsvorstellung der eigenen Worte und Taten, ja der eigenen Erscheinung ein und beeinflußt, das Leben jeden Augenblick vorweggenommen spiegelnd, jede seiner Aeußerungen wieder bis ins Kleinste. Der wesentliche Mensch stellt ein Stück seines Lebens mit sich, seinen Worten und Taten in die Welt, legitimiert sich und sie lediglich durch ihr und sein Dasein. Der schauspielerische Mensch dagegen muß mit seinen Worten und Taten, seiner Haltung und Erscheinung sich nicht nur legitimieren, rechtfertigen, weil das Bewußtsein in ihm zugleich immer ein geheimes Schuldbewußtsein ist, sondern zunächst einmal überhaupt dokumentieren. Er hat das Sein, das Wesen nicht, er muß es sich und andern beweisen, erweisen, zeigen, wenn nicht anders spielen. Der wesentliche Mensch lebt nur aus sich, aus seinem inneren Kreis — und hat damit die schwere Aufgabe, zu den Andern draußen rein aus dem Inneren in Beziehung zu kommen. Der schauspielerische Mensch

wird von vornherein immer von der Beziehung auf die andern und zu den andern bestimmt, lebt aus der Vorstellung seiner Wirkung auf andere. Der wesentliche Mensch ist, steht für sich, auf sein Wesen gestellt; wer an ihn herankommen will, muß auf und in dieses sein Wesen eingehen. Der schauspielerische Mensch ist eigentlich überhaupt nicht, kann nicht sein, sondern nur eine Rolle spielen, um so eine Vorstellung von sich zu geben. Die infernalische Seelenenthüllung, welche die deutsche Sprache oft rein vom Sprachlichen her treibt, wird hier an dem Doppelsinn des Wortes Vorstellung blitzartig sichtbar: Vorstellung bezeichnet zugleich eine Idee, die ein Mensch von sich oder etwas anderem hat — und das Theater in seiner Verwirklichung auf der Szene, die „Vorstellung".

Die reinen Ausprägungen des wesentlichen wie des schauspielerischen Menschen sind wie gesagt sehr seltene Grenzfälle. Zwischen diesen beiden Polen aber stehen, aus Wesen und Schauspiel nach den verschiedensten Mischungsverhältnissen zusammengeschmolzen, die zahllosen Typen des Alltags, die an beidem teilhaben, am Wesen wie am Schauspiel, am Inneren wie am Aeußeren. Von der betonten Würde des kleinen Beamten bis zu den tausend Hjalmar Ekdal-Fällen der Wirklichkeit, von den kleinen Literaten des Caféhauses bis zu den Helden der Stammtische und Vereinsvergnügungen geht der Reigen der Komödianten ihrer selbst — und der alte Haß und die Mißachtung des Bürgers gegen den berufsmäßigen Schauspieler hat seine tiefste Wurzel wohl darin, daß der Mann des Theaters offen das tut, was der andere heimlich begeht, und was er weder sich noch den Mitlebenden eingestehen will und kann. Denn dieses Schauspiel des Lebens wird ebenso wie für den andern auch für den Spieler selber aufgeführt, als Lebensersatz, mit dem sich wenigstens ein Surrogat für Erfahrungen sammeln läßt. Das Spiel verlangt den Zuschauer, aber es lehnt jede Störung und vor allem jede Aufhebung der Illusion ab, weil sonst die Gesamtaufgabe des Lebens neu und dann ungleich viel schwieriger gestellt werden müßte.

## III.

Dieses ganze große bestimmende Moment der inneren menschlichen Lebensordnung, ein sehr gewichtiges und für Viele über ihr Schicksal entscheidendes Moment ist aber — und damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt — von der bisherigen Pädagogik und Erziehungslehre unbeachtet gelassen worden. Alle Bildungstheorien von den alten humanistischen über die realistischen und modernen, von den ethisch und personell begründeten bis zu den positivistischen, die lediglich die Vorbereitung auf das Berufsleben als Ziel in den Vordergrund stellen, haben die Bedeutung des schauspielerischen Faktors und seines Anteils an der inneren menschlichen Zusammensetzung wie am Leben außer acht gelassen. Alle Erziehungslehren wie alle praktischen Bildungsversuche sind mehr oder weniger von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Menschen in ihrer Gesamtheit und jeder für sich so oder so geartetes Wesen als Grundstoff zur Bearbeitung in der Erziehung im Hause wie in der Schule mitbringen und nicht zum mindesten in gleichem Maße eine so oder so umgrenzte Wesenlosigkeit, die zur Erfüllung durch Spiel drängt. Für den Teil der Erziehung, der sich in der Wissensübermittlung erschöpfte, war das belanglos; ein gutes oder schlechtes Gedächtnis, eine schnelle oder langsame Auffassungsgabe kann der schauspielerische Mensch ebenso mitbringen wie der wesentliche. Für die eigentliche menschliche Formung, die Bildung der Charaktervoraussetzungen, die Festigung der ethischen Fundamente des Lebens, vor allem aber für die Dauerwirkung der

Erziehungsarbeit war diese einseitige Betrachtungsweise, die notwendig zu einer einseitigen Praxis führen mußte, ein ungeheurer Fehler, auf den ohne Zweifel ein großer Teil der menschlichen Wirkungslosigkeit der höheren Schulerziehung im letzten halben Jahrhundert zurückzuführen ist. Wenn man alle jungen Menschen als Wesen mit Wesen behandelt und vergißt, daß mehr als die Hälfte dem Schicksal des Schauspiels unterstellt ist, dann kann das Ergebnis nur ein Unglück sein. Zwischen Schule und Leben muß sich die Kluft ergeben, die wir heute vor uns haben, und bei der man sich nur wundern kann, daß sie nicht noch tiefer ist.

Die lange Nichtbeachtung dieses zweiten Grundfaktors in den Voraussetzungen menschlicher Lebensformung ist um so erstaunlicher, als einer der größten Romane der deutschen Dichtung, über den eine ganze Literatur zusammengeschrieben ist, eben diese Verwendung des schauspielerischen Moments in der menschlichen Seele für die Erziehung zum Thema hat — nämlich der „Wilhelm Meister". Die Lehrjahre sind nicht nur ein Bildungs-, sondern auch ein Theaterroman; die Rolle, die das Theater in der Erzählung spielt, ist aber nicht eigentlich eine künstlerische, sondern eine pädagogische. Der Titel der Urfassung weist schon auf diese tiefere Bedeutung des Schauspiels in der Erzählung: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Goethe hat hier mit der gleichen unheimlichen Intuition mit der er im „Faust" die Verdunkelung der deutschen Welt, ihr Absinken aus der Sphäre des Ringens mit dem Geist in die simple empirische Praxis der bloßen Tüchtigkeit vorwegnahm, den Punkt gezeigt, an dem die deutsche Erziehung schon seiner Zeit in die Irre zu gehen begann. Er hatte neben seinem riesenhaften inneren Besitz an Wesen, das sich in einem Menschenleben kaum auswirken ließ, als Mensch der Lebenstotalität auch Anteil am Schauspielerischen, und zwar einen sehr bedeutenden: durch das ganze Werk von dem zierlichen Rokokotheater des Leipziger Studenten bis in den Faustschluß des Greises klingt die unmittelbare Beziehung zu der Welt der wirkungsbewußten Selbstdarstellung, das heißt zum Schauspiel mit. Goethe war durch und durch Wesen und war zugleich schauspielerischer Mensch: so konnte er an seinem geliebten dramatischen Ebenbild, eben dem Wilhelm Meister, zeigen, was für eine ungeheure Wichtigkeit das Schauspiel, und zwar das aktive Schauspiel, bewußt verwertet und eingesetzt, für die menschliche Erziehung und Bildung besitzt. Der „Wilhelm Meister" ist der wichtigste pädagogische Roman, den wir besitzen; die Erkenntnisse seines Dichters aber sind bis heute praktisch unverwertet geblieben.

Man hat sich viel über die Verbindung von Bildungs- und Theaterroman im „Wilhelm Meister" den Kopf zerbrochen; man übersah, daß das Theater eben für die Bildung des Helden eine ganz besondere Rolle spielte. Nicht in dem primitiven Sinn von heute, daß eine Kenntnis gewisser Theateraufführungen etwa vom „Hamlet" bis zum „Faust" sozusagen mit zur allgemeinen Bildung gehört, sondern in einem viel tieferen und aktiveren. Wilhelm Meister will und soll ja Theater nicht nur sehen und mehr oder weniger klug darüber reden: er muß Theater spielen. Er bekommt aber, als er es tut, sofort wieder eine derbe Lehre, erntet bittere Kritik von den Freunden und kommt auf diesem Wege schließlich dazu, zu erkennen, welche Rolle jenseits aller Dichtungsverwirklichung und Unterhaltung das Theater im Leben des Einzelnen, also auch in seinem Leben, zu spielen hat. Für Wilhelm Meister wird die Bühne Mittel der Bildung und der Erziehung in einem viel weiter ausladenden Sinn. Ihr gehört nicht nur seine Leidenschaft, sein Interesse, sie wird unvermerkt entscheidender Bestandteil seiner inneren und nicht nur seiner inneren Formung. Das Theater enthüllt sich ihm

als ein Element, das der Mensch braucht, um zu sich selbst zu kommen. Das Schauspielerische wird hier selbst Thema: es geht bei der Erziehung Wilhelms nicht um Lebendigmachen von Kräften und Eigenschaften der Seele; es geht ausgesprochen darum, daß er lerne, in der Welt die Rolle zu spielen, die seinem Wesen entspricht und ihm die Möglichkeit gibt, seine Energien, auch die schauspielerischen, möglichst ungehemmt zu entfalten. Nicht das unmittelbare Theater der Bühne — das mittelbare Theater, die von bestimmten Vorstellungen und Absichten bestimmt gelenkte und geübte Rolle für das Leben und im Leben wird das Entscheidende. Der Halt, den das gekonnte Schauspiel in der Welt gibt, ist das, worauf es ankommt, nicht das Theater der Szene. Der Mensch hat im Leben nicht nur zu sein, zu fühlen, sich und seinem Gesetz zu folgen; er muß, um innerhalb des Ganzen seinen Part als Individuum richtig und seiner Bestimmung gemäß vollenden zu können, gewissermaßen zu bestimmten Rollen und zur Fähigkeit sie gut und sicher zu spielen, erzogen werden. Die Voraussetzung dazu, das schauspielerische Moment wird als erzieherischer Faktor verwertet; der einzelne, um dessen Bildung es geht, bekommt die ihm gemäße Form durch Ausbildung seiner schauspielerischen Fähigkeiten, indem er sich bestimmten, ihm von Wissenden auferlegten Verhaltungs- und Haltungsweisen fügt, das heißt, sich bewußt übend und lernend in Rollen hineinpaßt, die das Leben und die Weiseren ihm vorschreiben.

## IV.

Mit der Formulierung dieser Erkenntnisse hat Goethe eigentlich alles über eine wirklich lebendige Beziehung zwischen Erziehung und Schauspiel gegeben. Aus seinen eigenen Erfahrungen über die Wichtigkeit des inneren schauspielerischen Moments für das Leben und für seine geformte Entwicklung konnte er mit einer Klarheit, die für seine Zeit unheimlich war, die Grundlinien festlegen, von denen aus eine wirkliche Erziehung die bis heute übersehene schauspielerische Seite in jungen Menschen fruchtbar auszuwerten imstande ist. Er zeigte im Bilde, daß sich Erziehung und Formung nicht nur an das Wesen wenden und auf dem Weg über das Wesen die Grundzüge des späteren Charakters bestimmen und erklären dürfen, sondern daß sie in gleicher Weise an der eingeborenen Neigung des Menschen zum Theater, zum Schauspiel seiner selbst, einen natürlichen Anhaltspunkt haben. Der Mensch kann nicht lernen zu sein; sein Wesen ist schicksalgegeben und unwandelbar. Er kann aber lernen, Rollen zu spielen, die nicht nur diesem Wesen, sondern auch den Forderungen der Allgemeinheit entsprechen. Er kann vom Schauspielerischen her und zum Schauspielerischen hin geformt werden. Erziehung ist nicht nur Wesensformung, sondern auch vorarbeitende Regie des Lebensschauspiels. Der gute Erzieher muß zugleich ein Regisseur und ein Visionär des Dramas sein, in dem das Leben seine Zöglinge am besten als Mitwirkende wird gebrauchen können. Er muß ihnen nicht nur Wissen und die Forderungen des allgemeinen Verhaltens beibringen: er muß die ungeheuren Möglichkeiten sehen und nutzen, die das Schauspielerische im Menschen, sobald die von ihm ausgehende Wesens- und Positionsschwächung überwunden ist, für die Erziehung bietet. Er darf und soll die ihm Anvertrauten nicht zu Komödianten der Bildung und des Erzogenseins machen: er soll aber das selbstdarstellerische Element in ihnen auf die Ausgestaltung der Rollen hin ablenken, die den jeweiligen Anlagen des jungen Menschen entsprechen. Was in „Wilhelm Meister" an allgemeiner Erziehungsweisheit steckt, muß heute, bald anderthalb Jahrhunderte nach dem Erscheinen des Romans, aufs besondere angewandt und

abgewandelt werden, um so mehr als jenseits des rein erzieherischen Vorteils in der Wendung zum Schauspiel zugleich die zu der zweiten Quelle alles Schauspiels mitgegeben ist. Das wuchs nicht nur aus der Not der Wesenlosen, sondern ebenso und mehr aus einem Geheimnis der Gemeinsamkeit: es wuchs aus dem Urerlebnis, das sich ergibt, wenn viele eine gleiche Handlung sehen oder gar tun. Die Wendung zum Schauspiel wird fast von selbst Wendung zur Dramatik des Zauberns, der rituellen heiligen Handlungen und damit zur Wiederberührung mit den Urgründen der Welt im gemeinsamen Verwirklichen irgendeines bedeutsamen Lebenssinnes eben in sinnbildhaften, symbolischen, kultischen Gesten, Taten und Handlungen.

## V.

An diesem Punkt ist die Diskussion über die Notwendigkeit einer Berücksichtigung des schauspielerischen Moments in der Erziehung von der Praxis der Gegenwart bereits überholt worden, und zwar durch die nationalsozialistische Partei. Mit dem starken Instinkt, den ihre Führer oft für das sinnvoll Notwendige, das unausgesprochen in der Zeit Liegende bewiesen haben, haben sie auch die ungeheuren Möglichkeiten erkannt, die gerade hier ruhen, und haben sie bewußt für die zu ihnen gehörenden Menschen verwirklicht. Heinrich Goesch hat in Gesprächen und in seinen Ansprachen an die Jugend oft auf die Notwendigkeit der Schaffung eines neuen, gemeindeutschen Ritus, das heißt bestimmter gemeinsamer Handlungen verwiesen, die eine Verbundenheit jenseits des Rationalen und über das Einmalige hinaus eben in der ständigen Wiederholung schaffen. Was er forderte, ist heute Wirklichkeit geworden oder beginnt es zu werden. Man hat alle möglichen Vorbilder verwertet; man hat es aber erreicht, daß heute Tausende das Erlebnis gemeinsamer und darüber hinaus für sie bedeutsamer Gesten und und Handlungen haben. Hitler selbst hat offenbar für die Notwendigkeit solcher an tiefere Tiefen rührenden und im Innersten schon dramatischen Handlungen ein sehr feines Gefühl: die Fahnenweihe durch die Berührung der neuen Standarten mit der alten Blutfahne von 1923 ist ein Beweis dafür. Hier wird eine Handlung vollzogen, die Schauspiel für die Tausende ist, die sie erleben, und darüber hinaus zugleich Drama, Handlung voll tieferer Bedeutsamkeit, die verpflichtet und verbindet. Es ist viel vom alten Preußentum im Nationalsozialismus: aber die negative Dramatik der preußischen Welt, die Vermeidung und Verneinung aller Geste und alles Pathos im Nüchternen wird hier ins Positive gewendet, ist Aktion voll Dramatik und voll einer betont tieferen Bedeutung geworden, als das Preußentum sie jemals hätte sichtbar werden lassen. Im Preußentum offenbarte sich der wunderbar kluge Aufbau eines riesenhaften Volksheeres in den Gesten einer Subordination, die ihren tieferen Sinn vor allem in der Bindung des Mannes und seiner Haltung hatte; hier wird ein Volk mit den Mitteln neuer gemeinsamer Handlungen des Grußes und der Haltung zu gemeinsamen Empfindungen fast kultischer Art gebracht. Das Schauspiel, das jeweils entfaltet wird, soll zugleich zurückführen auf die tiefere Bedeutung gemeinsam vollzogener, nicht nur im Zuschauen erlebter Dramatik. Das ist der eigentliche Sinn der Feste des Nationalsozialismus: sie sollen den Teilnehmern die Möglichkeit und das Gefühl des aktiven Mitwirkens an feierlichen Handlungen fast dramatischer Art geben, das heißt, sie sollen ihnen die Gelegenheit schaffen, eine Rolle im großen Schauspiel zu spielen, in dem sich die Nation jetzt ihr Dasein selber sichtbar erweisen soll.

Jenseits dieser im Hinblick auf die Gesamtheit genutzten seelischen Möglichkeiten des Schauspiels hat die Bewegung in gleicher Weise mit demselben sicheren Instinkt das schauspielerische Moment im Einzelnen ebenfalls zu seiner Formung aktiviert. Sie hat bewußt ein Idealbild des energischen, entschlossenen, tatkräftigen, zusammengefaßten Mannes vor ihren Leuten aufgebaut; sie hat damit dem Einzelnen die Aufgabe abgenommen, sich erst seine eigene Vorstellung von sich zu schaffen. Sie hat sie ihm von außen gegeben und damit den vielen schauspielerisch bestimmten Existenzen von vornherein eine Formungsmöglichkeit ihrer mehr oder weniger substanzlosen Persönlichkeiten nach dem von ihr gewünschten Bilde geboten. Die wesentlichen Menschen, die sich der Bewegung angeschlossen haben, finden aus sich selber den Anschluß an die Idee: die andern gewinnen ihn mit dem geringsten Aufwand an Mühe über eben diese Reproduktion einer Vorstellung, welche die allgemeinverbindliche Regie als zu verwirklichende Idee vor ihnen aufgestellt hat. Sie gewinnen, indem sie sich der für ihre Grundlage vollkommen sinnvollen Bestimmung des Verhaltens von außen her unterordnen, aus ihrem Verhalten sogar nicht nur Gewohnheiten, Haltungen und damit eine Rollensicherheit, sondern auch einen Niederschlag von Substanz, den manche vordem nicht besaßen, und der, lange genug gesammelt, auch ihnen am Ende sogar so etwas wie Wesensersatz werden kann. Das persönlich Schauspielerische bedingt fast immer eine unsicher isolierte Stellung des Einzelnen innerhalb der Allgemeinheit: das von außen Geforderte sozusagen allgemeingültige Schauspiel einer allgemeinen Haltung hebt diese Isoliertheit auf und schafft gerade den Schwächeren und vom Schicksal Vereinzelten den Anschluß an ein Ganzes und damit Sicherheit.

## VI.

Diese Erfahrung in der politischen Welt sollte die deutsche Bildungswelt, vor allem, soweit sie mit den Aufgaben der Erziehung zu tun hat, sich einmal ganz energisch ansehen. Hier hat die Praxis ohne Theorie ein Problem aufgegriffen und eine menschliche Problematik fruchtbar zu machen verstanden, an der die eigentliche Wissenschaft der Erziehung achtlos vorübergegangen ist. Eine Bewegung, die auf Menschenführung ausging, hat eine der seltsamsten, bisher nur von einem großen Dichter prophetisch angerührten Schwierigkeiten der Seelenformung empirisch zu praktischen Lösungen gebracht, ehe die Theorie überhaupt das Problem sah. Die Pädagogik wird nicht umhin können, sich der Erfahrungen, die hier immer gemacht werden, ebenfalls zu bemächtigen und sie für die Zwecke ihrer Seelenbildung nutzbar zu machen. Die Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, sind unabsehbar; nach den Erfahrungen, die vom „Wilhelm Meister" bis zur SA und SS jetzt vorliegen, ist es hohe Zeit, daß auch die Theorie, die bewußt gemachte Einsicht in Vorgänge des Lebens die weit vorausgelaufene Praxis wenigstens ein bißchen einholt und dann auf den ihr unterstellten Gebieten vor allem der Schule sowie der ethischen und der Charakterbildung die neuen Möglichkeiten, die hier liegen, nutzbar macht. Wir stehen vor der seltsamen Situation, daß die Methoden der Schule und der Erziehung immer noch mit menschlichen Wesensvoraussetzungen rechnen, welche die Methoden des Lebens und seine Erziehung längst als unzureichend in den Hintergrund geschoben haben. Das Leben hat das schauspielerische Moment im Menschen sich nutzbar gemacht, hat auch von ihm aus längst begonnen, Menschen zu formen: Schule und Erziehung sollten die Erfolge und Erfahrungen, die hier gemacht worden sind, schleunigst bewußt und geklärt in ihre Bereiche hinübernehmen — ohne allerdings darüber den „Wilhelm Meister" zu vergessen.

Eugen Diesel

# Völker im Fieber

Zwischen den Schluchten der Häuser klingelt die Straßenbahn, tuten die Autos, wimmeln die Menschen, gleißen die Lichter. In den Büros und Behörden arbeitet mit ungeheurer Genauigkeit die Maschinerie der Buchführung und der Akten. Die Städte der Welt sind durch ein unübertreffbares Netz von Bahn- und Fluglinien verknüpft. Aber über allem lagert gefährliche Schwüle, und die Menschen ahnen ein gräßliches Schicksal. Zwischen dem Glanz ihrer Schöpfungen würgt, durch keinen Fortschritt, keine Organisation gebändigt, die Lebensangst an ihren Kehlen. Millionen stöhnen in der Riesenkralle der Sorge. Immer schleicht irgend etwas Grauenvolles heran, neuer Krieg, Not ohne Ende. Der Geruch der Armut legt sich um unsere Kleider und Leiber, zieht in unsere Kammern. Nächstens hungerst auch du, deine Frau, dein Kind mit dir. Grau ist unsere Zeit, und sie lehrt uns das Grauen.

Ueber den Firsten der strahlenden Stadt starrt die Anarchie in die durchflackerte Nacht. Laßt alle Hoffnungen fahren — gellt es in sorgendurchwehten Städten, verzweifelnden Dörfern, gähnenden Werkhallen. Der muntere Ruf der Männer: Erwirb, erfinde, säe, forsche, dichte! — erstickt im Morast des Zweifels. Alles schlägt uns doch der nächste Morgen aus der Hand. Papiere notieren plötzlich niedriger, das Geld verliert seinen Wert. Die Maschinen stehen still. Neue Scharen von Erwerbslosen legen sich schwer aufs Volk. Die Waren häufen sich, Hände strecken sich aus nach Korn, Kleid, Kohle — und können nichts kaufen.

Wie heißt die teuflische Macht, in deren Fängen sich alle Völker der Erde winden? Das scheußliche Gift, das alles tötet: Heiterkeit, sorglose Liebe, glückliche Reise, leis plätschernden Brunnen vor dem Haus, das frische Weib mit dem lieben Kind auf dem Arme, fröhliches Mahl, Fest und Geselligkeit, göttliche Kunst? Welch heilige Ordnung verschwand, daß dies alles heute nur ist wie eine verschollene Sage, wie ein Spuk, der uns neckt? Wissen wir nicht, daß Zeitalter hindurch die Farben und Freuden und Leiden des Lebens sicherer, fester beglückten und schmerzten? Unbarmherzig verweht jener tapfere Zweiklang aus Freude und Leid, ohne welchen die Menschen nicht Menschen sind. Nie stürzte ein freudloseres Geschlecht dem Dröhnen von Flugzeug und Tank, dem verderblichen Gas, dem gähnenden Hunger in riesigen Städten entgegen.

Seltsam — mitten in solchem Fieber und Elend mag die Vorstellung aufblitzen, als erstiege die Menschheit gerade in diesen Jahren die Zinnen des Triumphs. Ist doch der entfesselte Fortschritt frei von aller Schwäche des Gefühls, ist er doch sachlich, wirft er doch vergnüglich Film um Film auf die Leinwand der Zeit, wie sie die Welt noch nie verlockender sah. Unsere Nerven verlachend arbeitet der metallene Dämon der Konstruktion, schwingt sich die Kurbelstange in genauestem Bogen herum. In polierten Zylindern und herrlichen Schwungrädern spiegeln feindliche Nationen ihr haßverzerrtes Antlitz. Was schiert das die Maschinerie? Sie erringt über die Dummheit der Völker einen sachlichen Sieg. Das Zeitalter strotzt vor Erfolg, vor der systematischen Vernunft, der Rationalisierung. Jeden Tag arbeiten die Motoren leiser, vollkommener, gewaltiger:

unter der schöngewölbten Haube des mächtigen Wagens, im Leib des großräumigen Schiffs, zwischen den leuchtenden Kacheln des Maschinenhauses. Ohne Schaden trägt der Ballonreifen die Last des herrlich rollenden Wagens mehrere Male um die Erde. Elektrische Kraft summt in endlosen Drähten von Dorf zu Stadt, von Land zu Land. Immer rascher schwirrt das Flugzeug um die Erde, bald so schnell wie die Erde sich dreht, so daß dem Fliegenden die Sonne nicht mehr untergeht. Immer deutlicher schwebt der drahtlose Schall durch den Raum. Und schon dämmert den Völkern ihre große Gemeinsamkeit! Geduld! Der Weltstaat zieht herauf! Wissen und Bildung breiten sich aus. Die Seuchen sind gebannt, Hungersnöte fortorganisiert. Maschinen und Retorten schütten einen Reichtum aus, wie ihn die Welt noch nie sah. Wann jemals waren die Menschen so reich, so mächtig, so frei?

Aber es ist falsch, nur den Fortschritt zu sehen. Er blüht aus Elend und Verwesung empor. Und es ist falsch, nur den Untergang zu wittern; denn in diesem Fortschritt steckt etwas höchst Großartiges und Verheißungsvolles. Untergang und Aufstieg sind zu einer Masse zusammengeschmolzen, die weder das eine ist noch das andere, sondern eben der brodelnde Schmelzfluß unserer Zeit. Pessimismus und Optimismus, beide haben sie recht, und beide haben sie unrecht. Aus dem Schmelzfluß kann ebensogut etwas Hinreißendes und Großartiges, wie etwas Grauenvolles und Niederträchtiges herauskommen, ja, es kann auch sein, daß gar nichts Besonderes herauskommt, daß einfach einmal die Konjunktur besser wird, die Staaten vernünftig zusammenarbeiten, die Gemüter sich beruhigen und es einfach weiter geht wie immer in der Weltgeschichte: auf und ab, friedlich und kriegerisch, mit guten und schlechten Zeiten und ausreichenden Atempausen für die harmlosen Ansprüche zahlloser Kleinbürger. Indessen sieht es für die heiß ersehnte Ruhe- und Genußpause des Kleinbürgers nicht verheißungsvoll aus. Wir wittern viel größere Entscheidungen. Denn zum ersten Male in der Weltgeschichte sind alle Menschen und Völker gleichzeitig von der Umwälzung, von der Zerstörung einer Reihe von alten Ordnungen und dem Entstehen einer neuen Ordnung ergriffen worden. Oder es erweist sich, daß es unmöglich ist, diese neue Ordnung zu schaffen, und dann wird die ganze Welt vom Gift der Unordnung, der Anarchie zerfressen.

Daß viele alte Ordnungen: Gesetze, Gewohnheiten, Staatsformen, gesellschaftliche Lebensformen rücksichtslos zerstört werden, erklärt das Grauen und die Unsicherheit der Menschen. Die alten Ordnungen und Lebensformen hatten in einem gewissen Ausgleich oder Gleichgewicht miteinander gestanden, so daß dieses Gleichgewicht wie eine allgemeine Ordnung empfunden wurde. So genoß man, bei aller Unvollkommenheit der europäischen Zustände, doch etwas wie Sicherheit der Lebensführung, Festigkeit der Werte, Schönheit des Lebens. Gewiß lebten wir auch früher, zumal in Europa, nur wie auf einem chaotisch zusammenhaftenden Schollenfeld. Aber die Schollen *hafteten* doch aneinander, während sie jetzt im Eisgang des Stromes treiben, gegeneinander prallen und ohne Ordnung das Zusammengehörende und das Fremde, das Entfernteste und das Nächste wüst durcheinanderwirbeln. So stehen wir angsterfüllt auf unserer Scholle, springen auch auf die nächste hinüber, wenn die unsere barst. Alles schiebt sich, in diesem wüsten Eisgang, aneinander vorbei: das Internationale und das Nationale, Kommunismus und Kapitalismus, Kollektive und Individuum, Massenmensch und Persönlichkeit, Materialismus und Religion. In solcher allgemeinen Gefahr ist die Stunde des Fanatismus gekommen. Wie wäre die wüste Zerstörung zu

ertragen, wenn wir nicht an das Stückchen festen Bodens glaubten, das uns trägt, und wie können wir anders als fanatisch glauben, da im großen Eisgang der Weltgeschichte jeder besonnene, jeder ausgewogene Glaube sofort zerstört wird? Immer wieder schmettert die Maschine ans Gefühl, die Heimat an die Welt, die Religion an die Sache der Wissenschaft, die Nation an Europa, die Politik unseres Volkes an die Politik der Welt. Alles, was fest schien, ist in Bewegung, alles erscheint täglich, ja stündlich in neuer Beleuchtung, in neuer Bewertung, und im nächsten Augenblick wieder von etwas Unerwartetem ganz und gar verdeckt, in das Nichts zurückgestoßen. Hinter all dem folgt das große Zeitalter der Vermittlung, aber wir haben den Fuß noch nicht über seine Schwelle gesetzt.

Wir begreifen, daß die Menschen von einem Fieber der Erörterung geschüttelt werden. Dies Fieber rast durch ein alle Nationen umfassendes Nervensystem aus Draht, Radio, Flugzeug und Schnellbahn, das sich in alle Winkel des Planeten verzweigt. Gewiß, die Völker werden auf ganz verschiedene Weise von diesem Nervenfieber geschüttelt, aber überall entspringt es den gleichen Ursachen, in Amerika und Rußland, Deutschland und Australien, England und China, unter Aristokraten, Proletariern, Kulis und Kolonisten. Ein solches allgemeines Gedankenfieber hat es noch nie gleichzeitig auf der ganzen Erde gegeben.

Wo Menschen zusammentreffen, Freunde, Jugend, Berufsgenossen, Arbeiter, Gelehrte, Politiker, überall, im Büro, auf der Wanderung, in der Bahn, in Gesellschaft, im Werk, im Hörsaal, ringen sie nach Vorstellungen, Begriffen, Maßstäben, um das Schicksal des Zeitalters zu begreifen. Wie ist's mit der Herrschaft der Maschine? Was ist Freiheit, was Knechtschaft? Wann stehen die Asiaten am Ural? Wann zersplittert das britische Weltreich? Hat das Geld seinen Sinn verloren? Wie verteilen wir, was unsere Fabriken hervorbringen? Wie schützen wir uns vor dem Giftgas? Wie bringen wir die Erwerbslosen zur Arbeit? Aber die Erörterungen drehen sich fieberhaft im Kreise; denn suchen wir eine Antwort, so sehen wir, daß sie in teuflicher Verstrickung an irgendeiner andern Stelle neue Fragen gebiert. Arbeiten wir ohne Maschinen, um unsere Arbeiter zu beschäftigen, dann verlieren wir unseren industriellen Rang und können unser Land nicht mehr verteidigen. Lösen wir uns vom Geldbegriff, der nichts mehr taugt, so halten wir nichts in der Hand, um in der tausendfältigen Verstrickung unserer Wirtschaft das Notwendigste verrechnen zu können, und alles dreht sich aus den Achsen. Kaum haben wir mit Mühe und Not ein Gebiet des Glaubens und des Handelns abgesteckt, so zeigt es sich, daß wir es nicht abstecken konnten, daß die entfesselten Gewalten des tobsüchtigen ersten Gesamtreiches der Menschheit uns wieder über den Haufen rennen. Und so tasten und suchen wir immer nach Ursachen, Gefahren, rettenden Mitteln, drinnen und draußen, im Geist, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Technik. Wir bauen ein Zelt, stecken ein Licht ordnender Erkenntnis auf — im nächsten Augenblick sinkt alles ins splitternde Chaos zurück. Wie sollen wir da richtig handeln? Uebersteigt nicht das Wirrsal der modernen Welt die Kraft unseres Geistes, die Kraft unseres Handelns? Von Leiden geschüttelt, vor Verzweiflung und Sorge rasend, rufen die Völker uns zu: „Was sollen wir tun? Rasch, antwortet sofort! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Heute, morgen muß etwas geschehen. Zum Teufel, sagt, womit wir anfangen sollen! Bei der Maschine, dem Geld, der Partei, der Politik, dem Volk, dem Staat, dem Geist, der Tat oder Erkenntnis, beim einzelnen oder bei der Masse, bei der Religion oder bei der nüchternsten aller Sachen? Antwortet . . !" Der Gott des Schicksals zuckt mitleidig mit den Schultern. Er weiß von der

Vielverschlungenheit des Knäuels, weiß, daß die Zeit ihre Schritte nacheinander setzt, daß die Sphinx unerschüttert in den Sandsturm der Wüste starrt. Wir müssen die Furchtbarkeit der Entscheidungen tragen. Die neue Freiheit, die neue Welt zieht nach ihrem Gesetz, nicht nach dem Aufschrei quälender Ungeduld herauf.

Da tritt wie eine rettende Gottheit den Gepeinigten das Bild ihres Volkes, ihrer Nation vor die fiebernde Seele. Ungeheuer bezaubert diese Vorstellung durch die Einheit, durch die Richtung, welche sie schafft. Sie scheint die Widersprüche zu überbrücken, die wirre Vielfalt zu vereinfachen, die Qual zu besänftigen. Die Nation ist Erlösung! Auf, rafft Euch zusammen! Macht diese Nation, diese Gesamtheit Eures Wesens gewaltig, schwingt sie als Zauberschwert gegen die Dämonen der Zeit, welche die heilige Ordnung des Volkes zerstörten! Die Weltmaschinerie hat mit ruchlosem Griff Volk in Volk geschoben. Nun drohen diese Völker zu zerklirren, ein Volk wünscht dem andern, es wünscht Deinem Volk das Böse! Für Dich gilt allein das Gesetz Deines Volkes, des einzigen Volkes. Herrlich bäumt sich der Glaube an Volk und Nation empor! Macht die Nation zum Schwert der göttlichen Ordnung, die wieder heraufziehen muß über die Trümmer der Welt!

Aber besorgt gleitet der Blick über das eigene Volk und über die Welt dahin. Ist es möglich, die höchste Ordnung allein in der eigenen Nation zu suchen? Werden wir jenes Allumfassende, das lähmend und doch verheißungsvoll leuchtend zwischen die Völker gefahren ist, wieder bannen können? Nein! Grade mit ihm, für das Große dieser Zeit hat die Nation zu kämpfen, um sich zu reinigen und zu retten. Eine Gestalt oder Ordnung des Völkerlebens möchte ans Licht treten, die — auch sie — mehr will als das Fieber und den Jammer dieser Zeit. Freilich, ohne die eigene Nation kann die neue Ordnung und Verheißung nicht gefunden werden, niemals aber wieder allein in der eigenen Nation.

Wir beginnen die Krankheit der Völker zu erkennen. Jahrhunderte hindurch haben sie am Kleide aller Nationen gewoben. Indessen das Gewaltige, das sie gemeinsam geschaffen haben, trägt noch keinen Namen. Die neue Gottheit hat sich noch nicht gezeigt, und so erblickt man nur die prächtigen Götter der einzelnen Nationen. Diesem, seinem eigensten Gott will jedes Volk folgen. Es fürchtet, daß der unbekannte Gott, der sich noch nicht zeigte, sie zertrümmern wird. Und in der Tat, erst muß die Nation klar sein wie ein Kristall, ehe das Gesetz der kommenden Zeit zu leuchten beginnt. In dem grausamen Hin- und Widerspiel zwischen Volk und Welt ist heute noch alles wirr, wüst und unreif.

Wir leben mitten in einem Zeitalter neuer Entdeckungen. Alle großen Epochen sind Epochen der Entdeckungen. Man entdeckte einst, was eine geschlossene Schar von Kriegern erreichen kann, daß aus ihr Staaten und Weltreiche zu erwachsen vermögen. Man entdeckte einst neue Kontinente. Man endeckte die Gesetze der Wissenschaft und die Gewalten der Technik. Alle diese Entdeckungen liegen hinter uns, sie sind unser Besitz, unsere Erkenntnis, unser Werkzeug geworden. Heute aber hebt die größte aller Entdeckungsfahrten an: auf einer rings umgrenzten und entdeckten Welt, deren Bewohner über die ungeheuersten Mittel der Technik und des Geistes verfügen, müssen wir uns selbst, das Volk, die Nation der neuen Zeit und mit ihr das Gesetz der Zeit entdecken, nach welchem wir alle in Zukunft zu leben und zu streiten haben.

Aus einem werdenden Buche „Vom Verhängnis der Völker — Das Gegenteil einer Utopie."

Friedrich Burgdörfer

# Von 170 zu 500 Millionen Europäern

## Dynamik der europäischen Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert

Es dürfte heute Allgemeingut aller verantwortungsbewußten Menschen sein, die für die Erneuerung des deutschen Volkes arbeiten, daß alle noch so heroischen Anstrengungen vergeblich bleiben müssen, wenn es nicht gelingt, eine aktive Bevölkerungspolitik bewußt in den Mittelpunkt aller Staatspolitik zu stellen. Diese Ueberzeugung zum Bewußtseinsbestandteil des deutschen Menschen zu machen, müssen alle Hilfsmittel angewandt werden. Wesentliche Gesichtspunkte hierzu liefert der nachstehende Aufsatz des Verfassers des Buches „Volk ohne Jugend", der in diesem grundlegenden Buche und an anderen Orten alles Rüstzeug zu dieser Frage geliefert hat. Der Aufsatz setzt diese Grundtatsache in den großen Völkerzusammenhang. Er ist als Vortrag auf dem Internationalen Historiker-Kongreß in Warschau am 23. August 1933 gehalten.

Die Schriftleitung.

Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert beispiellosen Bevölkerungswachstums. Dieses Bevölkerungswachstum führte nicht, wie Malthus befürchtete, zu einer Verelendung der Menschheit, sondern es war Ansporn und Träger einer gewaltigen wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, die es ihrerseits ermöglichte, den Nahrungsspielraum und damit die Bevölkerungskapazität der Erde — als Ganzes betrachtet — in ungeahnter Weise auszuweiten. Von der Gefahr einer Uebervölkerung der Erde sind wir — dank der wirtschaftlichen und technischen Fortschritte — heute vermutlich weiter entfernt, als wir es zur Zeit von Malthus zu sein schienen. Dabei trägt sowohl die Erde als insbesondere Europa heute rund die dreifache Menschenzahl: die Erdbevölkerung ist von 1800 bis 1930 von 600 auf rund 2000 Millionen, die Bevölkerung Europas in der gleichen Zeit von rund 170 auf 500 Millionen angestiegen. Und diese 500 Millionen Europäer, die es heute gibt, leben zweifellos — immer im ganzen betrachtet — besser als ihre 170 Millionen Vorfahren zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebten.

### I.

Diese Feststellung schließt freilich nicht aus, daß einzelne Länder, insbesondere in Mittel- und Westeuropa, heute mehr Menschen tragen, als ihr eigener Boden normalerweise zu ernähren vermag; sie können ihre Bevölkerung, die über den natürlichen Nahrungsspielraum hinausgewachsen ist, nur durch Exportindustrie und Warenaustausch mit Nahrung und Kleidung versorgen. Insofern kann man also von einer relativen Uebervölkerung einzelner Teile Europas sprechen. Das gilt vor allem für Deutschland, das „Volk ohne Raum", in dem auf den Quadratkilometer Bodenfläche rund 140 Menschen entfallen (gegen 44 im gesamteuropäischen Durchschnitt und 13 im Gesamtdurchschnitt der Erdoberfläche); ebenso gilt es für Italien, wo 133 Menschen durchschnittlich auf einem Quadratkilometer leben. Sehr dicht bevölkert sind namentlich auch Belgien, Holland und England; aber diese Länder verfügen in ihrem ausgedehnten Kolonialbesitz über große Ausgleichsmöglichkeiten innerhalb ihres eigenen Herrschaftsbereiches, die dem deutschen Volke fehlen.

Im ganzen kann man sagen, daß die Bevölkerungsdichte in den mittel- und westeuropäischen Ländern bereits einen Grad erreicht hat, der eine weitere erhebliche

Zunahme der Bevölkerungsdichte nicht mehr sehr wahrscheinlich macht. Anders liegen die Dinge in dem noch dünn besiedelten Osteuropa. Hier treffen beispielsweise in Polen erst 83 Menschen auf den Quadratkilometer, in der Ukraine 64, in Weißrußland 39, im sonstigen europäischen Rußland (RSFSR) nur 15 Menschen auf den Quadratkilometer. Diese relativ dünne Besiedlung großer Räume läßt eine erhebliche Verdichtung der Bevölkerung zu, und damit erscheint hier eine starke Zunahme der Bevölkerung als wahrscheinlich oder mindestens als möglich. Diese Zunahme der Bevölkerung hat selbstverständlich gewisse Veränderungen der wirtschaftlichen Struktur sowohl zur Voraussetzung als auch zur Folge.

Auch die Geschichte der europäischen Bevölkerungsentwicklung und die heutige Bevölkerungsdynamik weisen in die gleiche Richtung. Im Altertum lag das Schwergewicht der europäischen Bevölkerung in den Ländern, die sich um das Mittelmeer gruppieren: Italien, Spanien, Frankreich. Im Mittelalter verlagerte sich das Bevölkerungsschwergewicht mehr nach West- und Mitteleuropa, und in unserer Zeit verschiebt es sich immer mehr über Mitteleuropa hinaus nach Osteuropa.

Die Bevölkerungsdaten des Altertums und Mittelalters sind außerordentlich spärlich und wenig zuverlässig. Nach der Volkszählung, die im Todesjahr des Kaisers Augustus (14. n. Chr.) in den sämtlichen Ländern des Römischen Reiches durchgeführt wurde, hatten die europäischen[1]) Gebiete des Römischen Weltreiches insgesamt 23 Millionen Einwohner, und zwar Italien rund 6 Millionen, Spanien ebenfalls 6 Millionen, Griechenland 3 Millionen, Gallien 3,4 Millionen, die übrigen europäischen Provinzen 4,6 Millionen. Einschließlich der übrigen (nichtrömischen) Teile Europas dürfte die Gesamtbevölkerung Europas zu Beginn unserer Zeitrechnung kaum mehr als 30 Millionen betragen haben; reichlich die Hälfte davon entfiel auf die Länder, welche man heute als romanisch zu bezeichnen pflegt.

Ueber die weitere Entwicklung Europas im Altertum und frühen Mittelalter sind keine ausreichenden Unterlagen vorhanden[2]). Für das Jahr 1350 (d. h. unmittelbar nach dem Wüten des „schwarzen Todes“, der etwa 25 Millionen Menschenopfer gefordert haben soll) wird die Einwohnerzahl Europas auf rund 100 Millionen geschätzt, für das Jahr 1700, also ein halbes Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege, wird sie (vermutlich zu niedrig) auf 110 Millionen und für das Jahr 1750 auf 140 Millionen beziffert. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden die Volkszählungen und statistischen Ermittlungen so umfassend und ausreichend, daß sie ein zuverlässiges Bild von der tatsächlichen Bevölkerungsentwicklung Europas geben können. Um das Jahr 1800 hatte Europa insgesamt 172 Millionen Einwohner. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war die Einwohnerzahl auf rund 450 Millionen angestiegen, und heute beziffert sie sich — trotz der

[1]) Die asiatischen Teile des Römischen Reiches umfaßten 19,5 Millionen, die afrikanischen 11,5 Millionen, mithin das gesamte Römische Reich 54 Millionen Einwohner. Vgl. Wl. Woytinsky „Die Welt in Zahlen“, Band I, Berlin 1925.

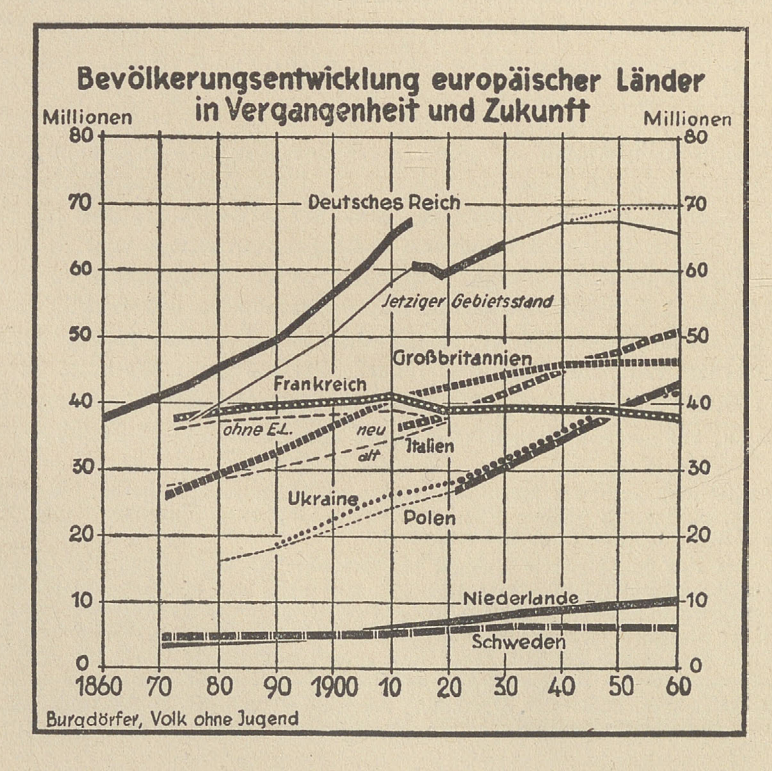
[2]) Es wäre eine dankenswerte Aufgabe der Geschichtsforschung, wenn sie mehr als bisher diesen Fragen ihr Augenmerk widmen würde. Es muß dabei das Ziel sein, allmählich zu einer möglichst umfassenden Zusammenstellung allen archivalischen Materials über die Bevölkerungsentwicklung der einzelnen Städte und Gebiete des Reiches zu kommen, ähnlich wie sie unter Leitung Ginis für Italien (bis zum Jahre 1000 zurück) zustande gekommen ist. Diese Aufgabe könnte m. E. mit der von Dr. Gercke, dem Sachverständigen für Rassefragen beim Reichsministerium des Innern, angeregten Sammlung und Auswertung des in Kirchenbüchern, Stadtchroniken usw. enthaltenen familienkundlichen Materials verbunden werden.

schweren Bevölkerungsverluste im Weltkrieg — auf rund 500 Millionen. Die Bevölkerungszahl Europas hat sich also im Laufe der letzten 130 Jahre rund verdreifacht, während sie zur ersten Verdreifachung innerhalb unserer Zeitrechnung rund 1300 Jahre benötigte (vom Jahre 14 bis 1350).

II.

Dieser gewaltige Bevölkerungszuwachs während der letzten 130 Jahre ist freilich nicht allen Ländern in gleicher Weise zugutegekommen, und zwar vor allem wegen der erheblichen Unterschiede, die hinsichtlich der natürlichen Fortpflanzungsstärke bestanden und bestehen.

Im Mittelalter bis etwa zur französischen Revolution war Frankreich auch in bevölkerungspolitischer Hinsicht die „grande nation", das volkreichste Land Europas. Um das Jahr 1780 wurde es von Rußland, um das Jahr 1850 von Deutschland, um das Jahr 1910 von Großbritannien, in unseren Tagen von Italien überflügelt, und aller Voraussicht nach wird es in etwa 20 Jahren von Polen und der Ukraine an Volkszahl übertroffen werden. Frankreich hatte um das Jahr 1850 auf einem Gebiet, das ebenso groß war wie das der deutschen Länder, die sich 1871 zum Deutschen Reich zusammenschlossen, die gleiche Bevölkerungszahl wie Deutschland, nämlich rund 36 Millionen. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1914) hatte sich die deutsche Bevölkerungszahl auf rund 68 Millionen erhöht, also nahezu verdoppelt, während die Frankreichs immer noch nur knapp 40 Millionen betrug, und heute hat das Deutsche Reich — trotz seiner erheblichen Gebietsverluste — auf einer Fläche, die um 80 000 Quadratkilometer kleiner ist als die Frankreichs, über 65 Millionen Einwohner, während Frankreich, trotz der Einverleibung Elsaß-Lothringens, nicht ganz 42 Millionen hat.



Dieser historische Vergleich zweier ungefähr gleich großer Nachbarländer zeigt am deutlichsten, in welchem Maße sich die Unterschiede in der natürlichen Fortpflanzungsstärke der einzelnen Länder auf die Entwicklung ihrer Volkszahl auf die Dauer auswirken. Frankreich ist das klassische Land des Geburtenrückgangs. Dort hat der Geburtenrückgang schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingesetzt und damit — im Zusammenhang mit den demographischen Nachwirkungen der Napoleonischen Kriege — die Entwicklung der Volkskraft erheblich geschwächt, während in anderen Ländern, so vor allem auch in Deutschland, noch ein starkes Bevölkerungswachstum herrschte, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durch energische Bekämpfung der Sterblichkeit in erheblichem Maße gefördert wurde. Um die letzte Jahrhundertwende setzte aber auch in den meisten anderen west-, mittel- und nordeuropäischen Ländern ein mehr oder weniger scharfer Geburtenrückgang ein, der zu einer erheblichen Verlangsamung des Bevölkerungswachstums jener Länder führte.

Die Geburtenrate ist vielfach schon auf ein Niveau abgesunken, das — trotz relativ geringer Sterblichkeit — nicht mehr die Aufrechterhaltung des Bevölkerungsstockes gewährleistet. In meinem bevölkerungspolitischen Handbuch „Volk ohne Jugend"[1]), in dem ich die Frage des Geburtenrückganges und seiner Auswirkungen eingehend behandelt habe, habe ich nachgewiesen, daß u. a. in Deutschland, in England, in Schweden, in der Schweiz, in Norwegen, in Dänemark und in Frankreich die heutigen Geburtenzahlen nicht mehr ausreichen, um den bloßen Bevölkerungsbestand dieser Länder aufrechtzuerhalten. Die biologische Lebensbilanz dieser Länder weist bereits ein mehr oder weniger erhebliches Geburtendefizit auf. Zwar übertrifft in fast allen Ländern die rohe Zahl der Geburten noch die der Sterbefälle, aber diese Geburtenüberschüsse beruhen zum Teil auf einer optischen Täuschung; sie sind der Eigenart und Zufälligkeit des Altersaufbaues zu verdanken und täuschen dadurch zum Teil ein Bevölkerungswachstum vor, das in Wirklichkeit, d. h. biologisch und dynamisch betrachtet, überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Ein tatsächliches, ein dynamisches — also nicht bloß scheinbares — Bevölkerungswachstum haben in Westeuropa nur noch die Niederlande und Irland, ferner die südromanischen Länder Italien, Spanien und Portugal sowie die Balkanländer und vor allem die osteuropäischen Länder Polen, Ukraine, Sowjetrußland aufzuweisen. Der Geburtenrückgang, d. h. die willentliche Beschränkung der Geburtenzahl, hat zuerst in Frankreich begonnen, dann allmählich auf die übrigen Länder in West-, Mittel- und Nordeuropa übergegriffen. Der größte Tiefstand der Geburtenhäufigkeit findet sich heute in den vorwiegend germanischen Ländern Mittel- und Nordeuropas. Die slawischen oder vorwiegend slawischen Länder Osteuropas sind von der westeuropäischen Zivilisationserscheinung des Geburtenrückgangs noch relativ am wenigsten erfaßt, wenn auch deutliche Anzeichen für einen Beginn des Geburtenrückganges da und dort schon festzustellen sind. Im ganzen weist die Geburtenkarte Europas eine deutlich ausgeprägte Abstufung von Osten nach Westen auf, die zum Teil durch einzelne Länder mit verschiedensprachiger Bevölkerung (z. B. Tschechoslowakei, Polen) mitten hindurchgeht.

## III.

Die unterschiedliche Stärke der natürlichen Fortpflanzung hat bereits im letzten Jahrhundert eine Verschiebung des Bevölkerungsschwerpunktes

[1]) Verlag Kurt Vowinckel, Berlin, 1932.

vom Westen nach der Mitte unseres Erdteils bewirkt, und es läßt sich unschwer voraussagen, daß bei einer Fortdauer der gegenwärtigen Unterschiede in der natürlichen Fortpflanzung der einzelnen Völker sich der Bevölkerungsschwerpunkt Europas immer mehr nach dem Osten verlagern wird.

Nach Vorausberechnungen über die künftige Bevölkerungsentwicklung, die das Statistische Reichsamt[1]) für das Deutsche Reich und zum Vergleich auch für eine Reihe anderer europäischer Länder durchgeführt hat, ist damit zu rechnen, daß Europa in den nächsten 30 Jahren noch einen Bevölkerungszuwachs von etwa 100 Millionen haben wird, so daß sich die Einwohnerzahl Europas um das Jahr 1960 auf etwa 600 Millionen beziffern dürfte. (Das ist also etwa ebensoviel, wie die gesamte Erdbevölkerung um das Jahr 1800 betrug.) Dieser Bevölkerungszuwachs wird sich vor allem innerhalb der osteuropäischen Länder vollziehen, während die Bevölkerung West- und Mitteleuropas nur noch in relativ bescheidenem Maße zunehmen dürfte. Damit wird sich das Bevölkerungsschwergewicht Europas immer mehr nach dem Osten verlagern, wie sich aus folgender zusammenfassender Darstellung[2]), in der die Entwicklung im vergangenen Jahrhundert der voraussichtlichen Weiterentwicklung bis zur Mitte dieses Jahrhunderts (1810 bis 1960) gegenübergestellt ist, zeigt:

Von der Gesamtbevölkerung Europas entfallen:

| auf die | 1810 | | 1910 | | 1930 | | 1960 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Mill. | v. H. | Mill. | v. H. | Mill. | v. H. | Mill. | v. H. |
| I. Germanische Ländergruppe . . . | 59 | 31,6 | 152 | 34,4 | 149 | 30,0 | 160 | 26,9 |
| II. Romanische Ländergruppe . . . | 63 | 33,7 | 108 | 24,3 | 121 | 24,4 | 133 | 22,3 |
| III. Slawische Ländergruppe . . . . | 65 | 34,7 | 187 | 41,7 | 226 | 45,6 | 303 | 50,8 |
| Europa zusammen . . . | 187 | 100 | 447 | 100 | 496 | 100 | 596 | 100 |

Der Anteil der germanischen Ländergruppe, der um das Jahr 1810 nicht ganz ein Drittel, vor dem Weltkrieg ein reichliches Drittel der europäischen Bevölkerung ausmachte, droht in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts auf rund ein Viertel (27 Prozent) abzusinken.

Die romanische Ländergruppe, deren Anteil an Europa zu Beginn unserer Zeitrechnung noch rund die Hälfte betrug und während des 19. Jahrhunderts von einem Drittel auf ein Viertel abgesunken ist, wird um die Mitte dieses Jahrhunderts nur noch ein Fünftel der europäischen Bevölkerung umfassen.

Die slawische Ländergruppe dagegen, deren Anteil an der europäischen Bevölkerung im Verlauf des 19. Jahrhunderts von einem Drittel auf zwei Fünftel angestiegen ist, wird um die Mitte dieses Jahrhunderts rund die Hälfte aller Europäer auf sich vereinigen.

## IV.

Ob die Entwicklung tatsächlich in dieser Weise verlaufen wird, vermag heute niemand vorauszusagen, weil niemand weiß, ob die den Berechnungen zugrundeliegende doppelte Prämisse „rebus sic stantibus" und „ceteris paribus" auch tatsächlich gegeben sein wird. Wenn auch die allgemeine Richtung der Entwicklung einigermaßen feststehen dürfte, so müssen doch hinsichtlich des Ausmaßes der Entwicklung im Einzelnen alle Vorbehalte betont werden, die grundsätzlich bei Vorausberechnungen dieser Art immer

[1]) Band 401 der Statistik des Deutschen Reichs.

[2]) Wegen weiterer Einzelheiten der Berechnungsmethode und der Ergebnisse für einzelne Länder vgl. F. Burgdörfer „Volk ohne Jugend", Seite 372.

**Die Verlagerung des europäischen Bevölkerungs-Schwerpunktes in Millionen**

1810: Germ. 59 (31,6) · Sl. 65 (34,7) · Rom. 63 (33,7)

1910: Germanen 152 (34,0 %) · Slawen 187 (41,7 %) · Romanen 108 (24,3 %)

1930: Germanen 149 (30,0 %) · Slawen 226 (45,6 %) · Romanen 121 (24,4 %)

1960: Germanen 160 (26,9 %) · Slawen 303 (50,8 %) · Romanen 133 (22,3 %)

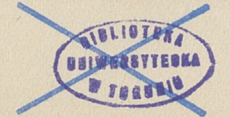
Burgdörfer, Volk ohne Jugend

zu machen sind. Es ist sehr wohl möglich, daß Länder, in denen die Fortpflanzung schon einen bedrohlichen Tiefstand erreicht hat, durch energische bevölkerungspolitische Maßnahmen wenigstens eine Stabilisierung ihrer Geburtenziffer erreichen, wie dies neuerdings etwa in Frankreich der Fall zu sein scheint, oder auch daß eine geistige, seelische und politische Renaissance, wie sie beispielsweise jetzt das deutsche Volk durchlebt, auch eine biologische Wiedergeburt zur Folge hat oder doch wenigstens die seelische Voraussetzung dafür schafft, daß bevölkerungspolitische Maßnahmen mit Aussicht auf Erfolg ergriffen werden können.

Auf der anderen Seite muß damit gerechnet werden, daß bei der engen wirtschaftlichen und geistigen Verflechtung der Völker untereinander die Geburtenbeschränkung als moderne Zivilisationserscheinung auch in den Ländern um sich greift, die heute noch wenig davon berührt zu sein scheinen und daß sich dann in diesen Ländern der Geburtenrückgang (nach den Erfahrungen in West- und Mitteleuropa) vermutlich in noch schnellerem Tempo







vollziehen wird, so daß sich auf diese Weise allmählich eine Nivellierung der heute noch vorhandenen Größenunterschiede des Volkswachstums vollziehen dürfte.[1])

Im übrigen versteht es sich von selbst, daß die Stärke und Bedeutung eines Volkes keineswegs allein durch seine Kopfzahl bestimmt wird; auch in dieser Hinsicht kann Frankreich als Beispiel gelten. Andererseits läßt sich aber nicht bestreiten, daß neben der Qualität und Reife der Bevölkerung doch auch ihrer bloßen Zahl eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt. Starke Unterschiede in dem Bevölkerungswachstum und damit Verschiebungen hinsichtlich des demographischen Stärkeverhältnisses der Völker innerhalb bestimmter Räume wirken sich sowohl auf die wirtschaftliche als auch die politische Struktur jener Räume aus und müssen darum als politische Faktoren ersten Ranges gelten. Sie verdienen darum, soweit die Vergangenheit in Betracht kommt, in besonderem Maße das Interesse der Geschichtswissenschaft, soweit die Gegenwart und Zukunft in Betracht kommen, das Interesse der Staatsmänner und Politiker. In einem volkstumsbewußten Staat wird darum eine aktive, die Erhaltung und gesunde Entfaltung der Volkskraft fördernde Bevölkerungspolitik im Mittel- und Brennpunkt der gesamten Staatspolitik stehen müssen.

R. P.

# Die farbige Weltrevolution

Glücklich wird niemand sein, der heute irgendwo in der Welt lebt.
Oswald Spengler.

Die neue Schrift von Oswald Spengler „Jahre der Entscheidung", Erster Teil „Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung" (München, C. H. Beck), könnte wie ein Kassandraruf wirken. Sie ist jedoch viel mehr, denn Spengler zeigt freilich Gefahren von unerhörtem Ausmaß auf, hält sie jedoch nicht für unabwendbar, sondern deutet den Weg an, wie sie überwunden werden können, wenn auch das Eigentliche hierüber wohl erst im zweiten Teil zu lesen sein wird. Das Buch war in seinen Hauptteilen fertig vor dem politischen Umbruch dieses Jahres, den niemand stärker herbeigesehnt hat als Oswald Spengler, da er „die schmutzige Revolution von 1918 vom ersten Tage an gehaßt hat als den Verrat des minderwertigen Teiles unseres Volkes an dem starken, unverbrauchten, der 1914 aufgestanden war, weil er eine Zukunft haben mußte und haben wollte". Spengler aber warnt in seiner Einleitung eindringlich davor, das Erreichte in irgendeiner Weise zu überschätzen und die Mobilmachung mit dem Sieg zu verwechseln. Er stellt das deutsche Schicksal in das Weltgeschehen und zerstört mit harter Hand alle Illusionen eines Inseldaseins. Ursprünglich

[1]) So ist beispielsweise in Polen von 1925 bis 1932 die absolute Geburtenzahl von 1 037 000 auf 932 000, die auf 1000 Einwohner berechnete Geburtenziffer von 35,2 auf 28,7 abgesunken. Allerdings ist die polnische Geburtenziffer erheblich größer als die deutsche, die 1932 nur noch 15,1 auf Tausend betrug, und die absolute Geburtenzahl Polens mit seinen 32 Millionen Einwohnern ist fast ebenso groß wie die des Deutschen Reiches, das bei doppelt so großer Bevölkerung 1932 nur noch 978 000 Geburten hatte. Vgl. hierzu auch meine Auseinandersetzung mit dem Deputierten Gratien u. a., die voraussichtlich im Oktoberheft der von Reichsminister R. Walther Darré herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Agrarpolitik" unter dem Titel „Volk ohne Raum — Volk ohne Jugend" erscheinen wird.

sollte sein Buch heißen „Deutschland in Gefahr", der neue Titel ist die einzige Aenderung in seiner Konzeption, und Spengler läßt bei der rückhaltlosen Bejahung des deutschen Geschehens keinen Zweifel daran, daß das Eigentliche seiner Ansicht nach erst noch getan werden muß und daß durch die Gesundung im Inneren zunächst nichts als eine Grundlage dafür geschaffen ist, daß der einzige Erfolg, den es gibt, der außenpolitische, erreicht werden könnte. Mit Unbehagen sieht er das ständige Feiern dieser geglückten Mobilmachung und möchte es aufgespart wissen für den Tag wirklicher und endgültiger Erfolge, nämlich der außenpolitischen.

Spengler will kein Wunschbild der Zukunft geben und noch weniger ein Programm zu dessen Verwirklichung, sondern in schonungsloser Offenheit nur die Tatsachen hinstellen, mit denen wir jetzt und in der Zukunft zu rechnen haben. Mit der ihm eigenen, den menschlichen Zugang zuweilen eher versperrenden als erleichternden Art nimmt er für sich den weiteren Blick als andere in Anspruch. Das Recht zur Kritik wird ihm niemand bestreiten; ob aber das Bild der Lage, in anderer Form vorgetragen, nicht größere Wirksamkeit verbürgt hätte, darüber zum Schluß ein Wort.

Er stellt ausdrücklich fest, daß nicht die nationale Machtergreifung in seinen Augen eine Gefahr ist, sondern daß die Gefahren seit 1848, zum Teil schon sehr viel länger vorhanden waren und fortbestehen werden, weil sie nicht durch ein Einzelereignis beseitigt werden können. Denn dieses Einzelereignis bedarf erst einer jahrelangen und richtigen Fortentwicklung, um zur Begegnung der Gefahren wirksam verwandt werden zu können. Hier spricht ein Mann, dem Angst um Deutschland, um sein heißgeliebtes Deutschland, das Herz bewegt, ähnlich wie sich der größte deutsche Staatsmann nachts mit Albtraumen um Deutschlands Zukunft quälte. Die Mahnungen und Warnungen Spenglers, die deutsche Zukunft einzig im Verhältnis zur Welt zu sehen, dürfen nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. So ist es Pflicht eines jeden verantwortungsbewußten Deutschen, Hemmungen beseitigen zu helfen, die vielleicht aus Spenglers Art heraus seinen Warnungen den Weg zu maßgebenden Stellen versperren könnten.

## I.

In dem Abschnitt „Die Weltkriege und Weltmächte" zeichnet Spengler unter völliger Ausschaltung des veränderten Bildes im Inneren das unverändert gefährliche Bild der äußeren Gesamtlage. Er schildert die Entwicklung seit 1770. Er gibt mit der ihm eigenen Bitterkeit und dem hochmütig stolzen Absprechen eines überragenden Geistes, der seine Ueberlegenheit sehr stark betont, ein fast apokalyptisches Bild von der furchtbaren Zerstörung der inneren wie der äußeren Kräfte, die der Rationalismus und Liberalismus über die Welt gebracht haben. Eine immer erbärmlicher werdende Welt ohne geschichtliches Empfinden und ohne Achtung vor den aufbauenden und organisch wirkenden Kräften des Lebens zerstörte gerade dank ihrer inneren Kleinheit das Europa, das einst mit Recht den Anspruch auf die Lenkung der Geschicke der gesamten Welt erheben konnte. Hier stoßen wir auf bekannte Gedankengänge, die Spengler schon in seinem „Untergang des Abendlandes" und in der Schrift, die wie keine andere gerade auch auf die jüngere Generation wirksam geworden ist, „Preußentum und Sozialismus"*) in anderer Form gesagt hat. Von Rousseau an mit seinem verhängnisvollen Evangelium sind die natürlichen, eingeborenen Instinkte der Menschen systematisch

*) In einer weiteren Buchveröffentlichung „Politische Schriften" ist diese Arbeit mit vier bisher unveröffentlichten Aufsätzen „Das Doppelantlitz Rußlands und die deutschen Ostprobleme", „Neue Formen der Weltpolitik", „Das Verhältnis von Wirtschaft und Steuerpolitik seit 1750", „Das heutige Verhältnis zwischen Weltwirtschaft und Weltpolitik" und den Arbeiten „Politische Pflichten der deutschen Jugend", „Neubau des deutschen Reiches" neu erschienen, die insgesamt eine ausgezeichnete Einführung in Spenglers großes Werk „Untergang des Abendlandes" und darüber hinaus eine Fortführung dieses Werkes enthalten. (München, C. H. Beck.)

zersetzt, alle organischen Zusammenhänge zerstört und widernatürliche Gebilde wie die einzelnen politischen und wirtschaftlichen Organisationen geschaffen, lediglich als Kampfmittel und Faktoren im Vernichtungskampfe gegen die organischen Kräfte und unter Mißbrauch der irregeführten Massen. Nicht Marx ist der eigentlich Schuldige, sondern marxistische Auffassung, wie wir sie bekämpfen, gab es lange vor Marx.

In einem zweiten großen Abschnitt schildert er dann die „weiße Weltrevolution". Er stellt mit großer Härte fest, daß die Weltrevolution ihr Ziel erreicht hat. Sie droht nicht mehr, sie triumphiert, sie hat gesiegt. Wer hiervor die Augen zumacht, auch unter den Anhängern der Weltrevolution selber, steht unter dem ewigen Verhängnis menschlicher Geschichte, die dem Kämpfer am Ziel mit grausamer Klarheit zeigt, daß das erreichte Ziel ganz anders aussieht als das gewollte und daß der Kampf dafür die Mühe nicht gelohnt hat. Der Uebergang vom Liberalismus zum Bolschewismus zerstörte in seiner ersten Etappe die politischen Mächte. Sie sind heute zerfressen und zerfallen. Seit 1848 wurde als Ziel die Vernichtung der organischen Mächte des Wirtschaftslebens, die man törichterweise Kapitalismus nannte, angestrebt. Die seit fast einem Jahrhundert vorausgesagte Katastrophe der Wirtschaft ist da. Denn die Weltwirtschaftskrise ist nicht, wie die Welt in Selbsttäuschung immer noch glaubt, eine vorübergehende Folge von Krieg, Revolution, Inflation und Schuldenzahlung, sondern sie ist in allen wesentlichen Zügen das Ergebnis einer zielbewußten Arbeit der Führung des Proletariats. Den Weltkrieg hat nach Spengler der Arbeiterführer gewonnen. Die Gewerkschaft der Parteibeamten und die Bürokratie der Revolution regiert heute die abendländische Zivilisation, die systematische Ausraubung der Gesellschaft ist durchgeführt. Das war nach Spengler die Löhnung der Söldner im Klassenkampfe. Mit Schärfe wendet sich Spengler gegen den Irrtum, daß dieser Zusammenbruch von allem, was Jahrhunderte aufgebaut haben, als gewollt abgelehnt wird. Er ist gewollt gewesen, und Spengler glaubt es zu beweisen. Die Tatsache der politischen Löhne unterstreicht er mit wirksamsten Argumenten. Ihre wirtschaftlich untragbare Höhe war rein politisch bestimmt. Die höhere Wertarbeit wurde zugunsten der niederen so stark wie nur möglich belastet.

Das läßt er nun in den großen Weltzusammenhang einmünden. Nach ihm beruhte die Ueberbezahlung der weißen Arbeit auch auf der Unterbezahlung der farbigen Arbeit. Schon 1900 war der Bau der weißen Wirtschaft untergraben. Er mußte auf die Länge unter dem Druck der politischen Löhne und dem Sinken der persönlichen Arbeitsdauer, der Sättigung aller fremden Absatzmärkte und dem Entstehen fremder, von den weißen Arbeiterparteien unabhängiger Industriegebiete zusammenbrechen. Der große Krieg hielt diesen auf die Länge nicht zu vermeidenden Zusammenbruch nur nicht länger auf, bewirkt hat er ihn nicht. Heute feiern 30 Millionen weißer Arbeiter trotz der großen Menschenverluste im Kriege, auch in Ländern, die gar nicht in den Krieg verwickelt waren. Damit beweist Spengler, daß die Arbeitslosigkeit und die Wirtschaftskrise nicht Folgen von Kriegsschulden oder verunglückten Währungsexperimenten sind. Denn die Arbeitslosigkeit steht überall genau im Verhältnis zur Höhe der politischen Tariflöhne. Sie trifft die einzelnen Länder genau im Verhältnis zur Zahl der weißen Industriearbeiter. Er warnt eindringlich davor, daß man die Arbeitslosigkeit abschaffen könne durch Arbeitsbeschaffung von überflüssiger und zweckloser Arbeit. Denn eine neue notwendige, ertragreiche und zweckvolle Arbeit gibt es unter den Bedingungen, unter denen wir leben, nicht. Er lehnt auch den Autarkiegedanken als das letzte verzweifelte Mittel der todkranken Nationalwirtschaften ab. Die Wirtschaft ist kein Reich für sich, mit der großen Politik unauflöslich verbunden, ist sie ohne starke Außenpolitik nicht denkbar. Einen Kampf für die Verteidigung der Nationalwirtschaften hält er für aussichtslos, da der Feind sich in der belagerten Festung befindet und der Verrat in Gestalt des Klassenkampfes schon sein Werk getan hat.

Spengler sagt voraus, daß die Weltrevolution nicht zu Ende ist, daß sie vielleicht sogar das Ende dieses Jahrhunderts noch überdauern wird. Mit der geschichtlichen Unerbittlichkeit eines großen Schicksals geht sie unaufhaltsam ihren letzten Entscheidungen entgegen. Es gibt heute nur noch zwei natürliche Parteien: der weiße Bolschewismus und seine Gegenkräfte. Er spricht auch dem Faschismus das Urteil. Nicht Parteien, sondern Heere sind die künftigen Formen der Macht, Heere von selbstloser Ergebenheit in der Hand des Diktators, des neuen Caesar. Die Rettung der weißen Menschheit ist nach Spengler nur möglich, wenn Deutschland sich auf das „Preußentum", wie Spengler es sieht, als Tatsache in sich besinnt und mit diesem Schatz von vorbildlichem Sein gegenüber der von blutlosen Ideologien hin und her getriebenen Menschheit als Erscheinung der weißen Welt seine Aufgabe sucht und so vielleicht noch ihr Retter werden kann.

## II.

Denn riesengroß erhebt sich hinter den Weltkriegen und der im vollen Fluß befindlichen proletarischen Weltrevolution die schwerste aller Gefahren: die farbige. Zwei Weltrevolutionen größten Ausmaßes bedrohen die weiße Zivilisation: der Klassenkampf und der Rassenkampf. Die farbige Welt reicht weiter, als gemeinhin angenommen wird; nicht nur Afrika, die Indianer mit Negern und Mischlingen in Südamerika, islamische Völker, China, Indien bis zum Malaiischen Archipel hin, sondern vor allen Dingen Japan und Rußland gehören dazu. Denn Rußland ist bewußt außerhalb Europas getreten und fühlt sich als Vorkämpfer Asiens. Das ist neben dem Sieg des Arbeitersozialismus über die Gesellschaft der weißen Völker die zweite revolutionäre Folge des Weltkrieges.

Hier wird eindringlich die Verräterrolle klar, die Frankreich, wie in früheren Jahrhunderten, jetzt gegenüber der weißen Rasse spielt. Auch England ist von diesem Verbrechen nicht freizusprechen. Denn die Tatsache, daß die Farbigen der ganzen Welt in Massen auf europäischem Boden von ihren weißen Führern gegen andere Weiße eingesetzt wurden, die Geheimnisse der modernsten Kriegsmittel, aber auch die Grenzen ihrer Wirkung kennenlernten, hat die Farbigen im Innersten aufgerufen und aufgewühlt. Sie begannen, die Weißen zu verachten. So hat nicht Deutschland, sondern das Abendland den Weltkrieg verloren, als es die Achtung und die Furcht der Farbigen verlor.

Rußland und Japan sind heute die einzigen aktiven Mächte der Welt, dadurch ist Asien das entscheidende Element des Weltgeschehens geworden. Unter seinem Druck handeln die weißen Mächte, ohne es zu merken. Nachdem die Revolution von unten in der Gestalt des Arbeitersozialismus durch die politischen Löhne Breschen gelegt hatte, drang die farbige Wirtschaft, von Rußland und Japan geführt, mit der Waffe niedriger Löhne ein und ist im Begriff, die Zerstörung zu vollenden. Die politisch-soziale Propaganda durchdringt ganz Indien und China. Sie hat auf Java und Sumatra eine Rassenfront gegen die weißen Herren aufgerichtet, sie wirkt mit großen Erfolgen bei der indianischen Rasse in Südamerika, und sie erzieht den Neger erstmalig zu einem Gemeinschaftsgefühl auf der Grundlage des Hasses gegen die Weißen. Die farbige Weltrevolution dringt vor unter sehr verschiedenen Tendenzen: nationale, wirtschaftliche, soziale. Bald kämpft sie gegen weiße Regierungen von Kolonialreichen, bald gegen die Macht diplomatischen Geldes, bald gegen das Christentum in jeder Form, gegen Sitte und Brauch, gegen Weltanschauung und Moral. Triebkräfte sind der Haß gegen die weiße Rasse und der unbedingte Wille, sie zu vernichten.

Die Frage, die noch zu beantworten bleibt, ist nur, ob der Sturz der weißen Mächte noch aufzuhalten ist. Die farbige Welt ist im Zusammenschluß begriffen, die weiße hält es für richtig, nach wie vor mit kriegerischen und anderen Mitteln sich selbst zu zerfleischen. Hier sagt Spengler außerordentlich nachdenkliche Worte zur Frage der

Rassen überhaupt. Er lehnt die ab, die so viel von Rassen reden, weil das schon ein Beweis wäre, daß sie keine haben. Starke Rasse ist nach ihm das ewig Kriegerische in dem Typus des „Raubtieres" Mensch, den Spengler in seinen früheren Schriften schon entwickelt hat. Möglichkeiten für Deutschland liegen darin, daß seine politische Vergangenheit ihm keine Gelegenheit gab, sein wertvollstes Blut und seine großen Begabungen zu verschwenden. Die Rasse im Volkstum schlief und wartete auf den Weckruf einer großen Zeit. Bei uns ist noch ein Schatz von tüchtigem Blut vorhanden, wie kein anderes Volk ihn besitzt. Spengler meint, daß dieser Schatz geweckt werden k a n n und durchgeistigt werden m u ß, wenn man ihn für die gewaltigen Aufgaben der Zukunft einsetzen soll.

Das sind die Aufgaben, vor denen wir heute stehen. Hier müßte eine Erziehung einsetzen, die Spengler preußisch nennt. Eine Erziehung, welche durch lebendiges Vorbild die schlafenden Kräfte weckt, nicht Schule, Wissen, Bildung, sondern seelische Zucht, die das herausholt, was noch da ist, es stärkt und zu neuer Blüte bringt und damit den Willen zu kämpfender Selbstbehauptung weckt. Die Farbigen sind nicht Pazifisten, denn sie hängen nicht an einem Leben, dessen Länge sein entscheidender Wert ist. Sie werden das Schwert aufnehmen, wenn wir es niederlegen.

Und nun reckt sich die letzte, größte Gefahr auf. Was wird geschehen, fragt Spengler, wenn sich eines Tages Rassenkampf und Klassenkampf zusammenschließen, um der weißen Welt ihr Ende zu bereiten? Keine der beiden Revolutionen wird die Hilfe der anderen verschmähen zu diesem Ziel, weil sie deren Träger verachtet, denn gemeinsamer Haß löscht gegenseitige Verachtung aus. Es gibt ja auch die Möglichkeit, daß sich an die Spitze dieser Revolution ein weißer Abenteurer stellt. dessen wildes, ungebrochenes Blut ihn heraustreibt aus den sterbenden Formen unseres Lebens.

So zeigt Spengler, wie die kleinen Nöte von Wirtschaftsfragen und innerpolitischen Idealen abgelöst werden von den elementaren Mächten des Lebens selbst, die den Kampf um alles oder nichts aufnehmen. Er glaubt nicht an die Möglichkeit, daß irgendwie in der Zukunft Parteien, seien sie faschistisch oder nationalistisch. bestehen können. Als formgebende Macht sieht er nur den kriegerischen preußischen Geist überall, nicht nur in Deutschland. Spengler schließt mit der Frage: „Vor den großen Entscheidungen sinken die kleinen Ziele heutiger Politik in nichts zusammen, und wessen Schwert hier den Sieg erficht, der wird der Herr der Welt sein. Da liegen die Würfel des ungeheuren Spiels. Wer wagt es, sie zu werfen?"

## III.

Nimmt man widerspruchslos Spenglers These an, so ist in dem ganzen Gebäude der gewaltigen Konzeption kein Bruch und kein Fehler. Zu fragen bleibt aber, ob die These als solche unanfechtbar richtig ist und ob nicht auch hier ein unbewußtes Element materialistischen Denkens, das Spengler allen Menschen dieser Zeit unterstellt, mitbestimmend sich bemerkbar macht in der Ueberschätzung von rein wirtschaftlichen Vorgängen als Triebkräften des Weltgeschehens. Die seelischen Voraussetzungen für das Entstehen der Arbeiterbewegung bleiben ganz unberücksichtigt, trotzdem doch sie erst die Möglichkeit schufen, daß die „Führer" ihre verhängnisvolle Rolle spielen konnten. Ohne ihre Einsetzung in die Rechnung entsteht der Eindruck einer Versimpelung historischen Geschehens.

Zu fragen ist weiter, ob nicht die Aufgabe, die sich nach Spengler ergibt, schon im Abendlande von bestimmten Persönlichkeiten erkannt und in Angriff genommen ist. Auch wir glauben, daß das nächste Zeitalter ein Zeitalter größter Weltkriege sein wird, in denen es zunächst um die Führung des Abendlandes und dann um die Behauptung der Weißen gegenüber dem farbigen Ansturm unter dieser Führung gehen wird.

Schon jetzt prallen im Abendland zwei Ideen aufeinander, die um die Führung ringen. In allen Ländern ist — sichtbar oder noch verdeckt — alles Parteiwesen und damit jeder Versuch *künstlicher* Gliederung der Völker zusammengebrochen. Das — im eigentlichen Sinne — konservativ-revolutionäre Prinzip, das den Führergedanken und die organische Gliederung des Volkes und damit die Einstufung auch des Arbeiters beinhaltet, steht vor dem Siege: das bejahen mehr Arbeiter, als Spengler annimmt. Damit wird gleichzeitig die Frage des „Reiches" brennend. Es muß sich bald herausstellen, ob die Idee des Imperium Romanum oder die Idee des heiligen römischen Reiches deutscher Nation die Führung in die Hand bekommt. Diesen Entscheidungen gegenüber verblassen alle Sorgen innerdeutscher Kämpfe, die auch wir nur als Mobilmachung für die Entscheidungsschlacht ansehen können.

Zum Schluß ist zu fragen, ob zur Wirksammachung seiner Gedanken Spengler nicht einen anderen Weg hätte wählen sollen. Es ist nicht gut, wenn ein Mann von großer Vision mit Galle statt mit Tinte schreibt und manche infolgedessen mit Hochmut und sehr fühlbarer Geringschätzung zurückstößt, deren Verständnis für seine Konzeption zu gewinnen seine eigentliche Aufgabe ist. Der Politiker Spengler muß auch Diplomat sein aus Verpflichtung gegen seine Sendung. Die mögliche Ausnutzung seines Buches gegen Deutschland im Auslande hat er überhaupt nicht bedacht. Der unerbittliche Denker sollte böse Formeln verschmähen, wenn sie auch noch so herrlich pointiert sind, denn sie sind zu billig für einen Spengler. Dem wunderbar boshaften Satz: „Mangel an Intelligenz ist noch keine Ueberwindung des Rationalismus" könnte man entgegenhalten: „Und Grobheit allein ist noch keine Widerlegung."

Spengler ist nicht so einsam, wie er annimmt und — manchmal muß man es fast glauben — sein möchte. Auch für den großen Denker ergibt sich heute eine neue Form von Dienst, die freilich jeden Rest eines hochmütigen Individualismus ausschließt. Spengler wäre berufen, im innersten Rat einer gewaltigen Bewegung dafür zu sorgen, daß die wirkliche Aufgabe richtig erkannt wird und daß man Vorbereitungen nicht verwechselt mit Gelingen, sondern stets nur als wichtige, aber untergeordnete Mittel ansieht, um bereit zu sein zum letzten entscheidenden Kampf um die Macht der Welt.

Hanns Prehn-Dewitz

# Japans Dumping auf den Weltmärkten

Japan, das Land der aufgehenden Sonne, steht heute im Mittelpunkt des weltwirtschaftlichen Interesses. In den kurzen Jahren des Friedens hat es verstanden, eine Industrie aufzubauen, die sich immer mehr dazu anschickt, den großen Industriestaaten der alten und neuen Welt gefährliche und ausdauernde Konkurrenz zu bieten. Sehr mit Recht hat man deshalb in neuester Zeit bereits von einem japanischen Dumping auf dem Weltmark gesprochen.

Ohne Frage hat in erster Linie die starke Bevölkerungszunahme Japan auf den Weg der Industrialisierung getrieben. Betrug die Gesamtbevölkerung der japanischen Inseln im Jahre 1920 noch 56 Millionen Seelen, so belief sie sich 1931 bereits auf 64,5 Millionen, um bis 1933 auf 65,7 Millionen zu steigen. Mit diesem schnellen Anwachsen der Be-

völkerung wurde selbstverständlich die Lösung der Frage nach auskömmlichen Lebensmöglichkeiten zur Notwendigkeit. Die Entwicklung der japanischen Wirtschaft zeigt in den letzten Jahren unzweifelhaft zahlreiche Momente, die jenen der deutschen in der Vorkriegszeit ähneln. Hier wie dort sehen wir den gleichen Bevölkerungsdruck, die Bevorzugung der technischen Entwicklung, des Exports und die Unterbewertung des eigenen Grund und Bodens als Ernährungsgrundlage. Es mußte also auch hier zu Versuchen kommen, die wachsende Bevölkerung durch industrielle Ausfuhrüberschüsse vom fremden Boden zu ernähren.

Die Innensiedlung, die wohl in Korea, Formosa, Sachalin oder Hokkaido möglich gewesen wäre, wurde von der Regierung weniger in Rechnung gezogen. Die Außensiedlung durch Auswanderung aber war in weitestem Maße versperrt. Australien und die Vereinigten Staaten, die am ersten in Frage kommenden überseeischen Auswanderungsländer, hatten sich der asiatischen Einwanderung in ihre Länder widersetzt.

Was blieb anders übrig, als die japanische Industrie aufzuzüchten. Dies ist in den letzten Jahren restlos gelungen, und nun gibt es für Japan nur noch ein Ziel: Vermehrung der Ausfuhr und möglichste Drosselung der Einfuhr.

Da der Export japanischer Waren nach China in den letzten Jahren stark zurückgegangen war — er betrug im Jahre 1929 489,5 Millionen Jen gegen 254,8 Millionen Jen im Jahre 1932 — handelte es sich für den japanischen Exporteur vor allen Dingen darum, neue, außerasiatische Ausfuhrgebiete zu erobern. Er suchte und fand diese auf fast allen Märkten der neuen und alten Welt. Damit aber war nicht nur Amerika, sondern auch Europa ein nicht zu unterschätzender Konkurrent erstanden. Die Hauptausfuhrprodukte, wie Rohseide, Baumwollstoffe, Baumwollkleider, Baumwollgarne, Porzellan, Papier, Kohle, Eisenwaren, Zement, Glaswaren, Kunstseide, wurden in ständig steigendem Maße auf die Weltmärkte geworfen. So konnte Japan seinen Export an Baumwollwaren nach Aegypten in den letzten Jahren verdoppeln und sich auf den türkischen Märkten mit gutem Erfolge festsetzen. Durch die fortschreitende japanische Baumwollindustrie wird in erster Linie die englische Ausfuhr bedroht, doch auch Deutschland als zweitgrößtes Baumwollindustrieland Europas hat darunter zu leiden.

Die japanische Kunstseidenerzeugung ist in den letzten sechs Jahren von 5,5 Millionen lbs. auf 68 Millionen lbs. gestiegen. Die japanischen Kunstseidenerzeugnisse machen heute den italienischen Produkten schwere Konkurrenz. Die billigen japanischen Spielwaren haben die deutschen in den Vereinigten Staaten nahezu an die Wand gedrückt.

Holland wird mit japanischen Gummiwaren (Schläuchen, Ballons, Spielzeug), mit elektrischen Glühbirnen und Fahrrädern überschwemmt. Selbst gußeiserne Rohre für Wasserleitungen in Groningen und Yßelmonde werden von Holland aus dem Fernen Osten bezogen. Die japanischen Exporteure gehen mit Preisangeboten ins Geschäft, die weit unter denen der Weltmärkte liegen. So werden in Holland Glühbirnen zu 3 Cents, Fahrradschläuche zu 10 Cents auf den Markt gebracht.

Der niedrige Stand des Jen, der im mittleren Durchschnitt im Jahre 1933 nur noch 41,76 Prozent gegen 56,75 (1932) und gar 99,17 (1930) beträgt, gibt Japan von vornherein eine wohl zu schätzende Ausfuhrprämie gegenüber den andern Ausfuhrländern, deren Valuten nur 30 bis 40 Prozent gesunken sind, oder die noch am Goldstandard festhalten. Hinzu kommen aber noch eine ganze Reihe anderer günstiger Momente, die den japanischen Export im Konkurrenzkampf auf den Weltmärkten ganz wesentlich unterstützen und fördern. Zunächst die Billigkeit der japanischen Waren. Der Japaner kann weit billiger produzieren, als alle anderen Export- und Industrieländer.

Die Indexzahl der japanischen Lebenshaltungskosten ist international die relativ niedrigste und wird wohl nur noch von der chinesischen übertroffen. Sie beträgt 58.

Dagegen weisen als Indexziffer auf:

| | |
|---|---|
| Die Vereinigten Staaten | 114,5 |
| Großbritannien | 97 |
| Frankreich | 106,2 |
| Italien | 110 |
| Deutsches Reich | 116,6 |

Diesen niedrigen Haushaltungskosten sind selbstverständlich auch die Löhne angepaßt. Sie betragen, um nur einige Beispiele zu nennen, pro Tag:

| | |
|---|---|
| für Seidenhasplerinnen etwa | 0,60—0,70 Jen *) |
| „ Baumwollspinnerinnen | 0,80 „ |
| „ Baumwollweberinnen | 0,70 „ |
| „ Seidenhandweberinnen | 1,10—1,20 „ |
| „ Dreher | 2,30 „ |
| „ Feinmechaniker | 2,60 „ |
| „ Japanpapierarbeiter | 1,30 „ |
| „ Europapapierarbeiter | 1,50 „ |
| „ Streichholzarbeiter | 1,05 „ |
| „ Streichholzarbeiterinnen | 0,60 „ |
| „ Porzellanarbeiter | 1,60 „ |
| „ Glasbläser | 2,30 „ |

Die außerordentlich niedrigen Lohnsätze kommen aber nicht etwa für eine tägliche achtstündige Arbeitszeit, sondern in der Regel für täglich zehn- bis elfstündige Arbeit in Betracht. Selbst die dem internationalen Arbeitsamt in Genf vorgelegten Vorschläge zur zwischenstaatlichen Regelung der Arbeitszeit in der sogenannten 40-Stunden-Woche, machen ausdrücklich für Japan in Hinsicht auf die besondere Gestaltung seines Arbeitsmarktes eine Ausnahme und billigen ihm die 60-Stunden-Woche zu.

Japan, das auf dem Gebiete der Industrialisierung außerordentlich schnelle Fortschritte macht, hat es bisher verstanden, seine Ausfuhr durch wohlvorbereitetes Dumping auf den Weltmärkten (sehr niedriges Preisniveau seiner Waren) auf einer Höhe zu halten, die ihm die Weltkrise der Arbeitslosigkeit bisher fast ganz ferngehalten hat.

Japan, das heute eine Bevölkerung von 65,7 Millionen Menschen aufweist, gibt in den letzten statistischen Mitteilungen (1933) die Zahl seiner Arbeitslosen mit 380 000 an. Dagegen weist Großbritannien (64 Millionen Einwohner) 2,8 Millionen Arbeitslose, und das Deutsche Reich, heute ja in erfreulicher Abnahme, noch 4,07 Millionen Arbeitsloser auf. Der durchschnittliche Beschäftigungsgrad in Japan, der für das Jahr 1930 mit 82 (1926 = 100) angegeben wurde, fiel in den Jahren 1931 und 1932 bis auf 74,5 Prozent, um heute wieder 80,5 Prozent zu erreichen.

Der Produktionsindex aber ist infolge der vermehrten Industrialisierung ganz erheblich gestiegen. Er betrug im Jahre 1926 100, 1930 102,5, fiel 1931 auf 102,1 um 1932 auf 117,1 und 1933 bis auf 131,9 aufzuschnellen. Die aus Arbeitslohn (in Japan kommt neben der Frauenarbeit auch Kinderarbeit in den einzelnen Industriezweigen stark in Frage) und Arbeitszeit resultierenden niedrigen Gestehungskosten drücken sich aus in den Großhandelspreisen. Diese betragen, wenn wir die Großhandelspreise für 1913/14 = 100 setzen, für Japan heute 52,5, Frankreich 79, Vereinigte Staaten 63, Großbritannien 68 und für das Deutsche Reich 91.

Japan ist heute mehr denn je in der Lage, allen handeltreibenden Nationen auf den Weltmärkten mit außerordentlich billigen Preisangeboten schwerwiegende Konkurrenz zu machen. Da die Japaner überdies imstande waren, die von den alten Industrieländern entwickelten Herstellungsverfahren zu übernehmen, so konnten in ihren Kalkulationen die Vorbereitungskosten (Laboratorien, Entwürfe) meist fehlen.

*) Ein Jen = 0,84 Mark.

Neuerdings geht die japanische Industrie daran, sich zu großen, stoßkräftigen Konzernen zusammenzufassen. Die japanische Eisenindustrie, die schnell aufblühende Bierindustrie (zur Eroberung des nassen Amerika), die Kunstseiden-Industrie haben sich unter staatlicher Hilfe (der japanische Reichstag bewilligte zu diesem Zwecke 360 Millionen Jen) zusammengeschlossen. Der stetige Aufschwung der japanischen Industrie geht wohl am besten aus folgenden Einzelberichten hervor. Im Jahre 1912 importierte Indien noch 98 Prozent seiner Baumwollwaren aus England und weniger als 1 Prozent aus Japan. 1931 war aber das Verhältnis bereits so verändert, daß Indien nur noch 56 Prozent seiner Baumwollwaren von England einführte, dagegen 44 Prozent von Japan. Gegenwärtig aber kaufen die japanischen Spinnereien mehr Rohbaumwolle von Indien als England und senden ihre Fertigfabrikate nach Indien zurück.

Vom Malaiischen Archipel wird berichtet, daß die japanischen Waren zu 1/6 des Preises der englischen Waren gleicher Qualität angeboten und verkauft werden. Heute sind schon die englischen Märkte mit japanischer Kunstseide, die erst seit kurzem in Japan fabrikmäßig hergestellt wird, überschwemmt.

Ehe Japan sich in der Mandschurei festgesetzt hatte, fehlten dem Lande der aufgehenden Sonne vielfach die Rohmaterialien. Jetzt hat es solche in reichlichem Besitz. Die Mandschurei birgt Mineralschätze im Ueberfluß — dazu Lebensmittel (vor allen Dingen die so wichtige Soja-Bohne), so daß der Vorrat an Lebensmitteln sich für Japan geradezu verdoppelt hat. In Manschukuo sind unter Beteiligung der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft (S.M.E.) und des japanischen Staates eine ganze Reihe großer kapitalkräftiger Gesellschaften zur Förderung und Ausnutzung der Rohprodukte neu erstanden. So die Showa Stahlwerke A. G. mit einem Kapital von 100 Millionen Jen. Die Mandschurische Kohlen A. G. mit einem Kapital von 16 Millionen Jen. Die Mandschurische Chemische Industrie A. G. mit einem Kapital von 25 Millionen Jen. Die Mandschurische Schwefel A. G. mit einem Kapital von 20 Millionen Jen. Der japanisch-mandschurische Baumwollverband mit einem Kapital von 40 Millionen Jen. Die Onado-Zement A. G. mit einem Kapital von 16 Millionen Jen. Die japanisch-mandschurische Zement A. G. mit einem Kapital von 5 Millionen Jen. Die S. M. E. ist überdies Besitzerin der Fushun Gruben. An Fushun-Kohlen werden täglich 20 000 Tonnen gefördert. Der Kohlenarbeiter erhält (auch ein Beitrag zum japanischen Lohnniveau) 80 Jen Silber = RM. 0,68 per Tag.

Heute werden nicht nur die Märkte der neuen, sondern auch der alten Welt mit japanischen Waren geradezu überschwemmt. Japanische Gummischuhe, Fahrräder, Glühlampen, Uhren, Seifen, keramische Erzeugnisse in bunter Vielfachheit, Textilwaren, Knöpfe, Bronze-, Kupfer- und Messingwaren, Drähte für elektrischen Strom, elektrische Maschinen rivalisieren erfolgreich mit den Produkten der alten Industrieländer.

Ueberall versteht Japan infolge seiner weitaus günstigeren und billigeren Herstellungsbedingungen als in den anderen Industriestaaten die Weltmarktpreise zu unterbieten. Das japanische Dumping ist heute an der Tagesordnung. Dabei darf eins nicht verkannt werden: daß die japanischen Waren im Gegensatz zu früher, als vollwertige Güter zu betrachten sind. Japan ist mit großem Nutzen dazu übergegangen, Qualität zu liefern.

„Hands off Asia" ist heute Japans Kriegs- und Schlagwort — es schließt die Welt des gelben Mannes den weißen Rassen gegenüber, denen es wohl im Export, im Dumping, seine Fabrikate aufzudrängen sucht, gegen deren Ausfuhrprodukte es sich aber ebenso mächtig abzuschließen sucht.

Man hat so oft von einer gelben Gefahr gesprochen — die wirklich gelbe Gefahr liegt heute im wirtschaftlichen Dumping der Welt, das von Japan ausgeht und sich zum Ziel setzt, Japan auf den Märkten der Welt als Händler- und Erzeugernation an die erste Stelle zu setzen.

## Josef Martin Bauer

# Kain / Novelle

Sie machten dem Andreas Barneder die kleine Klapptüre auf, und sie schlossen den engen Raum gleich wieder, daß er keine Freiheit hatte zwischen dem hohen Abschluß der Bank auf der einen Seite und dem starren Polizisten auf der anderen Seite, wo die Klapptüre war. Dann traten die Herren vom Gericht durch die Mitteltür herein, die hundert Menschen im Saal scharrten ehrfürchtig, und die Geschworenen standen steif, bis der Vorsitzende sich niedersetzte. Zu beiden Seiten des hohen Stuhles wurden Sessel gerückt, es scharrte noch eine Weile, während die Menschen hinten im Saal schon mit einem kleinen Bangen hinhorchten auf die ersten Worte.

„Andreas Barneder — wegen Totschlags. Ich bitte, die Zeugen aufzurufen zur Eidesbelehrung." Der Herr Vorsitzende hatte eine magere Stimme, die in der Weite des Raumes ertrank, sie fand nicht einmal recht zu den Zeugen, die lärmend hereinkamen und sich in einer demütigen Reihe vor dem Gerichtstisch aufstellten. Sieben Bauernmenschen hörten hin, als der Vorsitzende von der Heiligkeit des Eides sprach und Strafen androhte für jeden Mißbrauch dieser Anrufung Gottes. Sieben Bauernmenschen gingen wieder, und ihr Gehen schaffte endlich die Ruhe, daß hundert andere es hören konnten:

Der Bauerssohn Andreas Barneder sei hinreichend verdächtig, vorsätzlich, jedoch nicht mit Ueberlegung, einen Menschen getötet zu haben.

Danach hielt der Vorsitzende dem Andreas Barneder, Bauerssohn in Barnöd, in allen Einzelheiten vor, wie er seinen Bruder, mit dem er schon lange in einem unerträglichen Verhältnis gelebt, am Abend des neunzehnten Juli, als die erste Roggenmahd eben aufgestellt war, vor dem Hoftor durch einen Messerstich in die Brust getötet habe.

„Ja", sagte der Angeklagte, „das mag schon richtig sein."

Die Herren Geschworenen schauten zum erstenmal auf den großen Menschen, der jetzt in der Mitte vor dem Richtertisch stand und sein Geständnis hersagen mußte.

„Das sagen Sie so leicht, als wäre gar nichts Besonderes geschehen! Aber — Sie werden doch bedenken müssen, wenn Sie jetzt Beschönigungen vorbringen wollen, daß der Getötete Ihr Bruder war."

„Der war mein Bruder. Mhm!"

„Und was im Eröffnungsbeschluß niedergeschrieben ist, bestreiten Sie gar nicht?"

„Nein! Ich hab es schon so angegeben und muß nichts zurücknehmen: an demselben Abend hab ich den Philipp — meinen Bruder — umgebracht."

Die Menschen hinter dem Sperrgeländer reckten sich aufhorchend empor. So! Der stellte sich auch noch breit vor den Richtertisch hin und sagte geradeheraus, daß er es getan habe! Der eine oder andere überlegte bei sich, wie er selbst die Tat beschönigt hatte, wie er sich Ausreden zurechtgemacht hätte in der langen Haft. Denn so, so wie der breite Kerl da, stellte man sich doch nicht vor ein Gericht hin, um kurzweg zu sagen: Ja, das hab ich getan. Und ihr seht es mir am Gesicht an, daß es mich nicht eine Minute lang reut.

Der Vorsitzende wollte Reue sehen und bekam sie zu sehen.

„Es hätte nicht sein müssen. Nein, es hätte nicht sein müssen. Das sag ich selber.“ Und der Angeklagte machte eine lange Pause in seinem abgehackten Reden. Er stand so da, als wolle er nun schweigen für die ganze Dauer der Verhandlung. Drum fragte der Vorsitzende nach einiger Zeit weiter in den starren Menschen hinein. Er wollte die Tat, die Gründe, die Vorgeschichte wissen, er fragte und fragte, aber Andreas Barneder blieb still.

Dann aber, als es doch auf einmal herausbrach aus ihm, war alles nicht Verteidigung, Entschuldigung, Ausrede oder sonst etwas. Der Angeklagte begann selber anzuklagen, und er schrie seine Anklage laut in das hinhorchende Schweigen.

„Wen denn — wen habe ich denn umgebracht? Den Menschen, der sich als mein Bruder hineingesetzt hat in den Hof, den Kerl, der seiner Lebtage nie ein Recht gehabt hätte darauf, wenn er nicht jahraus und jahrein auf den alten Vater eingeredet hätte, bis der auch klein wurde und ihm seinen Willen tat! Ich bin geblieben auf dem Hof und hab den Knecht gespielt, ich hab gearbeitet und hab dafür zuschauen dürfen, wie der andere nachher Stück um Stück den Hof heruntergebracht hat, wie er weggegeben hat, was vom Vater her noch dagewesen ist, wie er den Bauern gespielt hat, bis — bis — —“

„Sprechen Sie weiter!“

„— bis der Hof gar nicht mehr meinem Bruder gehört hat! — — Wissen Sie, Herr Richter, so etwas geht einfach nicht, so was hält unsereiner nicht aus, wenn er zuschauen muß, wie alles verreckt, was doch einmal so ein schöner Bauernhof gewesen ist! Wie ihm nichts mehr gehört hat, da ist seine Mathilde still und mürrisch geworden, sie hat einmal in der Tenne geredet davon, wie es der Philipp mit dem Hof gemacht hat — — — — und da ist der Kerl eine Stunde später vor mir dagestanden, ich hab ihm alles Schlechte vorgehalten —“

„Geschlagen haben Sie auch nach ihm? So steht es im Eröffnungsbeschluß.“

„Das hab ich auch. Ja. Würden Sie nicht zuschlagen, Herr Richter, wenn so einer, dem der Hof nie recht und richtig gehört hat, alles verlumpt? Das verstehen Sie nicht, Herr Richter, das versteht ihr Stadtleute alle miteinander nicht, wie das ist, wenn so einer das alte Erb umbringt!“

„Mäßigen Sie sich bitte in Ihrer Ausdrucksweise etwas! Ich werde viel genug verstehen, um Ihre Tat beurteilen zu können! — Sie geben zu, daß eine erregte Auseinandersetzung stattgefunden hat, daß Sie auf Ihren Bruder eingeschlagen haben, daß Ihr Bruder ebenfalls auf Sie losgegangen ist, und dann — — ?“

Andreas Barneder stockte. Jetzt wollte, konnte er nicht weitersprechen. Der andere war tot. *Er* hatte es getan.

„Nachher ist das andere gekommen — — so, wie es da drinnen steht, wie Sie es vorgelesen haben. Der Philipp ist zuerst noch dagestanden — — nachher ist er tot gewesen. — — Tot — — —.“

Im Gerichtssaal herrschte eine grauenhafte Stille, die ruckweise zerschnitten wurde von dem gleichmäßigen Atmen des Vorsitzenden, der immer noch wartete auf das Geständnis. An dem, was Andreas vorgebracht, hatte er vorbeigehört, weil er mit dem Denken sich immer wieder dort verhakte, bei dem Wort vom Nichtverstehen, das doch ein Vorwurf gewesen war. Wußte er, der urteilen sollte, wirklich nicht, was es um einen Bauernmenschen war? Es war so still im Saal, daß den Vorsitzenden selbst dieses schweigende Hinwarten ängstigte. Er mußte etwas sagen, etwas antworten. —

„Sie geben also zu, daß der Hergang so war, wie ihn die Anklageschrift schildert?“ Der Angeklagte nickte. Es war geschehen am Abend des neunzehnten Juli, als die erste Roggenmahd eben aufgestellt war und die Aecker voll großer Bauernhoffnungen standen.

Noch hundertmal wurde alles Alte neu durchgesprochen mit den Zeugen, alte Dinge wurden bis zur Unkenntlichkeit zerkaut, und es klang immer wieder mit der gleichen Grausamkeit des Vorwurfs das eine heraus, daß Andreas sich befleckt hatte mit dem Blut seines eigenen Bruders.

Dann waren sie endlich so weit, daß sie ihm das Urteil sprechen konnten nach Recht und Gerechtigkeit. Das Urteil war hart. Aber weil es gerecht war, schlug jedes Wort an den bärenmäßig breiten Menschen hin wie große Hagelschloßen, daß er wankte und daß er klein werden mußte, der doch immer groß gewesen war und die Schuld dem Toten zugeschoben hatte. Mit den Fingern spürte er unruhig, absetzend und zählend, über die Hosennaht, wo im Aufrechtstehen eben die Hand sich anlegen mußte, und er zählte behutsam und sicher die Jahre, die er nun abtragen mußte.

Er wußte etwas, was die vielen Menschen da hinten auch alle wußten: wenn er nach den Jahren wieder herauskam und sich wieder sehen ließ unter den Menschen, dann gingen die da hinten ihm alle aus dem Weg, dann war er nicht mehr der Andreas Barneder, der Bauerssohn Andreas Barneder, den die anderen Menschen schon aus Achtung vor dem Besitz achten mußten. Es war schon einmal so einer im Dorf gewesen, den sie nur den Zuchthäusler genannt hatten. So würden sie dann auch über ihn reden — — —

*

Andreas Barneder sah jahrelang nur die endlosen Korridore und den in seiner Kleinheit noch endloseren Mauerhof, in dessen Viereck die Zuchthäusler herumgeführt wurden. Es war gut so, wenn das nun nie mehr ein Ende nahm. Dann brauchte niemand von den Menschen einer großen Bauerngemeinde sich des Heimkehrers zu schämen, und niemand mußte ihm aus dem Weg gehen, wenn er auch zur Kirche ging wie die anderen Bauern. So war es gut, wenn um die ganze Zukunft nur diese Mauern im Viereck herumstanden, wenn nie mehr ein Mensch kam und ihn hinausjagte, wo die Grenzen der Dinge nur mit feinen Strichen durch die Felder gezogen waren, wo man keine hohen Mauern brauchte, um alles beim Rechten zu erhalten.

Wenn er an diese Dinge dachte, wurde er doch immer wieder irr in seinem Wunsch, und er glaubte selber nicht mehr daran, daß er es in dieser Enge, die lauter Endlosigkeiten herreckte, sein Leben lang aushalten werde.

Als sie ihn vor der Zeit wegließen und ihm wieder sein altes Bauerngewand über den Arm warfen, überlegte er nicht einen Blick lang, ob er vielleicht gar ums Bleiben betteln sollte. Er nahm hastig die Stücke an sich und lief in den Umkleideraum, alles an ihm war Hast, alles jagte hinter ihm her, was aus diesen Mauern stammte, und vorne, wo er das Bauernland sah, war alles auf einmal weit —

Das Land mußte ihn wieder hinnehmen, weil er doch auch für das Land das Häßliche getan hatte! Er war artig geworden, und seine Stimme klatschte nicht mehr so breit gegen die anderen Menschen, als er sich verabschiedete. Bei dem dummen Wort einer pflichtigen Belehrung wurde er zornig, er wollte sich nichts sagen lassen über die Tat, er drehte den Hut in den Händen herum, er wollte hinaus — und stand dann krank und matt im Licht eines sommerlichen

Tages. So weiß hatte die Sonne nie geschienen zu früherer Zeit, und so hart war der Schatten noch nie neben einem Menschen hergegangen.

Es war doch die alte Zeit nicht mehr, aus der man ihn herausgerissen hatte. Die Getreidefelder standen nicht so wie damals, der Roggen war überall schlecht auf die Männer gestellt, und der Himmel war nicht blau wie früher einmal, er war grau wie eine ausgeglühte Ofenplatte.

Es war mit der Mathilde die alte Zeit nicht mehr, als der Zuchthäusler auf den Barnöderhof kam. „Andreas — was tust du denn bei uns da?" Das redete deutlich. Das war gut zu verstehen, wenn die Mathilde, der er mit dem unglücklichen Stich gegen den Bruder den Hof erhalten hatte, ihn so unklug fragte. Mathilde hatte Augen — rund wie Räder, die Augen waren von der Angst des ganzen Körpers in Starrheit gehalten: was tust du denn bei uns da?

Gelt, ich bin keiner von euch? Ich bin gar niemand, habe noch nie bei euch ein kleines Recht gehabt, und der Hof hätte nie mir gehören dürfen! Ich bin — — bin — — ein ganz Fremder — — es kommen doch viele Handwerksburschen da vorbei, denen bist du gut, denen gibst du etwas, und deine Augen sind nicht deswegen groß, weil du Angst hast, die sind groß, weil du den Menschen gut bist, die Not haben.

Nein, Mathilde, mußt mir nichts geben! Mußt nicht noch einmal am späten Abend Feuer anmachen und etwas anrichten zum Essen — ich bin ja — — eigentlich bloß der Andreas. Und der Hof heißt so, wie ich heiße und wie unser Vater — — —

„Andreas, warum bist du denn gekommen — — so spät noch am Abend — — — du mußt still sein! Wart, Andreas, ich richte dir etwas her zum Essen. Setz dich da heraus, in die Küche, daß die Knechte dich nicht sehen! Nachher kriegst du schon etwas, und — — und — —"

„Gelt, Mathilde, ich bin ja bloß der Knecht gewesen bei euch. Von deinem Mann bin ich der Knecht gewesen, und die Aecker haben bloß deswegen getragen, weil mein Bruder sie angesehen hat im Nichtstun. Wenn ich in den Aeckern gewühlt habe von der ersten Früh bis in die Nacht, dann ist das etwas anderes gewesen — — vielleicht hätte sich ein Knecht auch nach dem Zuchthaus noch ein warmes Essen verdient und einen Winkel zum Schlafen."

„Andreas, du mußt still sein! Du darfst nicht so laut schreien! Alles kriegst du, was du haben mußt, und nachher . . ."

„Nachher gehst du wieder!! Hast du nicht so sagen wollen? Weißt du, Mathilde — ich geh vorher schon —", klirrend flog eine Pfanne vom Herd, ein kleines Reisigfeuer, das gar nicht nach Wärme aussah, züngelte matt aus der Ringöffnung, um dann lauter Rauch zu werden. „Mathilde — daß du nicht anders sein hast können?" Er murmelte eine Zeitlang in sich hinein. Aber er hatte sich schon abgewendet, er hatte den kleinen Pack Wäsche schon wieder unterm Arm und ging immer weiter weg von der Mathilde, die ihn weggejagt hatte vom Hof. Er war ja bloß dafür im Zuchthaus gewesen, daß die nun ihr Bleiben hatte auf dem Hof und daß ihre Kinder Bauern werden konnten und nicht, wie die Kinder der meisten verganteten Bauern, Landstreicher auf Gottes heiligen Straßen.

Mathilde stand im Hausgang, und sie mußte sich an die Halbsäulen des böhmischen Gewölbes lehnen, daß sie nicht wegfiel. Ihre Augen waren rund wie Räder, und sie standen ruhig im Gesicht, aber ihr Stillsein hatte etwas Totenhaftes an sich. Und es blieb so für die Tage nachher, daß überall im Haus, in der Küche, in der Stube und in dem weiten Fletz der kalte Rauch stehenblieb,

der aus der offenen Herdplatte damals sich den Weg gesucht hatte ins ganze Haus. Die Knechte zogen schnuppernd die Bärte hoch, sie spürten alle den Rauch und wußten nicht recht, wie sie den Brandgeruch deuten durften.

Daß an dem erbärmlichen Feuer einer Küchenschüre dem Zuchthäusler die Heimat niedergebrannt war, konnten sie nicht wissen. Sie brauchten es auch nicht zu wissen, daß der Kerl jetzt da gewesen war, ungläubig und eigensinnig. Der trug auch den Brandgeruch mit sich und wurde mit dem Denken an die runden Augen der Mathilde, die doch wirklich keine böse Frau war, langsam fertig, so daß sich auch der Brandgeruch verlieren durfte, der als Letztes vom bäuerlichen Daheim noch mitlief neben der Straße. Der Hinausgeworfene mußte schon nach den Klinken greifen — — weißt du, Andreas, das haben andere auch schon getan, andre sind auch schon so herumgegangen und haben gebettelt, es sind schon große Herren dabeigewesen, nicht bloß so vergantete Bauern. Andreas, geh nur hinein in die Häuser — — und sei doch nicht so kindisch stolz! Warum denn auch? Das mit dem Bauer-Sein ist doch vorbei, „Zuchthäusler" werden sie alle sagen! Die Mathilde war noch die Beste von ihnen allen — also, greif zu, nimm die Klinke, geh! Komm doch! Es ist halbdunkel im Hausgang, man wird dein Gesicht kaum sehen, man kennt dich nicht, man weiß hier in der fremden Gegend nichts von dem Bauernkerl, der seinen Bruder — — so, jetzt gehst du schön hin:

„Ein armer Reisender tät bitten."

Warum erschrickst du denn? Deine Stimme? Die hörst du noch oft genug, wenn du so weitermachst! Es ist nicht alles schön beim Betteln, aber ab und zu wird es dich freuen, daß du nicht kindisch ehrgeizig warst und mit der Straße vorlieb nahmst, wo du doch nie mehr Bauer werden konntest, hihihihi — — komm, großer Kerl, tu nicht undankbar sein! Die Frau hat dir fünf Pfennige gegeben beim ersten Anhalten — so dank ihr doch!

„Vergelt's Gott, Frau!" Die Frau horchte auf. Sie kannte die Menschen, die mit einer solchen Stimme dankten und baten. Sie schnitt noch ein Stück Brot vom Laib und reckte es dem Fremden hin, weil er so ein Bettler war, der betteln mußte.

Nun hatte Andreas Barneder seinen Weg vorgezeichnet, einen richtigen Zuchthäuslerweg, am Anfang dieses Weges stand eine Frau, die grau und gütig war, wie Andreas vielleicht ein paar alte Bäuerinnen kannte. Diese Frau hatte dem Zuchthäusler den Weg geöffnet, daß er später frei und gedankenlos bei allen Leuten heruntersagen konnte, er sei ein armer Reisender und bitte um eine kleine Gabe. Den Mut dazu hatte die graue und gütige Frau ihm geschenkt, als sie nach dem Stück Brot für die Wegzehrung suchte und dann sich freute an dem Dank des Gesellen von der Straße.

Recht viel anders wäre sein Weg auch sonst kaum geworden.

Jetzt ging er, wo die Zehntausende anderer Menschen gingen, und er bat so gleichgültig in jedem Haus, wie zehntausend andere Menschen auch tagtäglich baten. Er schlief im Stroh, auf leeren Tanzböden, in nassen Knechtekammern. Das taten alle anderen von der Straße auch. Aber der Landstreicher Andreas Barneder hatte sich ein ganzes Leben lang aufgelehnt gegen alles, was ihm andere Menschen in den Weg gestellt hatten, und er stemmte sich jetzt noch genau so hartköpfig gegen dieses Dasein an. Das taten von den anderen, die auf der Straße lagen, nur wenige.

Als nach einem Jahr — Herrgott, es war wieder so, wie schon so viele Male in den Jahren her, der Roggen war gemäht und wartete auf das Hochgestellt-

werden zu weißen Zelten — als nach einem Jahr ein Bauer den wandernden Kerl fragte, ob er nicht als Ernteknecht bei ihm einstehen wolle, da wollte Andreas in der Erinnerung an andere Erntejahre mit der Faust nach dem fremden Menschen schlagen. Aber er war ehrlich eingeladen worden und durfte einen fremden Menschen nicht schlagen, weil er sich selbst mit der Untat geschlagen hatte. „Ja. Ein bissel kann ich die Arbeit schon. Ist recht." Er log, weil er sich der bäuerlichen Abkunft schämte.

„Hat er wieder so einen billigen Kunden von der Straße aufgelesen!" murrten die Knechte. Sie kannten den Brauch ihres Bauern schon und schauten den Fremden, der ihnen mitten am Tag hingestellt wurde, mißtrauisch an. Andreas sah das Mißtrauen in den Gesichtern, er hatte nur so zugreifen wollen, wie einer von der Landstraße sonst zugreift, der die Bauernarbeit nur vom Anschauen kennt. Dann aber, als die Knechte übel redeten hinter ihm, tat er seine Arbeit, wie er sie als Erbe und später als Knecht daheim auch getan hatte.

Im gleichen Zug der anderen ging seine Sense, und im gleichen Spiel warf er ein paar Tage später die Garben auf die Fuhrwerke. Die Bauernmenschen kniffen ein Auge zu, sie schauten verstohlen von der Seite nach seinem Tun hin, — „der kennt die Bauernarbeit!", grunzte ein Knecht, und der Fremde war nicht mehr irgendein Landstreicher, weil er die gleiche Arbeit verstand, die eine Kunst ist, so sehr Kunst, daß der bauernfremde Mensch sie nie verstehen kann.

Der Bauer behielt Andreas noch für die Grummeternte, weil er breit und verständig in der Arbeit stand. Er schickte ihn erst wieder weg, als der Herbstwind schon über umgerissene Stoppelflächen strich.

An dem ausgetretenen Fußweg, der vom Hof zur Straße führte, stand irgendwer und schaute dem fremden Gesellen, als er für immer ging, groß ins Gesicht. „Auch so eine!" dachte Andreas. Er hatte es doch von den Bauernleuten gehört, daß die „auch so eine" war. Dieses Wort sagte sehr viel unter solchen Menschen, die anders nicht ausdrücken konnten, daß sie von dem Weibsstück da schlecht dachten, daß sie um ihren üblen Lebenswandel wußten, um ein paar erbärmliche Knechtsgeschichten, um lauter unschöne Sachen. Die Dirn, die „auch so eine" war, schaute den fremden Ernteknecht mit frechen Augen an — er meinte wenigstens, es sei ein frecher Blick, weil er das gleiche dachte, was andere sagten — und sagte ihm langsam, er möge in einem anderen Jahr wiederkommen.

So war sie dagestanden — Andreas konnte sich an alles erinnern, als er durch den Winter zog und mit den Brüdern von der Straße fror — so war sie vor ihm gestanden am Fußweg, mit nackten Füßen und einem lockeren Röcklein, mit breiten Mannsschultern und der satten Fraulichkeit, die durch das leichte Gewand alles abzeichnete, was dem Landstreicher geboten wurde. Wenn er nur stehenbleiben und nehmen wollte!

Er hatte nicht genommen. Lachend, zornig, verlegen hatte er den Handwerksburschengruß gesprochen und war weggegangen. Und dann — hatte er wirklich auf den Fußweg hin ausgespuckt? Auf der langen Winterreise hatte Andreas Zeit zum Nachdenken, ob er das wirklich getan habe. Er vergaß Stück um Stück diese Sommerwochen, aber von dem Zusammentreffen mit der einen, die ein verrufenes Weibsstück war, blieb immerfort ein kleiner Fetzen in der Erinnerung hängen. Alles sah in der Erinnerung so aus, daß er sich für diese Fremde, die „auch so eine" war, schämen wollte.

Aber schließlich — war er denn besser als diese? Er mit seiner üblen Geschichte und mit den Zuchthausjahren?

Die Straße Gottes, die den Handwerksburschen als einzige geschenkt ist, hat ihren runden Lauf. Irgendwo in der Vergangenheit spielt der Anfang, der keiner ist. Und dann ist alles wie zu einem Ring geschlossen, es hat kein Ziel und kein sichtbares Ende, ohne Vorwärts und Rückwärts wird immer gegangen auf der Straße, die nicht Straße ist wie die Wege anderer Menschen, sondern Wegführer zu den Häusern, die daneben sind.

Als die Bauern im oberen Land, wo das Getreide um eine Spanne Tage früher reift, schon wieder die Aehren prüften und ein paar milchige Körner zerdrückten, um den Stand der Reife zwischen den fühlenden Fingern zu erproben, als die Felder am letzten Ausbleichen waren, tauchte der Handwerksbursche Andreas Barneder zwischen den Aeckern auf. Wandernde Menschen gehen sonst nicht über die schmalen Feldraine, wo keine Häuser stehen, aber der da, weil er im Vorjahr den Stand der Ernte gesehen hatte, wollte ihn heuer wieder sehen. Der Bauer kam, und der Bauer bot bäuerlich knapp den Gruß nach seiner Art.

„Na, bist du auch wieder da?"

„Mhm. Wie schaut es heuer aus — brauchst du einen Ernteknecht?"

Bauern dürfen das nicht so schnell machen, wenn sie eine Gnade zu vergeben haben. Der Mann überlegte, und er warf die Lippen ein wenig auf.

„Einen könnte ich noch brauchen. Aber es müßte schon ein richtiger Bauernkerl sein, der für jede Arbeit taugt."

„Ich werd es gut genug gemacht haben im letzten Jahr! Wenn ich selber ein . . ." Da hörte er zu sprechen auf. Der Bauer da vertrug es so wenig wie jeder andere Bauer, wenn er einen verlumpten Bauern als Knecht haben sollte. Andreas redete schnell von anderen Dingen, und er saß eine halbe Stunde später bei einem kleinen Trunk im Fletz. Er war auch heuer wieder eingestellt.

Die andere war auch wieder da, die mit den nackten Füßen und dem lockeren Gewand. Sie schaute den Landstreicher an, sie wurde rot und tat heute ihre Arbeit in einer unsinnigen Hast.

In den Tagen hernach fiel der Roggen, der Weizen — es war lauter Sonne über den heißen Feldern, und die Sense sirrte immerzu, die Knechte gingen mit ungelenken Hüften mit, wenn der Anhaubogen die Halme schön an das stehende Getreide legte, die Weibsleute gingen gebeugt hinterher und lasen in weitgreifenden Armen die Büschel weg, daß Garben wurden daraus und aus den Garben jedesmal gegen Abend hochragende Kornmänner wie weiße Zelte. Sie standen immer gebeugt.

Und manchmal fiel ein Tropfen Blut in die Stoppeln, wenn die Halme einen blanken Arm, der den Stichen der Halme und den Blicken der Männer hingereckt war, aufgerissen hatten.

Andreas ging immer gleich, neben der Spur des Vormannes, der Mahd nach. Weil einen halben Tag lang niemand mit ihm geredet hatte, mußte er einmal selbst mit einem leichten Wort zurückfragen zu der einen, die hinter ihm die Aehren auflas und in Garben ablegte.

„Wie heißt du denn?"

„Anna."

Für den Tag war das Gespräch zu Ende. Er hatte gefragt, und sie hieß Anna. Sie war so eine, über deren Tun alle Menschen verächtlich die Schultern rucksen durften. Und Anna hieß sie. So hieß hundertmal in dieser Gegend ein bäuerliches Ding.

Nach einem Tag fiel wieder einmal so eine kleine Frage, und die Antwort war so knapp wie nötig, wenn man schon mitten in der Ernte stand und kaum noch für

etwas anderes ein Wort übrig hatte als für die Arbeit. Dann trafen sich die zwei Menschen doch einmal, als sie unter der Hitze eines weitgespannten Ziegeldaches die Garben von den Fuhren luden. Die Dirn, die Anna hieß, warf ein Wort hin über die anderen Menschen, die von ihr nur Uebles zu sagen wüßten. „Ueber mich wissen sie nichts", knurrte Andreas, und er sagte das so, daß kein Zweifel sein konnte: bei ihm fehlte es noch weiter als bei ihr.

Als es an dem Tag Abend wurde, standen sie in der Tenne beisammen. Gar nicht so wie Knecht und Dirn, die voneinander dasselbe wollen. Andreas erzählte. Er hatte schnell alles heraus: wie er seinen Bruder umgebracht habe und warum, daß er im Zuchthaus gesessen sei, und daß er jetzt — „Siehst es ja selber, wie weit ich es gebracht habe!"

Anna wurde größer vor ihm, als er erzählte. Und er sah durch den dünnen Fetzen Gewand, was er nehmen sollte. Sie lehnte an der gerade ansteigenden Richte von den Stoppelenden der Garben, sie ging mit dem Körper zurück und bog sich über ein Steigholz — sieh nur, du, Landfremder! Laß die Menschen reden, wenn sie reden müssen! Laß sie herumtreten auf der Ehre der anderen! Na ja, sie ist schon so eine, aber die Menschen mögen reden und du, laß dein Denken weg, du bist doch selber nicht so, bist im Zuchthaus gewesen, hast den Bruder umgebracht. Bloß aus lauter Ehrgefühl? Ha? Bloß, weil du den Hof nicht verrecken sehen konntest?

Es wird schon an allem etwas Wahres sein, wenn die Menschen reden! Bauern haben klare Augen, sie sehen tiefer. Die ist schlecht, und du bist schlecht, ihr paßt schon zusammen — na, nimm doch! Siehst du denn nicht, wie voll sie dir die Brüste zeigt! Ein Bauernmädchen würde sich zusammenkrümmen unter dem starren Hinsehen, aber die da, die beugt sich weg, daß du nehmen sollst — sie ist gut zu dir, sie hat auch nichts als sich selbst, und du gehst auch bloß mit dir allein durch die Welt — du mußt nicht mehr zurückdenken an Bauernzeiten, und den dummen Stolz vor den anderen Menschen, die nur reden und nichts geben, darfst du fröhlich eingraben. Die da kannst du nehmen, und du gibst ihr vielleicht mehr als Landstreicher, als du einer würdevollen Bäuerin geben könntest — —

Die Sonne des Tages stand noch in der weiten Tenne. Und die Garben hatten die Wärme in sich, die sie eingesoffen hatten von drei Tagen Sonne.

Anna sagte etwas. Und es war schon spät am Abend. Was sie sagte, war ein Wort, das wie „Hassen!" klang. Er verstand und verstand nicht. Er lernte verstehen, als in den Tagen darauf die schwarze Hexe sich an ihn lehnte und als sie nagend immer an das Frühere erinnerte. „Hassen!" sagte sie. Sie sagte es schon deutlich. Nein, sie sprach nicht so, sie konnte es nur deuten, was sie wollte. Weil sie seinen Totschlag und seine Zuchthausjahre mitlitt, haßte sie auch alles, was ihn auf den Weg getrieben hatte. Sie hatte Angst vor der Straße. Der Herbst kam, Andreas mußte dann wieder gehen, wieder auf die Straße. Sie hatte doch so ein kleines Zeugel, es war nicht viel, aber soviel war es, was die Bauern eine „Heimat" nannten. Aber der mußte auf die Straße.

Darum sagte sie „Hassen!"

Herrgott! Die Straße war nichts mehr, und das Frühere war verhaßt! Andreas ging im Herbst weg, hinter ihm stand immer das, was ihm einen halben Sommer lang vorgeredet worden war.

Der Winter schrie auf ihn ein, und er trug Kälte in den Körper, der dem Hunger nicht widerstehen konnte. In der Sinnlosigkeit hatte die Straße zwei Jahre lang ihren Sinn gehabt, jetzt war alles nichts mehr, seit die eine über seinen Weg gekommen war, die ein verrufenes Stück Weib war, die ihn so schlecht eingeschätzt

hatte wie sich selbst, die ihm den Bauernstolz genommen hatte. Aber „Hassen!" hatte sie ihm vorgesagt und er hatte sich vorgenommen, auch zu hassen, weil man ihn auf die Straße geworfen hatte, nachdem der Philipp tot gewesen war. Es war recht gewesen, und er hatte recht getan, ob man ihn nun eingesperrt hatte oder nicht.

Hassen!

Er haßte das, was andere Menschen die Heimat nennen. Er mußte sich rächen für das, was man ihm genommen hatte, für das Hinausjagen, für das Bettlerdasein, für das Zuchthaus.

Einen ganzen Winter trug er den Haß mit sich herum. Was heißt — einen Winter lang! Er hatte ihn doch immer so in sich getragen, er war doch nicht erst von der Hexe so weit getrieben worden, von der Wilden, die Brüste trug, als wäre sie aller Welt Mutter. Und sie war doch gar nichts, als ein lockeres Stück Weib. Aber sie hatte „Hassen!" gesagt.

Der Ringlauf des Handwerksburschenweges wurde irgendwo aufgerissen, und in einer kalten Nacht, die schwarz war, obgleich die Tage sich schon wieder nach der lichteren Seite gedreht hatten, stand er auf einmal vor dem Hof. Der Barneder von Barnöd tat, was er schon lange gewollt, was er nur im Dahindämmern halb ungewußt mit sich getragen hatte. Er war gekommen, weil er dem ganzen Hof da genau so das Ende machen mußte, wie diese Menschen und der alte Hof es ihm gemacht hatten.

Er spurte um den Hof herum in der Finsternis. Da war das Haus, da oben das vierte Zimmerfenster, das war einmal seine Kammer gewesen, da war der Stall, der Stadel, das Tor zwischen dem Stadel und dem Getreidekasten hatte eine Untertür. Da — wenn man mit der schmal gestreckten Hand durch diese Oeffnung langte, konnte man den Riegel heben.

Drinnen war er.

Bauern haben immer noch ihren alten Glauben an die Menschen. Sie sperren die Ställe nicht zu, weil doch niemand kommen wird, der nehmen möchte, was der Bauer sich mühselig erarbeitet hat. Und vor dem, der doch einmal hätte Bauer sein müssen auf diesem Hof, verschloß sich überhaupt keine Türe. Auch dann nicht, wenn er so kam, wie jetzt, als Mörder und Brandleger.

Er mußte etwas tun, daß morgen von dem Hof und von allem, was darin geatmet, nichts mehr war. Was? Niederbrennen — vielleicht! Aber wenn sie ihn umgebracht hatten, sollten sie auch umgebracht werden, nicht bloß so mit ein bissel Schrecken wegkommen, daß sie Feuer sahen und weinen mußten, um nach einem Tag wieder aufbauen zu können, was niedergebrannt war.

Ein Schatten, vom blassen Mond an die Wände gezeichnet, schlich langsam durch den Stall. Da stand ein Pferd auf, und noch eines. Es begann zu stoßen und zu schlagen in der Stille. Eine ganze Reihe Pferde stand auf, die Barrenketten zogen schlürfend durch die Ringe, der Hengst gab an.

Wie er das alles haßte! Umbringen mußte er alles, was einmal ihm zugestanden wäre! Das hatte ihm doch nicht erst die Dirn einsagen müssen, das hatte er immer schon gewußt! Er wunderte sich nur, daß er den Haß so lange mit sich hatte tragen können. Da stand der Hengst, und sein dunkler Kopf ging in einer ungewissen Angst auf und nieder. Andreas griff unsicher nach dem schönen Kopf. Wenn er nun doch die Tiere laufen ließ und bloß Feuer in den Stadel legte?

Aber nein! Kindskopf! Zuerst herumlaufen im Land wie ein Hund, den sie mit der Peitsche ausgehauen haben, und dann einen Haufen Mitleid haben mit dem ganzen lebendigen Zeug da! Nichts! Er suchte das Messer, suchte mit der

anderen Hand zurück bis an den Hals, tappte vorsichtig auf und nieder. Die Schlagader! Da, am Hals, er spürte es! Das Blut ging in gleichen Stößen immer durch, immer gleich, es pochte, es hämmerte gegen den fühlenden Finger, daß Andreas die Hand lockerer machte.

Die andere Hand mit dem Messer herauf — so, so — so wird es schon gehen. Es wird nur einen kleinen Schnitt brauchen, und bei jedem Pferd wird es nur so einen kleinen Schnitt brauchen, nachher sind sie alle weg, alle tot, alle werden so wegmüssen von der Welt, die Menschen auch — —

Das Blut hämmerte unter dem greifenden Finger, und das Hämmern in der stetigen Gleichmäßigkeit bekam einen Sinn, es wurde ein Reden daraus, das Reden klagte an, es war das Murmeln eines aufgepeitschten Volkes, das weinte und klagte und anklagte: den da anklagte, der töten wollte, was er selber war, den da, der zu feig war, das Messer zu heben, weil er glaubte, den Finger am eigenen Hals liegen zu haben und das eigene Blut zu spüren.

Nimmst du die Hand jetzt wirklich weg? Feigling! Hassen sollst du doch, und so tun mußt du, wie es der Haß will! Bist du klein geworden, Zuchthäusler? Zuchthäusler nennen dich die da — und du — —

Ob Zuchthäusler und Schandkerl und Brudermörder — es ging nicht, die Hand ertrug das Blut nicht, sie spürte den Schlag des Lebens, das nur ein Pferdeleben war. Langsam strich die Hand am Hals des großen Pferdes nieder, sie rastete an der breiten Brust und folgte dem schönen Körper, der beim leisen Berühren zuckte. Ein höhnisches Lachen schlug auf im Stall. Oder es war nur das Wiehern eines Pferdes und das Schleifen einer Barrenkette?

Wenn alles das, was du mit der Hand nachgespürt hast, dein Blut ist, wenn du das alles mit deiner Liebe aufgezogen hast und den Bruder umbringen mußtest, weil sein Tun das Leben umbringen wollte, dann kannst du doch nicht — — —

Nimm die Hand ganz weg! Und laß es sein, was du nie können wirst. Den Bruder, der kein Bauer war, hast du zu Tode hassen können, das Zuchthaus hast du ertragen können, großer Bauernkerl, die Straße war auch für dich nicht zu dreckig, und die andere, die „auch so eine" ist, war dir nicht schlecht. Aber das, für was du einmal gelebt hast, was du selber bist und was du einmal blindwütig verteidigt hast, kannst du doch nie hassen! Dummer Hund — du kannst es einfach nicht.

Die Hand war unsicher geworden, sie hatte gedrückt, wo sie hatte streicheln wollen — und dann schlug der Hengst zu, weil er nach allem irgendwie die Sterbensgefahr spürte. Er schlug und traf ein wenig, daß ein Arm blutete und schmerzte.

Aber Andreas Barneder hatte ein kleines Lachen im Gesicht, als er ein altes Stallhandtuch um den Arm wickelte, als er dann langsam hinausging, den Riegel in der kleinen Untertür hob und wieder einhakte, als er wieder auf der Straße war.

Es gab irgendwo an der Straße, wo der Sommer um die Zeit der ersten Kornmahd den Handwerksburschen Andreas Barneder vorbeiführte, eine Dirn, die Anna hieß und auch so nebenhinaus gestellt worden war vom Leben, auch so an die Straße. Die hatte einmal von einem kleinen Bauernzeugel geredet, und sie war einmal in der Tenne so vor ihm gestanden: den Körper weit zurückgebeugt, daß er nehmen sollte.

Und die Erde eines kleinen Stückes Bauernboden hatte wohl auch die Brüste so, so hoch und so blank, und so, daß er nehmen sollte, wie er eben kam, von der Straße her.

Vielleicht hatte die ihn nur zum Hassen fortgeschickt, daß er wirklich einmal verstehen lernte, was Lieben war.

Mario Puglisi

# Katholizismus und Protestantismus in Italien

Um die Entwicklungsmöglichkeiten und Aussichten der italienischen Kultur zu verstehen, muß man zurückgehen bis zu den Beziehungen, die sich zwischen Staat und Kirche als Ergebnis des Lateranvertrages und des Konkordats herausbildeten. Es mag kurz auf zwei Probleme von besonderer Wichtigkeit hingewiesen werden: die Einführung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen und die Freiheit der Propaganda und der Proselytenmacherei. Auf diese beiden Punkte einzugehen, ist um so notwendiger, als in den Ländern außerhalb Italiens zahlreiche Mißverständnisse darüber verbreitet sind.

Seit über einem halben Jahrhundert wird die „Römische Frage" von vielen Gesichtspunkten aus untersucht. Eine außerordentliche Zahl von Schriftstellern hat sich damit beschäftigt. Während des Krieges hat Bagsten die Dokumente darüber sammeln wollen, und es sind drei dicke Bände dabei herausgekommen, dazu ein Supplementband von vierhundert Seiten. Aber diese Sammlung ist bei weitem nicht vollständig, und über tausend Vorschläge wurden gemacht, ehe es dem Staatschef Mussolini gelungen ist, den alten Streit endgültig beizulegen. Die Zwistigkeiten hatten lebenswichtige Grundsätze sowohl der Kirche als auch des Staates berührt. Wenn der Senator Morello in einem kürzlich veröffentlichen Band*) einige Vorbehalte macht bezüglich des Konkordats, indem er sich auf das geistige Besitztum beruft, das sich die Denker und Juristen der italienischen Wiedergeburt mit vieler Mühe erarbeitet hatten, so verneint er dennoch nicht, daß der Vertrag einen endgültigen Sieg der nationalen Regierung bedeutet.

Der ganze Streit dreht sich um den Begriff der Kirche und den des Staates. Der Papst geht von dem Grundsatz aus, daß die Kirche, als vollkommene Gemeinschaft, dem Staate in der Durchführung der sozialen Ziele übergeordnet ist. „Die Kirche, von Gott gegründet (so wiederholte kürzlich der Papst in einer seiner Enzykliken), besitzt das unverletzliche Recht, das ihr der göttliche Gründer gegeben hat, den Seelen die Schätze des Guten zu bringen, mit denen sie allein versehen ist." In der Polemik, die als Folge der Aktivität der K a t h o l i s c h e n  A k t i o n entstanden ist, hat Mussolini keinen Augenblick gezögert, klarzustellen, daß „die Vatikanstadt und das Königreich Italien zwei Hoheitsgebiete darstellen, die wohl zu unterscheiden sind, und daß die Kirche im Staat weder souverän noch frei ist. Sie hat innerhalb desselben nur Vorrechte, die gesetzlich und freiwillig anerkannt wurden." Der faschistische Staat will ethisch-religiöser Staat sein: ethisch in seinem Bestreben, die Lebensaufgaben des Volkes zu fördern, religiös insofern, als er die Religion als ein wesentliches und, wenn man will, ewiges Moment betrachtet, das sich weder im individuellen noch im kollektiven Leben unterdrücken läßt. Aber der Staat ist nicht konfessionell, und infolgedessen kann er nicht einer Religion, auch nicht der katholischen, einen offenbaren und absoluten

*) V i n c e n z o  M o r e l l o (Rastignac): Il conflitto dopo il concordato (Der Konflikt nach dem Konkordat). Mailand 1933. Unter dem Pseudonym Rastignac übte Morello eine einflußreiche und weithin geschätzte journalistische Tätigkeit aus. Er starb in diesem Jahre.

Wahrheitscharakter zugestehen. Wäre der Staat selbst konfessionell, so verwandelte er sich in den Agenten einer bestimmten kirchlichen Autorität, die sich damit die Vorherrschaft erwürbe in Dingen, in denen der Staat souverän ist. Der faschistische Staat ist also nur katholisch in historischem Sinne. Weil die große Mehrheit der Italiener katholisch ist, so folgt daraus, daß der Staat die katholische Kirche heranzieht, wenn man einen religiösen Ritus an einem zivilen Akt teilnehmen lassen will. Das Konkordat, das Gesetz über den Religionsunterricht in den Schulen, das Gesetz über zugelassene Kulte und über die Gewissensfreiheit und Diskussion religiöser Fragen, alle sind sie direkt abgeleitet aus dieser Auffassung des Faschismus vom Staat und von der Religion.

Der Faschismus, so schrieb Mussolini erst vor kurzer Zeit, ist eine religiöse Lebensauffassung, in welcher der Mensch anzusehen ist im Zusammenhang mit einem höheren Gesetz, mit einem objektiven Willen, der über das einzelne Individuum hinausgeht und es emporhebt zum bewußten Mitglied einer geistigen Gemeinschaft. Für den Faschisten ist alles im Staat und nichts Menschliches und Geistiges hat Bestand oder Wert außerhalb des Staates. In diesem Sinne ist der Faschismus totalitär und der faschistische Staat Synthese und Einheit eines jeden Wertes, er vermittelt, entwickelt und stärkt das ganze Leben des Volkes.

Da der faschistische Staat indessen die Religion als das höchste Produkt des menschlichen Bewußtseins betrachtet, weist er dem Katholizismus — welcher die positive Form darstellt, in der sich das religiöse Leben des italienischen Volkes offenbart — einen ganz hervorragenden Platz zu. Er gibt ihm auch Vorrechte. Aber das ist auch alles. Wenn der Staat, der sich selbst nicht für kompetent hält in theologischen Angelegenheiten, dem Katholizismus die höchsten Ehren zuteil werden läßt, so geschieht das aus zwei Gründen: einem allgemeinen psychologischen, weil die Religion ein Urelement des Geisteslebens ist, und einem historischen, weil der Katholizismus die Religion der großen Mehrheit der Italiener immer gewesen ist. Hier handelt es sich um Psychologie und Geschichte oder auch um Statistik, aber nicht um Theologie. „Der Staat hat", um Mussolinis eigene Worte anzuführen, „keine Theologie, aber eine Moral . . . . Der faschistische Staat schafft sich nicht seinen Gott . . . . noch sucht er ihn vergebens in den Seelen auszulöschen . . . . Der Faschismus respektiert den Gott der Asketen, der Heiligen, der Helden und auch den Gott, den sich der unschuldige, einfache Mann aus dem Volke vorstellt und den das Herz des Volkes anbetet."

★

Für die Einführung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen sind von großem Interesse der Brief des Papstes an den Kardinal Gasparri und die Dokumente, die zum erstenmal vor noch nicht langer Zeit von Mario Missiroli*) veröffentlicht wurden. In seinem Briefe verneint der Papst die Freiheit der Diskussion und des Gewissens außerhalb der von der Kirche vorgeschriebenen Grenzen. Er verkündet, daß „die ganze und vollkommene Aufgabe der Erziehung nicht dem Staat gebührt, sondern der Kirche, und daß der Staat die Ausübung und Durchführung dieser Aufgabe weder verhindern noch mindern kann". Auch kann er sie nicht einschränken auf ein genau festgesetztes Lehren der religiösen Wahrheiten, denn die Ziele der Kirche sind geistiger Art, und darum muß ihre Souveränität dem Staate übergeordnet sein. Aus der Veröffentlichung von Missiroli ersieht man die Ansprüche des Vatikans vor dem Konkordat, wie sie z. B. zu lesen sind im Artikel 23 eines Entwurfs, den der Heilige Stuhl vorgeschlagen hatte. Hier wird die Revision aller Schulbücher verlangt und für eine aus staatlichen und kirchlichen Funktionären zusammengesetzte Kommission

*) Mario Missiroli: Date a Cesare . . . (Gebt dem Kaiser . . .). Erschienen in der „Libreria del Littorio", der offiziellen römischen Verlagsanstalt der Faschistischen Partei

die Befugnis gefordert, die Textbücher für den Religionsunterricht in den Schulen gemäß der heiligen Kongregation des Konzils festzulegen.

Auch nach dem Konkordat wiederholt sich mit einer gewissen Beharrlichkeit in der katholischen Presse der Anspruch, aus der Schule Lehrer auszuschließen und Bücher zu entfernen „aus Gründen der Religion und der Moral.". Im Ausland hat man diesen Punkt oft mißverstanden und geglaubt, hier seien Konzessionen gemacht worden. Die Forderungen der Kirche scheiterten jedoch an der Festigkeit Mussolinis, der in klaren Worten den Willen ausdrückte, „mit eifersüchtiger Wachsamkeit für die Vorrechte des Staates zu sorgen".

Die Frage des Religionsunterrichts in den Schulen sollte so zu einem der schwierigsten Probleme werden, die bei der „Conciliazione", der Aussöhnung zwischen Staat und Kirche, zu lösen waren. Die gesamte Erziehung des modernen Menschen ist nicht mit der religiösen Belehrung erschöpft. Die religiöse Unterweisung wird ergänzt, vervollkommnet und verstärkt dadurch, daß sie in Kontakt gebracht wird mit dem modernen Leben. Auch hier ist der Staat und nicht die Kirche der unmittelbar verantwortliche Teil, der zu verfügen hat. Der kirchlichen Autorität bleibt die Ausbildung der Religionslehrer und die Genehmigung der Lehrbücher für den Religionsunterricht vorbehalten. Aber es wird ihr nicht das Recht der Ueberwachung zugestanden, weil der Staat allein die Aufsicht in den Staatsschulen beansprucht. So bietet uns die Frage des Religionsunterrichts in den italienischen Schulen zwei verschiedene Auffassungen des Staates und seiner Beziehungen zur Kirche. Es war natürlich, daß die katholische Kirche die Frage auf das dogmatische Terrain verlegte. Aber gerade deshalb hat sie in den Polemiken der letzten Zeit Ausdrücke nicht anerkennen können wie: „Ethischer Staat", „modernes Bewußtsein", „moralische Autonomie", „unwiderrufliche Kulturfortschritte", „unerschütterliche Rechte des Staates" usw., Worte, die wiederholt von den bedeutendsten Faschisten gebraucht wurden. Pius XI. dagegen hat den evangelischen Worten: „Euntes, docete omnes gentes" den ausgedehntesten Sinn untergelegt, und daraus leitet er den Anspruch ab, verhindern zu wollen, daß Doktrinen gelehrt werden, die seinem „göttlichen Auftrag" entgegengesetzt sein könnten.

★

Dieser Zwiespalt tritt auch in Erscheinung in dem Verhältnis des faschistischen Staates zu den nichtkatholischen Kultformen. Der Staat ehrt, schützt und begünstigt in der Tat auch die nichtkatholischen Kirchen. Das Gesetz erklärt ausdrücklich, daß im Königreich andere Kulte als die der katholischen Religion zugelassen sind, sofern sie Grundsätze bekennen und Riten ausüben, die der öffentlichen Ordnung und den guten Sitten nicht zuwiderlaufen. Der Staat kann für sie Einrichtungen mit moralischer Zielsetzung errichten und sie zur Ausübung bürgerlicher Rechte zulassen. Pius XI. hat den katholischen Staat definiert, der in seinen Ideen, Lehren und Handlungen „nichts zuläßt, das sich nicht in Einklang bringen läßt mit der katholischen Lehre und deren praktischen Durchführung — ohne die es kein katholischer Staat wäre." Die italienischen Gesetze dagegen haben beispielsweise die standesamtliche Eheschließung beibehalten, und den Katholiken wird von seiten des Staates keine Pflicht auferlegt, sich nach dem Ritus der katholischen Kirche trauen zu lassen. Der Staat gestattet außerdem im Gegensatz zur katholischen Lehre und zum kanonischen Recht die Zivilehe auch denjenigen, welche die höhere Priesterweihe empfangen haben, und er verleiht der allgemeinen Eidesleistung keinen konfessionellen Charakter.

Um aber bei der Frage zu bleiben, die uns hier interessiert, und zwar bei dem Verhältnis des aus dem Faschismus hervorgegangenen italienischen Staats zu den nichtkatholischen Kultgemeinschaften, so genügt es, zu erwähnen, daß, während die katholische Kirche unerbittlich die Gleichheit der Rechte ihrer Anhänger und derjenigen der

Anhänger anderer Kultgemeinschaften verneint, der faschistische Staat dagegen nicht nur den katholischen Kult schützt, sondern, wie gesagt, auch die anderen Kulte; außerdem gewährt er den Geistlichen dieser anderen Kulte die gleichen Vergünstigungen, wie sie den Mitgliedern des katholischen Klerus zukommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Befreiung vom Militärdienst.

Nach dem Uebereinkommen vom 11. Februar und dem Gesetz vom 24. Juni 1929 ist immer ausführlicher die Frage der Propagandafreiheit und der Proselytenbildung der religiösen Minderheiten behandelt worden. Eine Frage, die, wie leicht einzusehen ist, von besonderer Bedeutung für das Leben und den Fortschritt der Religionen ist. In letzter Zeit hat der Advokat Vittorio Meacci dieses Thema einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen. Meacci, der als hervorragender Sachverständiger gilt in bezug auf juristische Streitfragen zwischen Staat und Kirche, geht dabei zurück auf die geschichtliche Entwicklung des Begriffes der Gewissensfreiheit, der religiösen Diskussion und Propaganda in Italien in der Zeit vom Jahre 1848 an bis auf unsere Tage.*) Meacci behauptet und belegt es mit verschiedenen Daten, daß das trennende Prinzip zwischen Staat und Kirche in Italien niemals vollständig durchgeführt gewesen ist. An diese Tatsache knüpft er wieder an mit Betrachtungen über die Politik und das Verhältnis des faschistischen Staates zur Religion bis zu dem Gesetz vom 24. Juni 1929, worin die Grundsätze der Freiheit der Religionsausübung, die Gewissensfreiheit und die religiöse Diskussion von neuem bestätigt werden. Bei der Darlegung, daß tatsächlich Freiheit der Propaganda und des Proselytismus für die nichtkatholischen Kulte besteht, stützt sich Meacci auf die Lehrfreiheit und Diskussionsfreiheit als gegebene Tatsachen, weil das, was unter den Augen der Oeffentlichkeit, jedermann sichtbar, geschieht, keines Beweises bedarf. Gegen diejenigen wiederum, die auf katholischer Seite behaupten, daß diese Propaganda und der nichtkatholische Proselytismus im Gegensatz stünde zu Artikel 8 des Lateranvertrags und zum Konkordat, führt Meacci an, und zwar mit Recht, daß sie direkt aus den Konkordatsgesetzen hervorgehen. Es ist tatsächlich selbstverständlich, daß da, wo freie Diskussion in religiöser Materie besteht, wo Lehrfreiheit besteht für die verschiedenen Kirchen der eigenen Religion, die Freiheit des Proselytismus und der Propaganda nur die Konsequenz hiervon sein kann. Wenn der Staat den Bau von Kirchen oder Tempeln gestattet, so ist es ebenso selbstverständlich, daß er auch ihren freien Gebrauch zusichert, daß er denjenigen Einrichtungen, die der Verbreitung nichtkatholischer Kulte dienen, darunter auch den Schulen, juristische Persönlichkeit zugesteht, und daß er den Priestern dieser Kultgemeinschaften besondere Behandlung gewährleistet. Es ist auch folgerichtig, daß ein solcher Staat katholische und nichtkatholische Kulte gleichberechtigt nebeneinander stellt.

Vom juristischen Standpunkt aus gesehen, und auch in anderer Hinsicht, leben die protestantischen Kirchen in Italien nach dem Lateranvertrag und dem Konkordat unter vorteilhafteren Bedingungen als vorher. Professor Ugo della Seta, Dozent der Moralphilosophie an der Universität Rom, findet eine Unvollkommenheit in der unterschiedlichen Behandlung der einzelnen Kulte in bezug auf den Schutz vor Beschimpfungen. Der starke Gerechtigkeitssinn und Respekt vor den religiösen Minderheiten hat den Schlußfolgerungen des Professor della Seta eine beachtliche Wärme und Wirkung verliehen. Aber wie er selbst zugibt (Le minoranze religiose nel nuovo codice penale, pag. 62), wechselt die Frage das Gesicht, sobald man sie unter dem politischen Aspekt betrachtet. Auch juristisch gesehen, reicht die Rückwirkung, die

*) Meacci: Die Freiheit der Propaganda und des Proselytismus, nach den Vereinbarungen vom 11. Februar 1929 und dem Gesetz vom 24. Juni 1929. Veröffentlichung der Deputiertenkammer.

ein Verbrechen nach sich zieht, weiter, wenn es sich um die religiöse Mehrheit handelt, und die Intervention des Staates ist in diesem Fall legitimer.

Daß die protestantischen Kirchen sich nach der Aussöhnung in vorteilhafterer Lage befinden als vorher, kann man schon entnehmen aus den Polemiken, die hier nur kurz gestreift wurden. Man kann es auch ersehen aus den in der katholischen Presse in Italien verbreiteten Alarmrufen. Man lese beispielsweise die Abhandlung von J. Giordani über „Die Eroberung Italiens durch die Protestanten" in den Veröffentlichungen der katholischen Universität Mailand. Die protestantische Presse hat es auch ehrlich zugegeben.

Aber es wäre ein Irrtum, wenn man aus all dem die Folgerung ableiten wollte, daß die evangelischen Kirchen in Italien heute mehr prosperieren würden als vor der „Conciliazione". Diese Folgerung geht deshalb fehl, weil hier weitere Elemente kultureller und wirtschaftlicher Natur mitspielen. Die protestantischen Kirchen, nicht viel anders als die katholische Kirche, dogmatisch in sich geschlossen, haben in Italien gegenüber der römischen Kirche den Nachteil, daß sie einer kräftigeren kulturellen und wirtschaftlichen Grundlage entbehren. Festgestellt soll jedoch werden, daß ihnen hier die Vorbedingungen der Prosperität geboten sind. Es gilt hierfür dasselbe wie bei der Einführung des Religionsunterrichts in den Schulen. Man wird von der Einführung des konfessionellen Unterrichts nicht gleich ein rapides Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins oder eine neue Orientierung der italienischen Jugend in der Richtung auf eine Vertiefung ihrer Religiosität in katholisch konfessionellem Sinne erwarten können, wie das von der Katholischen Kirche herbeigesehnt wird. Aber schon dadurch, daß eingeschlafene Fragen, die gar schon tot schienen, wieder wach wurden, sind neue Vorbedingungen gegeben, beginnen sich die ersten Zeichen eines neuen Interesses für die religiöse Kultur anzumelden. Das ist um so bemerkenswerter, als bis vor wenigen Jahren die religiöse Kultur das Erbgut weniger Einzelner war.

Bruno E. Werner

# Wir brauchen jeden Mann!

## Kunst als Auslandspropaganda

Der Prozeß des kulturellen Neuaufbaus ist im vollen Gange. Er ist total und grundlegend, so daß man mit einer langen Dauer rechnen muß, bis die Errichtung bis zum Dachfirst vollendet sein wird. Halten wir uns an die Künste, so ist die Umrißzeichnung in der Literatur bereits gelungen. Die Deutsche Akademie für Dichtung — vorläufig noch ein Teil der Preußischen Akademie der Künste, die früher oder später zur Deutschen Akademie werden soll — kennzeichnet mit den Namen ihrer Repräsentanten bereits in großen Zügen den geistigen Raum der Nation. Auch was die Musik betrifft, kann man mit guter Gewißheit in die Zukunft sehen. Denn es ist sicher, daß diesem Volk der Musik auf die Dauer keine schöpferischen Werte entgehen werden. Anders steht es mit der bildenden Kunst.

Die Verwirrung war hier zunächst groß. Der seit Jahren feststellbare progressive Verlust der innerlichen Beziehung zwischen der Kunst und dem Volke — oder sagen wir in diesem Fall richtiger und bescheidener — zwischen Kunst und Publikum, hat hier nach dem Ausbruch der Revolution zu Folgen geführt, die allen bekannt sind. Während die Führer auch hier richtunggebend wirkten, kam es doch vor, daß in manchen Städten gewissermaßen die Stimme dieses Publikums aufstand und im ersten schönen

Sturm der Begeisterung und Entrüstung mit dem Wertlosen auch manches Wertvolle hinwegfegte. Die Jugend in Gestalt der nationalsozialistischen Studenten setzte sich dann impulsiv und mit dem Herzen dagegen zur Wehr. Männer wie Professor Schardt, der neue kommissarische Leiter der Berliner Nationalgalerie, und — von einem gänzlich anderen Standpunkt aus — Wilhelm Pinder haben es schließlich von einer geistigen und kulturmorphologischen Warte her verstanden, unter dem Beifall aller Kunstfreunde Grundsätzliches darüber auszusagen, wie die Kunst im neuen Staat aussehen muß, wie die deutsche Kunst aussieht. Wichtig war vor allem dabei Pinders Wort, daß man sich in der Kunst vor staatlichen Eingriffen hüten soll, da hier von selber das Gute wächst, das Faule aber abstirbt.

Entscheidend und von überragender Wirkung wurde endlich die lang erwartete Kulturrede Adolf Hitlers auf dem Nürnberger Parteitag. Sie ist jedem Deutschen bekannt, jedem Kunstfreund geläufig, so daß sich ein Kommentar erübrigt. Hitler hat, ohne sich auf einzelne künstlerische Leistungen festzulegen, hier in großen Linien Gesicht und Charakter einer nordisch-heroischen Kunst umrissen, die neben den deutschen Geistraum einst den deutschen Gestaltraum setzen soll. Seine scharfe Absage gegen individualistische Originalitätssucht und die Exzesse einer untergegangenen Epoche, seine Forderung einer „kristallklar erfüllten Zweckmäßigkeit", seine Verwerfung jeder materialistischen Haltung, seine Weisung, aus den neuen Baustoffen zu einer eigenen architektonischen Gestalt zu kommen, stellen der bildenden Kunst höchste Aufgaben, vor allem, weil sie von einem Manne stammen, der selber als künstlerischer Mensch erkennt, daß man nicht „von einem zu suchenden neuen Stil" reden, sondern nur hoffen kann, daß unser bestes Menschentum von der Vorsehung zu einem solchen Schaffen erwählt werden möge. Es gilt nun, den Geist dieser Rede in der Praxis wirksam werden zu lassen. So wie Hitler sich gegen die Zerstörung unserer Erbmasse wandte, so scharf stellte er auch die Forderung auf, daß der Stil der Vorfahren „nicht zu einem tyrannischen Gesetz erhoben werden dürfe, das jede weitere eigene Leistung begrenzt oder gar vergewaltigt". Die Künstler, vor allem die jungen, werden ihm diesen Satz danken. Denn diese Worte weisen nicht nur den Künstler, sondern auch das Publikum in seine Grenzen zurück. Sie können, richtig verstanden, wieder den ruhigen Atemraum und die Kontinuität herstellen, derer der Künstler zur Schaffung seines Werkes bedarf.

Es sind im neuen Deutschland die besten künstlerischen Kräfte am Werk, um den Neubau des Reiches Gestalt werden zu lassen. Daneben gibt es eine Reihe tüchtiger und befähigter Maler, Bildhauer und Architekten (von Museumsleitern können wir diesmal schweigen), die besten Willens sind, aber doch von der Mitarbeit vorläufig ausgeschlossen wurden. Wir reden nicht von denen, die im letzten Jahrzehnt durch politische Worte und Taten Anschluß an das System suchten. Man kann um so leichter über sie hinweggehen, weil es fast ausnahmslos schlechte Künstler waren. Wir meinen diejenigen deutschen Künstler, die, nicht aus dem von Hitler gegeißelten Modernitätswahn, sondern aus einem echten inneren Bedürfnis heraus auf ihrem Schaffensgebiet nach einer Form suchten, die der Gegenwart und ihren Forderungen entspricht. Manche von ihnen sind in Deutschland zur Zeit ausgeschaltet. Zweierlei Gründe liegen hier vor. Der eine: daß Einzelne von ihnen kraft ihrer Leistung und trotz der im tiefsten Sinne kulturzerstörenden Haltung des Nachkriegsstaates Erfolg fanden, und daß sie nun fälschlich mit den Trägern dieses Staates identifiziert und so kaltgestellt wurden. Der andere Grund liegt darin, daß die Mißvergnügten, das Muckertum (gegen das die Führer neuerdings scharf Front gemacht haben) und schließlich gutwillige, aber kunstfremde Männer sich wie zu allen Zeiten gegen die neue, ungewohnte Form und mit augenblicklichem Erfolg gegen ihre Träger wandten.

Man kann sich dabei mit der Erkenntnis beruhigen, daß das Schöpferische auf allen Gebieten des Lebens sich auf die Dauer von selber durchsetzt. Und doch kann man

sich nicht ganz damit zufrieden geben. Denn ein Volk wie das deutsche, das mit so gewaltiger Anspannung seine Selbstbehauptungsschlacht schlagen muß, kann auf keinen Mann in seinen Kulturbataillonen verzichten. Der Staat ist gewiß nicht in der Lage, allen denen, die heute beiseite stehen müssen, Brot und Amt zu geben. Aber er kann ihnen kraft seiner Autorität die Förderung zuteil werden lassen, deren Auswirkung wiederum der Nation und dem Volk zugute kommt. Dies trifft für eine Reihe von Malern und Bildhauern, die im Reich ihr Lehramt verloren, gerade so zu, wie für manche Architekten. Mit keiner anderen Absicht, als auf die knappste Weise anschauliche Beispiele zu geben, greifen wir drei Architekten heraus, ohne daß es uns gerade auf diese Namen ankommt. Auf der Triennale in Mailand, die ein Sieg der modernen deutschen Baukunst wurde (wenn auch Deutschland nicht vertreten war), konnte man im Gespräch mit Italienern immer wieder mit Bewunderung drei deutsche Namen hören: Poelzig, Gropius, Mies van der Rohe. Alle drei Architekten befinden sich, zumindesten, was ihr künstlerisches Gewissen betrifft, heute in einer schweren Lage. Obwohl Poelzig zu dem Kreis um Moeller van dem Bruck gehörte, Gropius trotz aller kommunistischen Anfeindungen stets unpolitisch gewesen ist, und obwohl Mies van der Rohe dank seiner Haltung die besten Fürsprecher in München gehabt hat, ist es ihnen zur Zeit außerordentlich erschwert, ihre bisherige Bautätigkeit fortzuführen. Und zwar nicht deshalb, weil es die Führung verbietet, sondern aus den oben dargestellten Gründen. Alle diese drei Männer könnten jedoch heute die Möglichkeit haben, im Ausland größere Bauaufträge zu übernehmen, die ihnen nicht nur menschlich-künstlerische Befriedigung gewähren, sondern auch ihre eigene Existenz sicherstellen. Alle drei würden sicherlich diese Anträge abschlagen. Warum? Weil sie in Deutschland bleiben wollen, weil sie sich nur mit diesem Volk und seinem Schicksal verbunden fühlen, weil sie im neuen Staat mitarbeiten wollen. Und vielleicht auch, weil sie keinesfalls ihren Gegnern das gefährliche Argument bieten möchten, sie hätten in dieser Schicksalsstunde das Reich verlassen, wären unter die Emigranten gegangen.

Wir griffen drei Namen für viele heraus. Es kommt uns auf diese drei Männer nicht an. Es liegt auch nicht in unserer Aufgabe, dem Staat etwa raten zu wollen, alle diese Kräfte zu beschäftigen, denn das wird er von sich aus entscheiden. Unser Vorschlag geht nur dahin, deutschen Künstlern, die hier zur Zeit keine Tätigkeit ausüben können — und es gibt deren eine ganze Reihe —, Gelegenheit zu geben, dies im Ausland, sobald sie dazu eingeladen werden, zu tun. Man braucht dazu nichts als eine Stelle in einem Ministerium, in dem Männer sitzen, die über Fragen der Kunst einen Ueberblick haben. Diese Stelle soll keine Tätigkeit im Ausland vermitteln, aber wenn eine solche einem Künstler geboten wird, so kann sie den Betreffenden mit Brief und Siegel ermächtigen, einen Auslandsauftrag anzunehmen. Wir wollen nicht von den wirtschaftlichen Vorteilen sprechen, die sich für Deutschland daraus ergeben können. Sondern nur davon, daß ein solcher Mann dann mit dem Bewußtsein seine Aufgabe übernimmt, nicht fahnenflüchtig das Land zu verlassen, sondern für die deutsche Sache in der Welt durch sein Werk zu werben. Man würde sich selbstverständlich die Künstler genau ansehen, denen man gewissermaßen vom Staat aus den Segen für einen Auslandsauftrag gibt. Nicht auf ihre künstlerische Eignung hin (deren Wertung kann man in diesem Fall den Auftraggebern überlassen), sondern auf ihre menschliche Zuverlässigkeit. Denn diese wird es gewährleisten, daß von Fall zu Fall eine deutsche Kulturpropaganda im Ausland erfolgt, wie man sich keine bessere wünschen kann. Außerdem kostet dies dem Staat keinen Pfennig.

Karl Ballmer

# Studien-Säle in Museen der bildenden Kunst

Keine unnötige Schwierigkeiten, wenn es auch anders geht!

Erfahrung und Geschichte lehren, daß die Fixierung dauernder Kunstwerte eine über längere Zeiträume sich erstreckende Angelegenheit und Aufgabe ist. Gehört es nicht zum Grundbesitz kunst- und kulturgeschichtlicher Einsichten, daß der Schöpfer eines Kunstwerkes tot sein muß, um museumsreif zu sein? Gehört es nicht auch ein wenig zum überheblich liberalistischen Fortschrittswahn, wenn man glaubt, den Vorgang der realen lebensmäßigen Urteilsbildung, wie er an der Kulturgeschichte und an repräsentativen Biographien zu studieren ist, aus der angemaßten Vollmacht irgendeines Amtes willkürlich vollziehen zu sollen?

Einer Zukunft werden möglicherweise unsere Museen als Kulturkuriosa erscheinen. Aus bildgefüllten Kirchen, aus fürstlichen und bürgerlichen Stätten der Repräsentation, — aus Orten also, wo die Kunst die unmittelbaren Lebensangelegenheiten begleitete — sind unsere Museen als Grabkammern und Magazinräume der Kulturgeschichte hervorgegangen. Sie zu Volksstätten zu machen, kann nicht Aufgabe der Willkür sein. Nur wenn die Hoffnungen auf eine fundamentale Erneuerung unseres kulturellen Lebens im Ganzen nicht aussichtslos sind, nur dann kann auf eine neue gegenwärtige Verbindung von Leben und Kunst in Bescheidenheit gehofft werden.

Die Kunstwissenschaft ist darauf gestoßen, daß bedeutende künstlerische Schöpfungen wie unter der Macht eines Naturgesetzes von der jeweiligen Gegenwart verkannt worden sind. Eine gewisse Kunstwissenschaftlichkeit der letzten Jahrzehnte hat aus diesem Gesetz in überkluger Hellsichtigkeit Kapital und Vorteil zu schlagen versucht. Jeder Leiter jedes Provinzmuseums glaubte sich berufen, die geschichtlichen Kultursünden des Verkennens und Fehlurteilens dadurch zu sühnen, daß er zum Spezialisten für die Entdeckung verkannter Genies wurde. So gute Zeiten haben die Genies noch nie gehabt. Keine Absurdität, keine Verrenkung des Geschmacks und der Empfindung war zu ausgefallen, als daß sie nicht ihren Protektor gefunden hätte. Es wurde geradezu eine Bedingung für die Karriere des Kunsthistorikers und Kunstverwalters, seine Intuitionsfähigkeit durch die Entdeckung mindestens eines Großen legitimiert zu haben.

Die unberücksichtigten Künstlerkollegen, denen die nicht immer scharfe Abgrenzung von Museumspraxis und Kunsthandel nicht verborgen bleiben konnte, drückten nüchtern den Begriff des Entdecktwerdens durch „gemacht" werden aus. Die Einsichtigen unter den bildenden Künstlern konnten und können nur wünschen, daß die museale Kunstpflege sich der Zurückhaltung befleiße.

Die behördlichen Instanzen ihrerseits können kein Interesse daran haben, daß die Problematik des Urteils über Künstlerisches auch noch zum Tummelplatz der Politik werde. Wenn man Instinkt hat, wird man sich diese unnötige Belastung ersparen.

Daß der echte Künstler der vollgültige Repräsentant der geistig-sittlichen Tugenden seines Volkes zu sein hat, versteht sich von selbst. Man sollte aber nicht in den Fehler verfallen, zu wähnen, die Erkenntnis des sein Volk repräsentierenden Künstlers sei die leichteste und selbstverständlichste Sache der Welt. Wenn der Künstler selbst zur Ausbildung seines Urteilsvermögens der öfteren Verzweiflung und mithin von Berufs wegen der größten Anstrengung bedarf, dann wäre es doch absonderlich, wenn dem kunstgenießenden Laien das fertige Urteil einfach angeboren sein sollte.

Recht verstandener Kunstgenuß ist ein Glied in der geistig-sittlichen Erziehung der Nation. Erziehung gründet auf der Erfurcht vor dem Ueberpersönlichen. Der Künstler versucht das Gesetz des Ueberpersönlichen ganz in der sinnlichen Erscheinung des Bildes offenbar zu machen. Deswegen ist übendes Betrachten der Bilderscheinung wichtiger als der Kult mit der Person des Künstlers. Wem — angesichts gegenwärtiger Kunstabsichten — manche Erscheinung auf der Leinwand problematisch erscheint, der kann immer noch den Versuch machen, den sittlichen Ernst und die Verantwortlichkeit des Künstlers kennenzulernen und auf die Probe zu stellen. Er dürfte die angenehmsten Enttäuschungen erleben.

Es ist schließlich kein Geheimnis, daß wir in revolutionären Umformungen unseres gesamten Empfindens und Bewußtseins mitten darinnen stehen. Und es kann verständlich erscheinen, wenn solche Umwandlung bis in die Sehweise des Künstlers offenbar wird. Im recht verstandenen Interesse einer nationalen Kultur liegt es, den Werdeprozeß des Neuen, der ein Stück echter Menschennatur ist, nicht bevormunden zu wollen. Natur läßt sich nicht bevormunden, und wo der Mensch es doch versuchte, hat er noch immer teures Reuegeld bezahlt.

Berufener Mittler zwischen Produzent und Konsument des Kunstwerkes ist der Museumsmann, dem die Ehrfurcht vor dem Nicht-voraus-Berechenbaren des Naturprozesses des Kunstschaffens im Herzen sitzt. Es darf und soll gesagt werden: nicht nach Regeln, nicht nach Bedürfnissen, die irgendwo festgestellt werden, entsteht ein Produkt der Kunst, sondern einzig nach dem Gesetz der Gnade, die sich von keinem Intellekt bevormunden läßt.

Wer als Sammler und Museumsleiter aus dieser Gesinnung wirkte, dürfte vor Ankäufen und Schaustellungen nicht zurückschrecken, die gerne den Charakter des besonnenen Experimentes tragen können. Das einsichtig gelenkte Experiment ist das charakteristische und legitime Hilfsmittel gegenwärtiger Kultur, die notwendig das Bewußtsein in strengerer Weise in ihren Dienst stellt und stellen muß als frühere Zeiten, die zwar dem Instinkthaften näher standen — dafür allerdings auch keine Autos und Flugzeuge bauten.

Dem werdenden Deutschtum geschieht Abbruch, wenn aus überspitztem rationalistischen Optimismus „kunstpolitische" Entscheidungen fallen müssen, die man auf wirtschaftlichem Gebiete als Kapitalverschleuderung bezeichnen müßte.

Wenn ein Max Sauerlandt (Hamburg) eine ganze Lebensarbeit einsetzte für die deutsche Kunst (u. a. Nolde und „Brücke"-Kreis), wenn dieser erzdeutsche Mann aus reinster Leidenschaft den persönlichen Mut zur schöpferischen und verantwortlichen Pionierarbeit darlebt, dann steht das Urteil über ihn keiner Lokalinstanz zu: die Potenz eines solchen Mannes geht unmittelbar das deutsche kulturelle Ganze an.

*

In unsere Museen der bildenden Kunst gehören Säle, die mit großen Ueberschriften als „Studien-Säle" zu plakatieren sind.

Ich meine damit Säle, von deren Wänden einem nicht die fertigen Urteile über Dauerwerte anspruchsvoll entgegentreten; nicht Säle also, wo die bloße Tatsache des Aufgehängtseins im Museum schon ein abschließendes Urteil über ein Bild bedeuten will; sondern Säle, in denen man sich zur Urteilsbildung erzieht — und selbst ein wenig Mühe, Anstrengung und Selbstprüfung nicht scheut.

Man müßte in diesen Sälen aufhängen, was möglicherweise die Befremdung „breiter Volkskreise" (an deren Bildungsfähigkeit ich nicht zweifle) hervorruft — und wofür sich der Pionier als Galeriedirektor mit seiner Existenz (im Wortsinne) einsetzt.

Dieser Vorschlag denkt dennoch nicht im mindesten an eine revolutionäre Umwälzung bestehender Verhältnisse. Er regt nur an, dasjenige bewußt zu tun, was im besten Falle mit bestem Willen getan werden kann. Der Vorschlag bedeutet insbesondere nicht

einen Verzicht der behördlichen Kunstverwalter auf Stellungnahme. Unvermeidliche Stellungnahme bekundet sich ja zunächst einfach darin, welche Werke ein Museumsleiter (wohl meist unter Mitwirkung einer beratenden Kommission) käuflich erwirbt. Die Entscheidung über den Erwerb von Werken kann und soll sachgemäß bei einigen wenigen verantwortungsfähigen Persönlichkeiten liegen.

Um anzudeuten, daß verantwortungsfreudigem Entscheiden selbst eines „fortschrittlichen" Museumsleiters ein peinlicher problematischer Rest anhaften kann, muß ich mir die Freiheit nehmen, mich auf einen persönlichen und subjektiven Eindruck zu stützen, der aber vielleicht doch typischen Gehalt hat.

Dem Leiter der Gemäldesammlung einer deutschen Großstadt (Hamburger Kunsthalle) oblag es im Laufe des vergangenen Jahrzehnts, einen Saal „Junge Deutsche" einzurichten. Dieser Museumsleiter (Prof. Gustav Pauli) ist gemäß Alter, Bildungsgang und Neigung ein Liebhaber des französischen Impressionismus. Da er ein Mann von geistigem Niveau ist, begriff er, daß — unbeschadet seiner persönlichen Vorliebe — Künstler wie Franz Marc und die Maler des „Brücke"-Kreises ein Faktor des öffentlichen Kunstlebens geworden sind, daß deren Bilder objektiv den Anspruch auf Berücksichtigung durch die Museumspflege machen, d. h. gekauft und ausgestellt werden sollen. Es entsteht also ein Saal „moderne deutsche Malerei" mit Marc, Nolde, Schmitt-Rotluff, Kirchner, Heckel u. a. Es mag allerlei Kämpfe und Auseinandersetzungen gekostet haben, bis es so weit war.

Der Museumsleiter versuchte eine an sich schwierige Aufgabe zu bewältigen. Der Eindruck des zustandegekommenen Saales ist deswegen nicht erfreulich, weil man die Mutmaßung nicht los wird, daß der verantwortungsfreudige Direktor es allzusehr „beiden Teilen" recht machen wollte. Er genügt nach der einen Seite der objektiven Zeitforderung, Marc und die „Brücke"-Maler ins Museum aufzunehmen. Er genügt — andrerseits — allzusehr den Ansprüchen des „konservativen" Kunsturteils, indem er die Auswahl der Bilder, die Anordnung des Saales so trifft, daß ich den Eindruck „abschreckendes Beispiel" nicht los werden kann. Ich bin weit davon entfernt, dahinter eine Absicht zu suchen. Es ist eine aus der Situation sich ergebende Zwangsfolge.

Einen Zwang bedeutet schon die Zumutung, moderne Bilder ohne weiteres als Museumsgegenstände zu behandeln. Die Museumspflege ist sich zwar längst klar darüber, wie viel auf die Gestaltung der Saal-Atmosphäre (Raumgestaltung, Wandtönung, Lichtwirkung) ankommt. Man hätte bei der gemeinten Aufgabe noch weitere Faktoren berücksichtigen können. Man hätte die Aufgabe als Ganzes im Einvernehmen mit den zu repräsentierenden Künstlern behandeln können: der einzelne Künstler wird gut wissen, durch welche Bilder er repräsentativ vertreten sein möchte. Man hätte den in Frage stehenden Künstlern die ganze Gestaltung eines solchen Raumes überlassen können. Es wäre etwas zustande gekommen, was in viel konzentrierterer Form ihr Wollen zum Ausdruck bringt und schon durch die aufgewendete Liebe und Sorgfalt ein aktiv werbender Faktor sein müßte.

Solange der Museums-Saal das feierlich abschließende historische Urteil bedeuten will, scheint es erschwert, den Lebensstrom neuen Wollens vollgültig zur kulturellen Wirksamkeit kommen zu lassen.

„Studien-Säle" — auf den Namen kommt es nicht an — könnten für alle Beteiligten eine Wohltat sein. Statt daß die behördlichen Kunstwalter voreilig auf zu entdeckende Ewigkeitswerte losgelassen werden, mögen sie sich in diesen Sälen ruhig Zeit lassen zur Abklärung ihres Urteils. Das Publikum, möglichst unbelastet vom Urteil von an der Sache selbst nicht Interessierten, möge diese Säle betreten mit dem schweigenden Respekt, mit dem man im Kriege ein Lazarett oder ein Erholungsheim aufrechter Frontkämpfer betrat. Denn der Künstler will jedenfalls als ein ehrlicher Kämpfer gesehen werden — nicht ohne im Auge zu behalten, daß der Sinn seines Kämpfens der Sieg ist.

Otto Baschin †

# Bekämpfung von Erdbeben

## Lehren einer großen Naturkatastrophe

Zehn Jahre sind es her, seit die Nachricht von der Zerstörung der japanischen Hauptstadt Tokio und des wichtigsten Hafens Yokohama durch ein schweres Erdbeben die ganze Welt mit Entsetzen erfüllte. Erst später wurde bekannt, daß dabei 142 000 Menschen ums Leben kamen und 576 000 Häuser vom Erdboden verschwanden.

Aber diese ungeheuerliche Katastrophe hat das japanische Volk nicht entmutigt, sondern es veranlaßt, mit zäher Energie alle Kräfte daranzusetzen, um nicht nur die erlittenen Schäden auszubessern, sondern auch aus dem Unglück möglichst viel zu lernen, vor allem eine erdbebensichere Bauweise zu ersinnen, den Ursachen der Erderschütterungen nachzuspüren und eine Methode ausfindig zu machen, die es gestattet, den Eintritt von Beben vorherzusagen, so daß eine Warnung der Bevölkerung vor dem drohenden Unheil noch rechtzeitig erfolgen kann.

In diesem Sinne ist jene Heimsuchung als ein Wendepunkt zu bewerten, dessen Bedeutung sich nicht in dem enormen Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung in Japan erschöpft, sondern auch für die Sicherheit der Menschenleben in allen Erdbebenländern von der größten Wichtigkeit geworden ist.

Allerdings hat Japan in besonderem Maße Veranlassung, sich mit der Untersuchung jener Stöße und Schwingungen der Erdkruste zu beschäftigen, die man gemeinhin als Erdbeben bezeichnet, denn kein anderes, dicht bevölkertes Gebiet der Erde wird so häufig erschüttert wie Japan. Man ist dort an die Zuckungen des Erdkörpers derartig gewöhnt, daß die Bestürzung lange nicht so groß war, wie es etwa bei uns der Fall gewesen wäre, als am 1. September 1923 um Mitternacht die Erdstöße einsetzten. Diese wiederholten sich am gleichen Tage 365 mal, gingen jedoch am 2. September auf 285, am 3. auf 143 zurück. Nun wirkt sich bei dem Masseneinsturz von bewohnten Gebäuden in Großstädten der Umstand überaus verhängnisvoll aus, daß die Trümmer meist in Brand geraten. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn infolge des Ueberwiegens von Holzkonstruktionen zwei Drittel aller Gebäude, Brücken, Telephonlinien usw. in Tokio vernichtet wurden. Ueberall war der Boden in den Straßen zerrissen durch klaffende Spalten, sowie durch Erdfälle, die sich zu Senkungstrichtern erweiterten, in welche das Grundwasser eindrang. Für die Erkenntnis des Mechanismus der Bewegung überaus lehrreich erwies sich die merkwürdige Tatsache, daß in einem Teile der Stadt die Ziegelhäuser zerstört, die Holzhäuser jedoch erhalten geblieben waren, während in anderen Bezirken gerade die umgekehrten Feststellungen gemacht werden konnten. Mitunter standen auch einzelne große Häuser unversehrt mitten in völlig verwüsteten Straßenvierteln, und an manchen öffentlichen Denkmälern konnte man eine Drehbewegung erkennen.

Wenige Minuten nach dem Hauptstoß traten an den Küsten gewaltige Flutwellen auf, die bis 12 Meter Höhe erreichten, mit hoher Geschwindigkeit vom offenen Ozean her gegen die Küste heranrasten und viele hundert Häuser fortschwemmten. Solche verheerenden Wasserwogen entstehen bei Erdbeben durch Einstürze des Meeresbodens und kommen in Japan so häufig vor, daß man ihnen den besonderen Namen „Tsunami" gab, eine Bezeichnung, die sich in der geographischen Wissenschaft als internationaler Fachausdruck eingebürgert hat. Die riesenhaften Wellenberge, welche die höchsten Sturmwellen weit überragen, durcheilen den Ozean mit geradezu phantastischen Geschwindig-

keiten bis zu 200 Meter in der Sekunde, während der Wind auch in den stärksten Orkanen nur selten 50 Meter in der Sekunde erreicht. In wenigen Augenblicken können solche Tsunamis von der Küste her weit in das Land hinein vorstoßen und haben z. B. 1703 in wenigen Sekunden 100 000 Menschen fortgeschwemmt. 1854 durchsauste eine derartige von Japan ausgehende Erdbebenwoge den ganzen Stillen Ozean und brandete bereits 12½ Stunde später an der Westküste Amerikas bei San Francisko.

Was nun aber dem Kwanto-Beben von 1923, wie man es nach der hauptsächlich betroffenen japanischen Provinz nennt, eine ganz besondere Bedeutung verleiht, das sind jene unerhört großen Hebungen und Senkungen, die man am Meeresboden der Sagami-Bucht festgestellt hat, durch welche der Seeweg nach Yokohama und Tokio führt. Da alle dorthin fahrenden Schiffe die Sagami-Bucht passieren müssen, so hat man ihr Bodenrelief von jeher durch zuverlässige Lotungen genau ermittelt und auf Seekarten festgelegt. Eine Wiederholung der Messungen nach dem Kwanto-Beben hat überraschende Tiefenänderungen erkennen lassen, die alles in den Schatten stellen, was man von plötzlichen Aenderungen der festen Erdkruste bisher wußte. An drei Stellen der Sagami-Bucht wurde ein Ansteigen des Bodens um 176, 207 und 247 Meter gemessen, an drei anderen Stellen ein Sinken um 115, 305 und 474 Meter. Es stellte sich heraus, daß eine Scholle des Meeresgrundes von 2414 Meter Länge sich an ihrem Nordende um 247 Meter gehoben, an ihrem Südende dagegen um 373 Meter gesenkt hatte.

Von großer politischer Bedeutung erwies sich damals auch die wirtschaftliche Lahmlegung Japans durch die Katastrophe, weil die militärische Bereitschaft von Heer und Flotte natürlich höchst ungünstig beeinflußt wurde. Auch die Bündnisfähigkeit der Nation erlitt eine erhebliche Einbuße, denn sowohl auf britischer wie auf amerikanischer Seite machte man geltend, daß die Erdbeben ein unberechenbares Element in die japanische Politik hineinbrächten, da man niemals vor ähnlichen Ereignissen sicher sei. In der Tat haben seitdem zahlreiche Erschütterungen wiederum große Verheerungen angerichtet. Es seien nur die schwersten Beben von Tazima 1925, Tango 1927, Idu 1930 und das Tuscacora-Beben vom März 1933 erwähnt, die Tausende von Todesopfern forderten und Schäden von vielen hundert Millionen Mark verursachten.

Weder Volk noch Regierung hielten sich lange mit unnützen Klagen auf, sondern gingen sofort mit allen Kräften zunächst an den Wiederaufbau von Tokio heran. Man benutzte diese Gelegenheit, um das Stadtbild zu modernisieren, und so stieg die Hauptstadt im Laufe des letzten Jahrzehnts wie ein Phönix aus der Asche schöner und größer wieder empor. Nicht weniger als 177 Kilometer (etwa gleich der Entfernung von Berlin bis Stettin) Straßen erster Ordnung von 33 bis 44 Meter Breite, 113 solche zweiter Ordnung von 22 Meter Breite und über 600 Kilometer (gleich der Strecke Berlin—Amsterdam) 11 bis 12 Meter breite Straßen dritter Ordnung ersetzten die alten, engen Gassen. Auch zahlreiche Kanäle wurden erheblich verbreitert und mehr als 400 Brücken aus Eisen und Beton neu hergestellt. Erst bei den Aufbauarbeiten ließ sich berechnen, daß die Sachschäden, welche das Erdbeben angerichtet hatte, etwa 7000 Millionen Yen betrugen, von denen ungefähr die Hälfte auf Tokio entfiel. Unter großem Gepränge wurden die neu erbauten Straßen durch einen offiziellen Festzug unter Führung des Kaisers eröffnet.

Selbstverständlich war man bestrebt, den Bauwerken eine möglichst große Feuersicherheit und Erdbebenfestigkeit zu verleihen, zu welchem Zweck gründliche wissenschaftliche und technische Studien gemacht wurden. Interessant ist übrigens, daß bereits in alten Zeiten manche Baumeister es verstanden haben, das Problem der erdbebensicheren Konstruktion großer Gebäude in geradezu genialer Weise zu lösen. So ist z. B. die berühmteste Kirche Konstantinopels, die Hagia Sophia, schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit bewußter Rücksichtnahme auf Sicherung gegen Erdbeben als gewaltiger Kuppelbau errichtet worden. Sie hat trotz des schlechten Untergrundes und

der Häufigkeit von Beben, welche die Stadtmauer mehrfach zerstörten, unversehrt fast anderthalb Jahrtausende überdauert.

Heute errichtet man vielfach Steinbauten, denen durch eingefügte Stahlgerüste ein hoher Grad innerer Festigkeit verliehen worden ist. Dagegen zeigte sich, daß Bauten aus kleinen Steinen oder Ziegeln völlig ungeeignet sind. Die Techniker stellten fest, daß die Baulichkeiten durch Erdbeben in Schwingungen versetzt werden, welche zu einer Zertrümmerung der Konstruktion führen müssen, wenn nicht sämtliche Einzelteile in gleichem Tempo schwingen, eine Forderung, die sich jedoch in der Praxis schwer erfüllen läßt. Die Baupolizei schreibt jetzt in Japan eine besondere Bauweise und bestimmte Materialfestigkeit vor, um Häusern, Brücken, Eisenbahndämmen und anderen Werken von Menschenhand möglichst große Widerstandsfähigkeit gegen Erdbeben zu verleihen. Sonderliche Vorsicht wird bei der Wahl des Bauplatzes und der geologischen Untersuchung des Bodens geübt, wenn es sich um die Anlagen von Kraftwerken, Talsperren sowie die Verlegung von Gas-, Wasserleitungs- und Kanalisationsröhren handelt.

Für alle diese rein praktischen Zwecke aber ist eine sorgfältige wissenschaftliche Erforschung der Entstehung und des Mechanismus der Beben die wichtigste Vorbedingung. Daher wird von keiner anderen Nation die Erdbebenforschung oder Seismologie mit so großem Eifer und solcher Hingabe betrieben wie von den Japanern. Das ganze Land ist mit einem Netz von Erdbebenwarten überzogen, deren Instrumente die kleinsten Bewegungen des Erdbodens mit einer ans Wunderbare grenzenden Genauigkeit aufzeichnen. Man kann heute schon jene mikroskopischen Erschütterungen feststellen, die der Boden durch den Herzschlag eines auf ihm liegenden Menschen erleidet. Jedes, auch das leiseste Zittern des Erdbodens, gleichviel woher es stammt, wird von den Apparaten vermerkt. Noch im Zentrum Asiens lassen sich z. B. die Schwingungen messen, in welche die Küstenfelsen durch den Anprall der Meereswogen versetzt werden.

Gerade deshalb aber müssen jene, durch Erdbeben verursachten Bewegungen von den durch andere Kräfte erzeugten sorgfältig unterschieden und die aufgezeichneten Kurven genau analysiert werden. Nur so sind wir imstande, die Handschrift der Registrier-Instrumente, welche aus komplizierten Wellenlinien besteht, zu entziffern und sie in unsere Sprache zu übertragen. Dann aber können wir auch durch Vergleich der Aufzeichnungen an den verschiedenen Erdbebenwarten nicht nur die Ausbreitung der Erschütterungen über die ganze Erdoberfläche verfolgen, sondern wir vermögen auch die Fortpflanzung der Bebenwellen durch den Erdkörper hindurch zu kontrollieren. Die wechselnden Geschwindigkeiten, mit der die Wellen den Erdball durchmessen, gestatten zuverlässige Schlüsse über die Beschaffenheit der einzelnen Zonen des Erdinneren bis zum Erdkern hinab. Man hat auf diesem Wege höchst interessante Ergebnisse über jene geheimnisvollen Tiefen der Erde erhalten, die niemals eines Menschen Auge sehen wird.

Schon vor dem Kwanto-Beben wußte man, daß die schwersten zerstörenden Erschütterungen, die für die Menschheit jedesmal eine Katastrophe bedeuten, tektonischer Natur, d. h. daß sie im geologischen Bau der harten Gesteinskruste begründet sind, welche in ähnlicher Weise wie die Eierschale ihren Inhalt jene durch die innere Erdwärme erweichten und daher nachgiebigen, zähflüssigen oder flüssigen Gesteine in den großen Tiefen des Erdkörpers umschließt.

Zahlreiche Ursachen gibt es, die in der festen Erdkruste Spannungen erzeugen können und die Gesteinschichten dementsprechend zu verbiegen streben. Eine Scholle aus sprödem harten Granit, Schiefer oder Kalkstein wird schon durch Erwärmung oder Abkühlung, kleine Aenderungen ihrer Lage erfahren, ja mitunter sogar schon durch Schwankungen des Luftdrucks in einen Zustand der Spannung versetzt, bei dem sie leicht Sprünge erleidet oder ganz durchbrechen kann. Es ist ähnlich, wie bei der Biegung einer dicken Glas-

platte, die zunächst der verbiegenden Kraft etwas nachgiebt, wobei jedoch die innere Spannung immer stärker wird, bis sich schließlich bei Ueberschreitung der Festigkeitsgrenze ein Sprung bildet oder ein Bruch vollzieht, was naturgemäß mit merklichen Erschütterungen verbunden ist.

Die tektonischen Erdbeben nun sind nichts weiter als solche Erschütterungen bei der Entstehung von Rissen und Spalten in der festen Erdkruste, und deshalb treten sie namentlich dort auf, wo der feste Gesteinsmantel, der das plastische Erdinnere umschließt, einer jungen geologischen Periode angehört und daher noch nicht seine Gleichgewichtslage erlangt hat, die gebirgsbildenden Kräfte vielmehr noch in Tätigkeit sind. In jenen Gebieten dagegen, die aus Schollen von hohem geologischem Alter bestehen, ist die Erdrinde tot und nur noch der Einwirkung zerstörender Kräfte der Atmosphäre, der Verwitterung und Abspülung ausgesetzt.

In wie hohem Maße nun gerade in Japan noch heute eine Umgestaltung der Oberflächenformen erfolgt, haben die neuesten Untersuchungen der dortigen Erdbebenwarten gezeigt. Man konnte feststellen, daß, wenn die Elastizitätsspannung des Felsbodens übermäßig groß wird, nicht eine einzige Spalte aufreißt, sondern daß die Erdkruste bis zu bedeutenden Tiefen in ein Mosaik von Blöcken zersplittert, die etwa 50 Kilometer lang und ebenso dick sein können, und von denen jeder seine eigene Bewegung ausführt, sich hebt, senkt oder schrägstellt. Die Zerreißungen des Gesteins erfolgen aber an sehr verschiedenen Stellen. Während in Europa der eigentliche Herd der Beben meist etwa 30 Kilometer unter der Oberfläche liegt, konnte man in Japan noch zehnmal tiefere Lagen des Herdes nachweisen. Es ergab sich, daß das Kwanto-Beben einen dreifachen Ursprung hatte. Drei aus verschiedenen Richtungen kommende Stöße folgten sich in Abständen von wenigen Sekunden. Jede Einzelerschütterung erzeugte Schwingungen von anderer Wellenlänge, die zwischen 0,3 und 0,7 Sekunden Dauer lagen und sich teilweise summierten, bzw. gegenseitig schwächten. Diese erst soeben gemachte Entdeckung des bewährten japanischen Erdbebenforschers Ishimoto erklärt nun auch die vorhin erwähnte Verschiedenheit in der Art und Verteilung der Zerstörungen von Gebäuden. Jedes Gebäude reagiert eben auf diejenigen Schwingungen, die ihm selber eigentümlich sind.

Der Anstoß, den das Kwanto-Beben der Erdbebenforschung gab, ist also insofern von großem Erfolg begleitet worden, als die Erkenntnis des Mechanismus der Erdstöße neue Methoden zur Vermeidung von Zerstörungen erschlossen hat. Trotzdem aber bleiben noch zahlreiche Rätsel ungelöst. Dazu gehören vor allem die merkwürdigen Erdbebengeräusche, auffallende Lichterscheinungen, Aenderungen der Luftelektrizität, sowie des erdmagnetischen Kraftfeldes und andere Vorgänge, die früher vielfach angezweifelt wurden, aber um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, je tiefer die Forschung in die Geheimnisse der unterirdischen Kräfteäußerungen eindringt. Eigentümlich ist ferner die Tatsache, daß in der Sagami-Bucht, um so mehr Fische gefangen werden, je häufiger die Erdbeben sind, die auch mit der Blütezeit gewisser Pflanzen in Zusammenhang zu stehen scheinen.

Die letzten Ursachen, welche schließlich den Anstoß dazu geben, daß die Spannungen der Erdkruste sich durch ein Erdbeben lösen, sind freilich noch immer in Dunkel gehüllt. Man hat das Vorkommen von Sonnenflecken, Anziehungskräfte der Gestirne, Wirkungen von Ebbe und Flut, Wetterstürze, die mit Luftveränderungen einhergehen, Verschiedenheiten in der Belastung der Erdoberfläche, Wärmeänderungen im Erdinneren und andere Gründe angeführt, ohne jedoch bisher zu einem befriedigenden Ergebnis gelangt zu sein.

Dies ist auch der eigentliche Grund, weshalb bisher alle Arbeiten an dem Problem der Vorhersage von Erdbeben zu keinem abschließenden Ergebnis geführt haben.

Immerhin ist insofern bereits ein Anfang gemacht worden, als man wenigstens den Weg gefunden hat, auf dem weitere Fortschritte zu erwarten sind. Früher begnügte man sich meist mit statistischen Berechnungen, um die Zahl der Jahre zu ermitteln, in denen sich schwere Beben wiederholten, oder die Tages- und Jahreszeit festzustellen, welche von ihnen bevorzugt wurden. Es ist jedoch klar, daß man nach dieser Methode bestenfalls voraussagen könnte, welchem Jahr, bzw. welchem Monat oder welcher Tageszeit die größte Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von Erdstößen zukommt. Der Menschheit ist aber mit Prognosen nur dann gedient, wenn diese den Eintritt kurz bevorstehender Katastrophen mit einiger Sicherheit anzugeben vermögen.

In Europa und Amerika ist vielfach eine Wanderung der Erdbebenherde in bestimmter Richtung beobachtet worden. Vorherrschend scheint dabei ein Fortschreiten nach Westen zu sein, woraus man schließen will, daß bei der Rotation der Erde um ihre Achse die Gesteinskruste sich langsam gegen den Erdkern verschiebt. Man fand aber auch mitunter, daß dort, wo früher eine große Spalte entstanden ist, die Erdbebenherde in der Richtung dieser Spalte weiterwandern, gerade als ob sie nun immer weiter aufrisse. So ist in Kalifornien ein Bebenzentrum seit 1906 durchschnittlich um 22 Kilometer südwärts gewandert und dürfte demnach, falls dieses Tempo beibehalten würde, etwa 1939 die mexikanische Grenze erreicht haben. Aber auch wenn diese Berechnungen stimmen sollten, wissen wir immer noch nicht, zu welchem Zeitpunkt auf der Gefahrenlinie wirklich ein Erdbeben eintreten wird.

Die Japaner sind deshalb anders vorgegangen. Ishimoto hat ein Instrument konstruiert, welches so empfindlich ist, daß es eine Aenderung in der Neigung des Bodens um ein Zehntel Bogensekunde anzeigt. Damit man sich von diesem Betrag eine Vorstellung machen kann, sei hinzugefügt, daß eine solche Neigung der Hebung, bzw. Senkung des einen Endes einer 200 Meter langen Strecke um ein Zehntel Millimeter entsprechen würde. Die Messungen mit diesem Instrument zeigten nun, daß bereits 13 bis 6 Tage vor einem Beben der Boden seine Neigung um 6 bis 26 Bogensekunden zu ändern beginnt, also um einen, von dem Neigungsmesser leicht zu messenden Winkel. Auf dieser Grundlage wird nunmehr weitergearbeitet, und man hofft zuversichtlich, es werde gelingen die allerfeinsten Bewegungen des Bodens derartig streng zu überwachen, daß in nicht ferner Zukunft rechtzeitige Warnungen der Bevölkerung möglich sein werden.

Eine solche Warnung, allerdings nicht vor einem Erdbeben, sondern vor einem Vulkanausbruch, ist bereits auf ähnlicher Grundlage gelungen, denn es war möglich die 23 000 Einwohner einer Insel kurz vor der Katastrophe abzutransportieren und dadurch zu retten. Bei dem neuen japanischen Seebeben im März 1933 entstand eine große Welle, deren Eintreffen auf den Sandwich-Inseln so pünktlich vorhergesagt wurde, daß die Schiffe den gefährdeten Hafen verlassen und die offene See aufsuchen konnten. Nur dort, wo das nicht geschah, traten Verluste ein. Schließlich sei noch ein Fall erwähnt, bei dem die Natur selbst die Bewohner warnte. 1931 ging bei einer Serie von Erdbeben in Albanien jedem Stoß ein heftiges, donnerartiges Getöse voraus, so daß nach den ersten 30 Todesopfern kein weiteres mehr zu verzeichnen war.

Von allen Naturkatastrophen sind die Erdbeben die schlimmsten und verheerendsten, weil sie stets plötzlich eintreten und eine Flucht, die bei Ueberschwemmungen, Vulkanausbrüchen und anderen Ereignissen Erfolg haben kann, nicht in Frage kommt. Um so anerkennenswerter ist es, daß die japanischen Erdbebenforscher das große Unglück des Jahres 1923 zum Anlaß genommen haben in streng wissenschaftlicher Weise den Ursachen dieser Geißel der Menschheit nachzuspüren und auf Abhilfe zu sinnen.

Rudolf Zesch

# Gustav Nachtigal in Tunis

## Unveröffentliche Briefe des Afrikaforschers

Alle Geschichte verläuft in Parallelen. Erinnert uns nicht in mancher Hinsicht die nun glücklich überwundene Zeit vom Umsturz 1918 bis zum Anfang dieses Jahres an die Epoche deutscher Geschichte von der Revolution von 1848 bis zur Gründung des Reiches von 1871? Das alte Reich war zerfallen, ein neues im Werden. Der verhängnisvolle Kampf zwischen Nord und Süd um die Vorherrschaft in Deutschland trieb seinem Höhepunkt entgegen. Napoleons III. offenes Bemühen, durch eine Einmischung in diese innerdeutsche Angelegenheit, wenn nicht das linke Rheinufer (la frontière naturelle!), so doch wenigstens einen neutralen Rheinstaat unter französischem Einfluß zu gewinnen, — ebenso auch die schleswig-holsteinische Frage — hätten eine Frontbildung gegen den äußeren Feind erwarten lassen. Statt dessen erregte der Verfassungskonflikt der preußischen Krone mit dem Parlament die öffentliche Meinung bis zur Siedehitze; „der Junker" Bismarck galt als der Wegbereiter eines neuen absolutistischen Zeitalters.

Auf der anderen Seite hatte auch Deutschland teil an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem wachsenden Wohlstand folgte eine verhältnismäßig steil steigende Kurve der Bevölkerungszahl. Europa begann bereits seine überschüssige Bevölkerung in überseeische Besitzungen abzugeben. Millionen deutscher Volksgenossen aber gingen der Nation und dem Staat verloren, da kein eigener Kolonialboden auch nur einen Teil der Auswanderung hätte aufnehmen können. Wer nach freiwilligem oder erzwungenem Auszug aus den vielen deutschen Vaterländern im Ausland ein Vorwärtskommen erhoffte, mußte fast immer in fremde Dienste treten.

Es war auch das Schicksal des ehemaligen preußischen Militärarztes Dr. Nachtigal — wie so manches jungen Deutschen unserer Zeit.

* * *

Die älteren aus dem lebenden Geschlecht werden sich Gustav Nachtigal's erinnern als des ersten Reichskommissars von Kamerun. Sie werden sich vielleicht auch erinnern, daß er 1869 in das Innere des schwarzen Erdteils gezogen war, dem Sultan Omar von Bornu Geschenke Königs Wilhelms zu überbringen — als Dank für den großmütigen Schutz und die wertvolle Unterstützung der deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, Beurmann und Rohlfs. Bei dieser Gelegenheit gelang es Nachtigal bekanntlich als erstem Europäer, bis zur Oase Borku im gefürchteten Gebirge Tibesti und zum König von Wadai vorzudringen. Eduard Vogel und Moritz von Beurmann waren in diesem Lande ermordet worden; Gerhard Rohlfs hatte an der Grenze wieder umkehren müssen, weil ihm der Vorgänger dieses Königs jeden Schutz versagte. Huldigungen und Ehrungen weit über die wissenschaftliche Welt und Deutschland hinaus empfingen Gustav Nachtigal, als er nach der Durchquerung der Sahara und des Sudan nach sechsjähriger Abwesenheit mit reichen Ergebnissen in die Heimat zurückgekehrt war.

Nachtigal stand auf der Höhe seines Lebens, hatte seine geschichtlichen Leistungen bereits vollbracht, da gedachte auch das amtliche Deutschland ihn zu ehren. Aufmerksam geworden auf seine diplomatische Befähigung, entsandte ihn das Auswärtige Amt 1882 als Generalkonsul nach Tunis. Seiner Leistung und der Wertschätzung auch durch die einheimische Bevölkerung verdankte er zwei Jahre später den Auftrag Bismarcks, an der Spitze einer Expedition „die Interessen des Reiches an der Westküste Afrikas wahrzunehmen", also die späteren Schutzgebiete Togo, Kamerun und Lüderitzland unter die Reichshoheit zu stellen. Nur mit größtem Widerstreben entschloß sich

Nachtigal zur Annahme dieses ehrenvollen Auftrages, dem er sich körperlich nicht mehr gewachsen fühlte. Einem Freunde schrieb er damals: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurteilung entgegen" und „Der Kelch ist nicht an mir vorüber gegangen". Im Juli 1884 nahm er Bagida und Lome, dann Kamerun für Deutschland in Besitz. Am 29. Oktober erfolgte seine letzte denkwürdige Amtshandlung, die Entfaltung der deutschen Flagge in Bethanien. Auf dem Wege in die Heimat erfüllte sich seine düstere Ahnung. Auf hoher See, an Bord des Kanonenbootes „Möwe", erlag Nachtigal am 26. April 1885 einem bösartigen Tropenfieber. In Kamerun hat der erste Reichskommissar dieser Kolonie seine letzte Ruhestätte gefunden.

Seine Erfolge als Forscher und die Besitzergreifung dieser Schutzgebiete an der westafrikanischen Küste durch ihn sind in das Buch der deutschen Geschichte eingegangen. Wer aber kennt außer den zünftigen Geographen und Historikern Nachtigals Entwicklungsgang, seine afrikanischen Lehrjahre in Bona und Tunis?[1])

* * *

Als Nachtigal im Oktober des Jahres 1862 im algerischen Hafen Bona afrikanischen Boden betrat, glaubte er an einen kurzen Aufenthalt zur Kräftigung seiner Gesundheit, aber nicht an eine Wende seines Lebens. Sechs Jahre währten seine Reisen in der Sahara und im Sudan, die ihn in die erste Reihe der Afrikaforscher stellten; sechs Jahre auch umfaßte die „Vorbereitungszeit" in Tunis. Ihm unbewußt nahmen dort seine charakterliche Entwicklung und sein äußerer Lebensweg die entscheidende Richtung. Am 3. Juni 1863 war Nachtigal in Tunis gelandet. Der Ortswechsel schien jedoch zunächst keine Verbesserung zu bedeuten. Die Folgen seiner Krankheit machten ihm noch lange große Sorgen. Die Nebel über seiner Zukunft wollten nicht weichen. Der Mangel an geselligem Leben und geistiger Zerstreuung drückten auf sein Gemüt. Dies „Leben penibler Vegitation", wie er es einmal nannte, hat ihn oft mutlos gemacht. Mehrfach war Nachtigal geneigt, dem Drängen seiner Mutter und anderer Verwandter nachzugeben und in die Heimat zurückzukehren. Immer wieder aber überwand er diese Depressionen, kämpfte mit bewundernswerter Zähigkeit um die Sicherung seines Daseins, gegen die „tägliche Misere" im „abscheulichsten Land der ganzen Welt". So gewann Nachtigal zu seinem oft gerühmten, immer freundlichen, entgegenkommenden Wesen die nötige Härte, eine mit großer Geduld gepaarte Energie und ein starkes Selbstbewußtsein, das jedoch nie verletzte. Der Zwang, sich beschleunigt eine einträgliche Praxis zu schaffen, und der Wunsch, aus diesem Grunde auch baldmöglichst Zutritt zum Hofe des Regenten zu gewinnen, verdoppelten seine Bemühungen, sich in kürzester Zeit mit den Gewohnheiten des Landes und der Menschen, besonders ihrer Sprache, vertraut zu machen. Seine ersten Erfolge als einziger Arzt der tunesischen Regierungstruppen bei der Ueberwindung des Aufstandes gegen den damals regierenden Bey Mohamed-es-Sadock, die spätere Berufung zum „Arzt seines Hofstaates und Chefarzt seiner Marine" — wie Nachtigal sich selbst einmal bezeichnet hat — sind undenkbar ohne diese Abrundung seines Charakters, ohne dies ernste Streben unter ungünstigsten Bedingungen. Erst die Ergebnisse seines Aufenthaltes in Tunis öffneten Nachtigal das Tor in das geheimnisvolle Innere des Landes und gaben ihm die Möglichkeit, seinen phantastischen Tatendurst zu stillen. Am Rande des märchenhaften Kontinents entzündete sich seine Phantasie."[2])

Aus dieser Zeit, die für seine Entwicklung so bedeutsam war, liegen 14 Briefe vor, welche das Reichsarchiv in Potsdam unter den Nachlässen berühmter Männner auf-

[1]) Da keine Biographie Nachtigals gegeben werden soll, genügen für seinen ersten Lebensabschnitt die folgenden Zahlen: Geboren am 23. Februar 1834 im Pfarrhaus zu Eichstedt in der Altmark. 1852 die Reifeprüfung am Gymnasium in Stendal. Studium an der „Pepiniere", in Halle, Würzburg und Greifswald. 1857 Promotion und große Staatsprüfung. 1858 bis 1861 Militärarzt in Köln beim 30. und 33. Infanterie-Regiment. Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst, als die Vorboten einer wohl vom Vater ererbten Lungenkrankheit sich zeigten. Sie kam zum Ausbruch, gerade als er sich als Arzt niederlassen wollte. Mit Unterstützung seiner Kölner Verwandten Uebersiedlung nach Nordafrika.

[2]) Dr. Paul Güßfeldt in der Gedächtnisrede vor der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Mitgeteilt in den Verhandlungen der Gesellschaft Band XII, Nr. 7. Siehe auch „Deutsche Rundschau", Juliheft 1885. Seite 111.

bewahrt. Empfänger ist sein Oheim Dietrich Nachtigal, Inhaber eines großen Oelgeschäftes in Köln, dem er seit seiner Militärzeit eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Raummangel verbietet leider einen wörtlichen Abdruck dieser Briefe, zumal die lebhaften Schilderungen häufig epische Breite annehmen. Aber Auszüge aus diesem Schriftwechsel sollen einen Einblick in den Werdegang dieses verdienstvollen Mannes gewähren.

Die „Deutsche Rundschau" hat schon einmal Briefe von Nachtigal der Oeffentlichkeit übergeben. Auf der gemeinsamen Trauerfeier, welche die Gesellschaft für Erdkunde und die Antropologische Gesellschaft in Berlin für den so plötzlich aus seiner amtlichen Tätigkeit herausgerissenen Afrikaforscher veranstalteten, forderte Dr. Julius Rodenberg einen Freund des Verstorbenen auf, aus Nachtigals Briefen an ihn eine Auswahl in der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen.[3])

* * *

Durch alle diese Briefe zieht sich die Erörterung, ob die Heimat oder die Fremde ihm bessere Lebensbedingungen gewähren könnten. Noch nach mehr als fast einjährigem Aufenthalt in Tunis schrieb Nachtigal am 30. Juni 1864 seinen Verwandten:

„Nur im Falle, daß mir die Fremde nichts Besseres bietet als die Heimath, werde ich gleich zurückkehren. Je wahrer es ist, daß ich 30 Jahre alt bin und die Zeit drängt, mir Geld zu erwerben, worauf ja alles hinauskommt, desto sicherer ist es auch wahr, daß ich alle Veranlassung habe, darauf zu sehen, so schnell als möglich mir diese materiellen Schätze zu sichern. So lange ich nicht auf das Klarste und Unwiderleglichste gezwungen bin, meinem Streben zu entsagen, werde ich suchen, einen Platz zu finden, der mich binnen einer gewissen Frist zu einer gewissen Unabhängigkeit zu bringen verspricht. Dann werde ich meinen Grundsätzen gemäß, die Ihr als unausführbare Ideale betrachtet, zu meiner eigenen Befriedigung und meiner Mitmenschen Nutzen leben können. Nur so endlich habe ich die Aussicht, meiner Mutter durch die Ersetzung theilweise desjenigen, daß sie über ihre Kräfte an mich und meine Ausbildung und meine Gesundheit gewendet hat, ihr späteres Alter verannehmlichen und sichern zu können. Nehme ich jetzt, was mir die Heimath bietet, so ist keine Aussicht, diese Pläne auch nur theilweise realisieren zu können. Mein Alter und meine Lage würden mich zwingen, die erste beste Gelegenheit mit Sicherheit das tägliche Brod zu erwerben, zu benutzen und ich würde unrettbar einer Zukunft anheim fallen, die mir ganz und garnicht lockend erscheint. Ich würde vielleicht, wie der Dr. Schmidt in Seehausen, den Ihr ja kennt und der kürzlich gestorben ist, in einem ähnlichen Städtchen eine ebensogute Praxis erlangen, um, wie er, auf Landstraßen und Leiterwägen meine Gesundheit im Winter zu untergraben und, wie er, eine Familie im Elend zu hinterlassen. Und er hatte die beste Praxis im Orte und die Gegend ist nicht arm. Glaubt nicht, daß diese Beispiele selten sind. Das würde mein Schicksal sein, da mir die Nothwendigkeit und die feste Absicht, gleich schnell zu verdienen, die großen Städte verschließt. Ich muß gestehen, daß ich durchaus nichts Ueberspanntes in diesem Räsonnement finden, auch Unbescheidenheit in dem Streben sehen kann, einer solchen Zukunft entgehen zu wollen. Auf der anderen Seite bleibt sie mir immer, wenn ich durch die Ungunst der Umstände oder durch eigene Fehler in meinen weitergehenden Plänen nicht reussiren sollte. Dann werde ich immer noch ein Plätzchen finden, um mich in mein Schicksal ergebend, mein tägliches Brod in derselben Weise mühsam zu verdienen, wie es so Viele zu thun gezwungen sind; und ich werde es dann ebenfalls sicherer meinem Körper zumuthen können, die Funktionen eines norddeutschen Landarztes zu erfüllen, als jetzt, wo ich über die Jahre des Wiedererwachens der gefürchteten Lungenkrankheit noch so wenig hinaus bin. Der Gedanke, noch länger, ohne zu verdienen, Anderen auf dem Halse zu liegen, ist mir geradezu unerträglich; darum müßte ich in der Heimath die erste, beste Gelegenheit, sicher zu verdienen, annehmen, und mich dadurch

[3]) „Deutsche Rundschau", 1885, Band 45, Heft 1 und 3. Dorothea Berlin, die Schwester dieses Freundes, hat diese Aufsätze durch Briefe Nachtigals an seine Mutter und Schwester ergänzt und 1887 im Verlag der „Deutschen Rundschau", Gebr. Paetel, unter dem gleichen Titel wie die Aufsätze „Erinnerungen an Gustav Nachtigal" als Buch herausgegeben. Dieser Sammlung entstammen auch die vorhergehenden und noch folgenden Zitate, soweit keine andere Quelle angegeben ist.

vielleicht zu ewiger Unzufriedenheit und Unbedeutendheit verurtheilen. Ich weiß wohl, daß meine Mutter dies auch von einem anderen Gesichtspunkte aus beurtheilt, und daß meine Auffassung sie momentan unglücklich macht; und doch glaube ich, daß das der einzige Weg ist, die Pflichten gegen sie, die ich in so reichem Maße habe, rechtzeitiger zu erfüllen. — Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß meine Art zu urtheilen, unvernünftig wäre, und alle verständigen Leute, denen ich die Sache zur Beurtheilung vorlege und die die Aussichten in unseren Ländern ungefähr kennen, sind derselben Ansicht."

Schon im vorhergehenden Brief — vom 5. Juni — hatte er sich gezwungen gesehen, den ernsthaften Ermahnungen seines Onkels entgegenzuhalten:

„Du hast vollständig Recht in Deiner Art und Weise zu urtheilen und wenn irgend Jemand gefühlt hat, wie schamhaft und unpassend es ist, in diesem Alter noch Geldunterstützung von der Familie in Anspruch zu nehmen, so bin ich es, sei dessen versichert. Letztere so kurze Zeit als möglich zu gebrauchen, war vorzüglich eine Rücksicht, die mich verhinderte, nach Hause zurückzukehren."

Geldsorgen haben Nachtigal dauernd beunruhigt. Am 11. Januar 1864 äußerte er die Befürchtung, es müsse wohl eine Geldsendung verloren gegangen sein:

„Ich bin in der That nun vor Weihnachten ohne Geld und so in nicht unbeträchtlicher Verlegenheit. . . . Von den wenigen Arabern, die ich behandele, ist gar kein Mittel, Etwas zu erhalten, da sie gewöhnlich Nichts haben, vorzüglich wenn sie Beamte sind, die vom Gouvernement schon lange nicht bezahlt wurden. In Summa, ich sehe mich genöthigt, dringend um eine Geldsendung zu bitten, die immerhin, wenn ich nicht gleich wieder kommen soll, da ich dann mehrere Monate Hotelrechnung auf einmal werde zu bezahlen haben, etwas größer als gewöhnlich, sein dürfte. Ich kann nur die Versicherung geben, daß ich mich einer Sparsamkeit befleißige, wie ich sie in Europa nie gekannt habe. . . . Meine Kleidung ist bis auf Sommerbeinkleider von Leinewand, die nämliche, mit der ich abgegangen bin, und bedürfte wohl eines Ersatzes, und doch habe ich Furcht oder Scheu, mir nur eine neue Kopfbedeckung zu kaufen."

Dabei war Nachtigal ehrlich genug, auch mit sich selbst zu Rate zu gehen, ob die Mißerfolge nur auf die äußeren Umstände zurückzuführen wären. Am 24. April 1864 schrieb er nach Köln:

„Mir geht es ganz gut und ich muß nun endlich zu einem entscheidenderen Resultate gelangen, als bisher. Ihr werdet sehr wohl begreifen, daß mein Ehrgefühl es mir sehr schwer werden lassen würde, zurückzukehren, ohne etwas mehr und Anderes erreicht zu haben, als bisher gelang. Dies ist umso mehr der Fall, als ich sehr wohl fühle, daß mir manche Eigenschaften abgehen, die ich zwar nicht für sehr achtungswerth und lobenswürdig an und für sich halten kann, die aber zum „Vorwärtskommen" in der Welt sehr nöthig sind. Alle Welt hier schimpft fortwährend über meine Bescheidenheit, während ich leider nicht einmal dies zweifelhafte Lob annehmen kann. Diese Bescheidenheit ist zum großen Theil ein falscher Stolz, zum andern eine Art Ungeschicklichkeit, Mangel an List. Es widersteht mir im höchsten Gerade mich anders zu zeigen als ich bin, anders zu sprechen als ich denke; Jemandem gegenüber Liebenswürdigkeit oder Freundschaft zu zeigen, den ich nicht hochachten kann; Leute für mich zu derangiren, für mich um Etwas zu bitten, von deren Interesse, deren Freundschaft für mich ich nicht überzeugt sein kann. Man mag sagen, was man will, fast alle Wege in der Welt, auf denen man zu Etwas Erklecklichem gelangt, sind auf Unwahrheit, zuweilen sogar auf directe Lüge gebaut und ich will sie nicht, ich stoße sie zurück. Ich habe tausend einfache Schritte gethan, um Etwas zu erlangen, was mir wünschenswerth oder nothwendig erschien; ich konnte in Folge meiner Ansichten nicht concurriren mit Anderen, die weniger verschroben waren."

Seine „verschrobenen Ansichten" waren es aber nicht allein, die ihn an sichtbaren Erfolgen hinderten. Schon am 10. November 1863 (im ersten Brief aus der Sammlung des Reichsarchivs) hat er seinen Verwandten andere Gründe für die Schwierigkeit einer Existenzgründung auseinandergesetzt:

„Ich glaube mich durchaus nicht beeinträchtigt, wenn neue Doctoren die Bühne betreten; ich wollte auf die Dauer mit Vergnügen ihre Concurrenz ertragen, die mir bei der Mehrzahl derselben vielmehr zum Vortheil gereichen würde. Für Erzielung eines

augenblicklichen Erfolges sind sie dagegen schädlich, wie sie auch, da ein großer Theil Speculanten und Scharlatane sind, zur Vermehrung des Argwohnes gegen fremde Mediciner beitragen. Alles dies ist allerdings gleichgültig, sobald man nur nicht schnell eine Clientschaft haben will. Bei der Betrachtung der großen Stadt Tunis ist nur niemals zu vergessen, daß der europäische Arzt auf die Europäer angewiesen bleibt, daß 150 000 Eingeborene vorhanden sind, die zum Theil zu indifferent sind, um einen Arzt zu consultieren, zum Theil vielmehr ihren Talismanen, Amuletten und Zaubereien glauben, zum Theil endlich, wie Kinder, garnicht im Stande sind, die ärztliche Kunst auch nur allgemeinhin zu beurtheilen. Jetzt zum Beispiel hat auf dem Platze ein italienischer „empirischer Doctor" den Schauplatz seiner Thätigkeit in einem Wagen mit einem riesigen Schirme gegen Sonne und Regen eröffnet. Er bricht Zähne aus und verkauft kleine Flacons eines wunderthätigen Mittels gegen alle Krankheiten. Sein Wagen ist belagert, und er wird nach dem Verkaufe seiner Flacons gewiß mit erheblichem Profit das Land verlassen. Soll ich Plakate von mir neben den seinigen kleben sehen? Ich würde nur in den Augen der ersten Familien hier den Credit verlieren, den ich zum Theil gewonnen habe, zum Theil aber noch zu gewinnen hoffe."

„Eine Complication unglücklicher Umstände, d. h. unglücklich wenigstens augenblicklich für das Land, das ich momentan bewohne", — berichtete Nachtigal am 24. April 1864 — ließ ihn hoffen zu „reuissieren". Gegen den Bey — „ein guter Mann, aber ohne Energie und ohne zureichende Intelligenz" charakterisiert er ihn im gleichen Brief — und seinen klugen „allmächtigen" Premierminister hatten sich fast alle Stämme erhoben.

Die tunesische Verfassung — „die der gemeinsamen Arbeit des Herrn H. Roche, damaliger französischer Minister-Resident und H. Wood, engl. Chargé d'affaires, ihren Ursprung verdankt" — entzog dem Bey die unmittelbare Gerichtsbarkeit. Mit dieser Regelung waren die „Unterthanen" durchaus nicht einverstanden. „Dem patriarchalischen Leben der Araber, wo der Familienvater einen unerhörten Respect hat, wo die Autorität alles ist, sagt es weit mehr zu, den Bey selbst Recht sprechen zu lassen, ihm ihre streitigen Fälle ungenirt vorzulegen und sie wenigstens schnell beendigt zu sehen."

Das war der eine Grund zu dieser Rebellion, der andere ergab sich aus der völlig verfahrenen Finanzlage der Tunesie. Das Land war mehr und mehr verarmt; trotzdem hatte die Regierung, um ihren dringendsten Verpflichtungen nachkommen zu können, die Kopfsteuer von 36 Piaster (etwa 6 Thl.) verdoppelt. Die Insurgenten hatten einen Gegen-Bey gewählt und erhoben nun zahlreiche Forderungen.

„Wohl niemals war die Lage einer Regierung verzweifelter, denn niemals gebot eine solche über weniger materielle Kräfte, Soldaten und Geld und niemals sah man eine so gänzlich verlassen, so gänzlich ohne Partei. Ich und alle Welt mit ihr wunderte mich stets, daß Bey und Ministerium so ganz unfähig waren, einen Entschluß zu fassen, diesen mißlichen Umständen gegenüber. Mit kindischem Eigensinn schienen beide den Forderungen des Landes gegenüber weder nachgeben zu wollen, noch auch widerstehen zu können. Man war etwas verzweifelt, besonders der Bey, ein sehr guter, wohlwollender Mann, weinte viel und soll sich in sehr wenig muselmännischer Weise durch berauschende Getränke getröstet haben; man suchte die verzweifelte Lage nach außen hin etwas zu bemänteln; doch übrigens legte man die Hände in den Schooß. Alles dies war natürlich in dem traurigen Mangel an Armee und Geld wohl begründet; doch der gute Muth und die Zuversicht, die wenigstens den Premier-Minister, Sidi Mustafa Khasnadar, gegen den die ganze Bewegung vorzüglich dirigirt war, nie verließ, beweist die große Kenntnis, welche dieser intelligente Mann von dem Charakter der Araber hat."

In dem gleichen Brief, einem Rückblick auf die Vorgeschichte des Aufstandes aus El-Kef, Ende November 1864, heißt es weiter:

„Trotzdem die Rebellen die Macht hatten, fiel es ihnen doch nicht ein, nach Tunis oder der Residenz Bardo bei Tunis zu kommen, um eine Pression auf die wehrlose Regierung auszuüben. Unbestimmte Furcht vor ummauerten Städten mit Kanonen auf den Wällen, Mißtrauen gegen die Geschwader der verschiedenen Nationen, welche auf der Rhede der Gulette stationiert waren, und Indifferenz, ihrem Wesen inhärirend, die Sache consequent weiterzuführen, hielten sie von diesem entscheidenden Schritte ab." Sie blieben „ganz ruhig in ihrer Heimat, gehen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen

nach und sind froh, keine Steuern bezahlen zu brauchen, von denen sie sicher sind, daß die gegenwärtige Regierung nicht die Macht hat, sie einzutreiben."

Das Fehlen einer schlagfertigen Truppe brachte den rechtmäßigen Bey nicht nur „in die jämmerlichste Lage von der Welt" — sondern alarmierte auch alle interessierten Mächte. Die gänzliche Demoralisierung, — „dies System des straflosen großartigen fortgesetzten Diebstahls von Millionen, wie es Minister und hohe Beamte seit Jahrzehnten treiben" — erweckte bei den Franzosen die Hoffnung, sich jetzt endgültig des Landes bemächtigen zu können. Eine nächtlicherweise versuchte Truppenlandung scheiterte aber am Protest des Bey, dem die Anwesenheit von 5 italienischen, 4 englischen, 3 türkischen und einem amerikanischen Kriegsschiff Mut gemacht hatte. Auch nach Innen raffte sich die Regierung nun zu Taten auf. Sie erfüllte die weniger wichtigen Forderungen der Aufständigen und erreichte dadurch die Unterwerfung fast der Hälfte der Stämme. Gegen die anderen rüstete man zwei Expeditionen aus und zog mit einer Macht von etwa 10 000 Mann, die größtenteils durch Zahlung hoher Prämien angeworben waren. ins Innere des Landes.

(Schluß folgt)

# Gustav Frenssen

## Zum siebzigsten Geburtstag, 19. Oktober

Wäre Gustav Frenssen im vorigen Jahr siebzig geworden, wir hätten mit dem Glückwunsch ein energisches Eintreten für ihn und sein Werk verbinden müssen; denn der Dichter des „Jörn Uhl" ist von der jüngsten Vergangenheit in einer Weise ungerecht behandelt worden, gegen die man sich immer wieder auflehnen muß. Als sein „Jörn Uhl" erschien, jubelte ihm ganz Deutschland zu, die Leser ebenso wie die Kritik. Aber gerade diesen Erfolg, der durchaus natürlich und echt war, mußte er fast ein Menschenalter hindurch büßen. Der Gipfel, auf den er ihn trug, war zu hoch; die Skepsis mußte sich an den Autor machen, und sie tat es gründlich. Die bleibende, unmittelbare Wirkung Frenssens auf die Nation ließ sich nicht ausschalten; seine literarische Erscheinung, seine Stellung in der Rangordnung des literarischen Lebens wurde dafür desto gründlicher zerstört. Frenssen behielt seine Leser; das Bild seines geistigen Wesens aber verblaßte in der falschen Beleuchtung, die man ihm gab, bekam in den Farbwerten ein völlig entstelltes Aussehen. Das Positive verlor an Wirklichkeit, das Negative wurde in den Vordergrund gezogen und überbetont. Ein dichtender Pfarrer, ein Volksschriftsteller — das war noch das Beste, was man ihm ließ. Daß in Gustav Frenssen ein Mann dastand mit einer ganz ursprünglichen dichterischen Kraft des Mitlebens und zugleich ein Mann mit einem sehr starken und feinen Kunstinstinkt, dem wir eines der reinsten und geschlossensten Kunstwerke in der deutschen Dichtung des letzten Menschenalters verdanken — das wurde höchstens einmal irgendwo abseits festgestellt. Für die offizielle Literatur existierte der Landsmann Theodor Storms kaum.

Vor einem Jahr noch hätte man gegen diese Verkennung einer der reichsten und volksmäßigsten Kräfte unserer Dichtung energisch anlaufen müssen. Heute ist Frenssen, gerade recht zu seinem siebzigsten Geburtstag, aus dieser Vereinsamung herausgeholt, Mitglied der Akademie, offiziell in die Reihen der Männer aufgenommen, in denen der Staat diejenigen ehrt, die unbeirrt durch Zeiten und Strömungen nur ihren Weg gegangen sind, den sinnvollen Weg zu einer Dichtung aus dem Ganzen und für das Ganze. Die Zeiten, da man für ihn eintreten mußte, sind vorüber. Worum es heute noch geht, ist, das Bild seines wirklichen Wesens zu geben, im Licht der Wirklichkeit die schöne und reiche Farbigkeit sich unverfälscht auswirken zu lassen, die von seinem Werk ausstrahlt. Es gilt nicht mehr zu verteidigen oder zu werben: es gilt nur noch zu zeigen — und dann vor dem Porträt, das sich dabei ergibt, einen tiefen Diener zu machen.

Um Gustav Frenssens Jugend ist die gute Luft von Holz und Erde, von Handwerk und Bauerntum: der Vater war Tischler, die Mutter stammte vom Lande. In Dithmarschen, in der Landschaft Theodor Storms, ist er aufgewachsen; er ist sogar ebenfalls in Husum auf die Schule gegangen. Mit Storm hat er auch die meiste Wesensverwandtschaft. Er hat die gleiche, stark sensuelle Grundanlage, die intensive sinnliche Verbundenheit mit Leben und Wirklichkeit. Er hat sogar diese Fähigkeit gelösten Eingehens in das Dasein noch stärker als Storm, weil er den Mut hat, das Erotische weniger zu sublimieren, als der Aeltere es tat. Den nannte Fontane nicht umsonst den Weihekußmonopolisten; Frenssen läßt ruhig dem Kuß sein irdisches Recht und spart sich die Weihe für andere Gelegenheiten auf. Man hat ihm das oft vorgeworfen, und es gibt Szenen in seinem Werk, in denen seine Kraft des Zuhauseseins auf der Erde stärker wird, als es der Bogen der Erzählung, zu der diese Momente gehören, eigentlich zuläßt. Sie brechen aus dem Zusammenhang des Ganzen; aber sie zeigen auch die Kraft des Lebens, die in diesem Dichter ist, und die zuweilen größer wird als seine Kraft der Kunst. Sie leuchtet nicht nur hier auf; sie trägt auch sein Bild der äußeren Welt. Und wieder steigt die Gestalt Storms empor: Frenssen hat die gleiche Kraft des Erlebens und Gestaltens der Landschaft, wie sie der Dichter des Staatshofes besaß. Schon im „Jörn Uhl" leuchtet die heimatliche Welt in strahlenden Farben um das Geschick des Knaben, und in gleicher Weise ist sie in den späten Dichtungen, am schönsten vielleicht in der Meer- und Deichwelt, in die der kleine Knabe Otto Andrä, der Lütte Witt aus der Ruhrstadt, beglückt und hingerissen eingeht.

Frenssen besitzt darüber hinaus vor Storm den stärkeren Mut zum Gefühl; manchmal denkt man, daß er eigentlich viel weiter südlich zu Hause sein müßte. Er fürchtet sich nicht vor dem Vorwurf der Sentimentalität, redet dichterisch und gelegentlich auch einmal unbesorgt undichterisch aus seinem unmittelbaren Empfinden und läßt seine Menschen ebenso reden und leben. Er hat etwas von Dickens' beglückendem Mut zu dem heimlich ja doch von Allen ersehnten Gefühl; so wächst um ihn eine Welt, die von innen heraus lebt und darum unmittelbar den Zugang zum Inneren auch der andern findet. Das Biblische, aus dem ein gut Teil seiner frühen dichterischen Welt stammt, wohl weil ein wesentlicher Teil seiner jungen Jahre sich in diesen Bereichen abspielte, gleitet zuweilen ins Pastorale hinüber; gerade das aber verbindet ihn wieder mit dem härteren Gotthelf, mit Paul Ernst, mit vielen der besten Deutschen und ist mindestens so wirklich wie die Naturalistik des Unsympathischen, welche die ihn verneinende Zeit neben ihm beherrschte. Und zuweilen, wie im „Untergang der Anna Hollmann", packt ihn einmal ein Gegenstand so sehr, daß ein reiner Ausgleich zwischen Dichtung und Leben entsteht. Diese Erzählung gehört zu den seltenen Werken der Zeit nach dem Naturalismus, in denen Wirklichkeit und Dichterisches auf eine natürliche Weise in ein durchleuchtetes Ganzes verwoben sind. Sie ist aus dem Volk gewachsen und zugleich in die Regionen des Metaphysischen vorgetrieben, ohne die Beziehung auf das Volkhafte zu verlieren; mit einer gleichmäßigen, beruhigten Kraft fast wie eine Legende zieht sie vorüber, eine der schönsten Gaben, die wir Frenssen verdanken, und eins der geschlossensten Kunstwerke der letzten Menschenalter. Die dichterische Visionskraft Frenssens wächst hier zu einer Größe auf, die den Vergleich mit Gotthelf durchaus verträgt, und zugleich ist das Ganze mit so fester Hand in eins gefügt, daß man darüber gern manches Losere, weniger fest Gefügte in anderen Erzählungen des Dichters in Kauf nimmt. Es ist ein bißchen beschämend, daß dieses Buch noch heute nicht im entferntesten den Rang einnimmt, der ihm gebührt. Neben dem „Jörn Uhl", neben dem ausgezeichneten Kriegsbuch aus dem Hereroaufstand „Peter Moors Fahrt nach Südwest", dem ersten modernen Kriegsbuch der deutschen Dichtung seit Liliencron und einem Vorläufer von Hans Grimms Afrikanerdichtung, ist es eine von den Arbeiten Frenssens, um deretwillen man ihn mit Recht in die Nähe Wilhelm Raabes gestellt hat. Aus der Langsamkeit des Volkes und dem Lebensgefühl des Volkes ist hier ein Bild, eine Vision gewachsen, die Abbild eines Stücks vom besten deutschen Wesen ist.

So ungefähr steigt heute in großen Umrissen die Gestalt des Dichters Gustav Frenssen aus den fälschenden Schatten, die bisher über ihr lagen. Es wird Sache einer neuen Generation sein, dieses Bild im einzelnen vom Werk aus zu ergänzen, das Werk vom Menschen her zu durchleuchten. Wir Aelteren freuen uns, daß das Wesensbild, das wir aus jungen Jahren her von dem Dichter des „Jörn Uhl" besaßen, als richtig und gerecht bestätigt wurde und nutzen gern die Gelegenheit, dem Siebzigjährigen Dank zu sagen für alles, was er in diesen Jahrzehnten uns und Millionen anderer gegeben hat.

D. R.

# Literarische Rundschau

## Von B bis W

Juliane Böcker, Der Lieblingssohn des Seraph. Legenden. Band 12 der Tukan-Reihe, (München, Tukan-Verlag.) Es ist ein Erstlingswerk, man möchte nicht streng sein, doch wird einem die Milde auch nicht ganz leicht gemacht. Denn diese Legenden sind gerade das, was Legenden am allerwenigsten sein dürfen, nämlich sentimental. Nun gibt es zwei Arten von Sentimentalität: die eine tritt auf als Ersatz für ein fehlendes echtes Gefühl, die andere entstammt einem Uebermaß des Gefühles, einem Zuwenig an Gefühlsklärung und Gefühlsbändigung. Der Umstand, daß Juliane Böckers Sentimentalität der zweiten Kategorie zugehört, läßt der Hoffnung auf ihre weitere Entwicklung noch einigen Raum.

Arnolt Bronnen, Erinnerung an eine Liebe. (Berlin, Ernst Rowohlt.) Ein Dolomitenkämpfer lernt beim Wiederaufsuchen seines alten Kriegsgebietes das Mädchen Eri kennen, folgt ihr nach Berlin und sucht nun im Werben um sie „das Gleichgewicht zwischen Mann und Gestirn, das unter der Dunstschicht der Städte lo leicht verlorenging", bis ihr halbverschuldeter Tod diese gnaden- und hoffnungslose Liebesbeziehung zerreißt. Verglichen mit Bronnens früheren Büchern etwa mit „O. S.", ist die Erzählung sehr gebändigt, ja zahm. Das exaltierte Tempo von einst, das Uebersteigernwollen um jeden Preis, die motorische Getriebenheit, das alles ist gebremst und gedämpft. Soll man das begrüßen oder bedauern? Jedenfalls ist aus der Bronnenschen Diktion mit der wilden Besessenheitsdynamik ein Stück ihrer am meisten charakteristischen Kraft gewichen. Auch die Manier freilich hat sich verloren, nur ein klein wenig von ihr blieb übrig, z. B. im Orthographischen. Das Kräftigste und Lebendigste des Buches sind die kaiserjägerlichen Kriegserinnerungen von der Dolomitenfront. Allerdings haben sie keine sehr deutliche Beziehung zu den anderen Inhalten des Buches, es sei denn die eine: darzutun, warum der Held, dieser Fähnrich Abby, ein zum Untergang Bestimmter ist. Fähnrich Abby nämlich läßt sich begreifen als ein Spezifikum unserer Zeit, als der heroische, zugleich aber gottlose Mensch, der den äußeren Härten des Schicksals seinen tapferen Widerstand entgegensetzt und dennoch zerbrechen muß, weil ihm die nur aus dem Glauben mögliche innere Ueberwindung seines Schicksals versagt bleibt. Aber vielleicht geraten wir mit dieser Feststellung bereits in die Gefahr, unter-, statt auszulegen.

Erich Ebermayer, Werkzeug in Gottes Hand. Roman. (Berlin, Wien, Leipzig, Paul Zsolnay.) Man entsinnt sich noch einer Auseinandersetzung, die sich an Erich Ebermayers „Kampf um Odilienberg" knüpfte; es ging um die Frage des Schlüsselromans. Aehnliche Erörterungen nicht ganz behaglicher Natur legt das neue Buch nahe, in welchem an die Stelle des Landerziehungsheims für Jugendliche das Landerziehungsheim für Erwachsene getreten ist, nämlich ein Seelensanatorium, dessen Urbild sich leicht errät. Gegen seinen Willen verstärkt Ebermayers Roman die Skepsis, die man gegenüber der Möglichkeit eines weltanschauungskosmetischen Unternehmens zu empfinden geneigt ist, selbst wenn eine Persönlichkeit wie Ebermayers „Hannes Michael" an seiner Spitze steht. Denn in des Autors Darstellung wird, obwohl er uns vom Gegenteil überzeugen möchte, evident, wie die peinliche Absichtlichkeit, die über dieser „Versuchsanstalt für neues Leben" waltet, notwendigerweise eine wahre Siegesallee von Arrangements, Neurosen und Gefühlsunechtheiten erzeugen muß, indem jeder Teufel durch irgendein „lebfrisch" aufgemachtes Beelzebübchen ausgetrieben wird. Handlungsmäßig spitzt sich das „Werkzeug in Gottes Hand" auf einen mit allerlei seelischem Behang versehenen Johannistrieb zu. Mir will scheinen, das Stück Leben, in das Ebermayers Roman führt, könne nur auf zwei Arten angepackt werden: in der Weise der „Wanderjahre" oder auf eine aristophanische Manier. Vor zwei Jahrzehnten hätte Hermann Bahr aus diesem Stoff eine prachtvolle Komödie formen können.

Ilse Faber, Kuckucksei rollt aus dem Nest. Roman. (Berlin, Erich Reiß.) Das aus dem Nest rollende Kuckucksei ist die kleine Rumänin Christita, ein Mädchen von vieldeutigen Familienumständen, merkwürdigen inneren Hemmnissen und ebenso merkwürdiger Unzerstörbarkeit. Sie wird vom Kriegsausbruch in Wien überrascht, gerät nach Deutschland, endlich nach Paris, durchläuft zahllose Stationen der äußeren Abhängigkeit und wird von den Ihrigen überall gesucht; leider kommen sie immer zu spät, Christita hat sich gerade verändert. Dergleichen ist Pech, da kann man nix

machen (vielleicht nicht einmal einen Roman). Uebrigens geht zum Schluß noch alles so gut aus, wie es bei der schwierigen Veranlagung dieses Kuckucksеis nur möglich ist.

Richard Halliburton, Auf den Spuren des Odysseus. Ein klassisches Abenteuer. Deutsch von E. Mc. Calman. (Leipzig, Paul List.) Dieser tüchtige Amerikaner hat das Land der Griechen nicht so sehr mit der Seele als vielmehr mit der Sensationslust und der Smartneß gesucht und gefunden. Nach einem Trip durch Griechenland wird in Troja die Fahrt angetreten und die apokryphe Reiseroute des Odysseus kreuz und quer durch das Mittelmeer bis zum Einlaufen in Ithaka mit pedantischer Gewissenhaftigkeit abgeklappert. Hiervon und von einigen belanglosen Abenteuerchen plaudert Halliburton mit jener sonnigen Frische, die ein Korrelat der Plattheit zu sein pflegt. Dem Buch sind gute Aufnahmen beigegeben; die einzige von ihnen, die abstoßend wirkt, ist leider zum Titel- und Umschlagbild gewählt worden. Da steht breitbeinig Mr. Halliburton, die Hände in den Hosentaschen, auf einem Säulenstumpf des Parthenon, macht in „keep smiling" wie eine Zahnpastenreklame und strahlt in seiner Ahnungslosigkeit, weil er es so herrlich weit gebracht hat. Die Leute, die seinerzeit diese Säulen aufrichteten, haben ja nicht einmal photographieren können!

Juliane Kay, Der Erzbischof von Salzburg. Roman des Barock. (Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft.) Juliane Kay, die vor einigen Jahren den Jugendpreis Deutscher Erzähler erhielt, hat mit ihrem neuen Buch wirklich einen Roman des Barock geschaffen. Ganz aus dem Weltgefühl jener Zeit gibt sie das große Spiel des Lebens: festlich, weißgolden auf der einen, nachtschwarz und voller Qualen auf der anderen Seite. Ungeheuer ist die Spannung zwischen Leben und Tod, des Menschen Existenz ein schmetterndes Bekenntnis zum Leben, dessen Herrlichkeit genau so intensiv verkostet wird wie sein Entsetzen. Schäumende Gottes- und Weltlust, große italienische Oper, Domkuppelbau und Inquisition, Leidenschaft und Wildheit — „denn wozu hat der Himmel uns eingesetzt, wenn nicht, daß wir stärkstens leben sollen?" Der Roman spielt wenige Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Verkörperer des Barockgeistes, voll Begierde nach dem Ungewöhnlichen ist der Salzburger Erzbischof Marx Sittich von Hohenems, der seinen Vorgänger Wolf Dietrich in den Kerkern des Schlosses Hohensalzburg gefangen hält. Dieser Gefangene hat Symbolkraft; wie ein unter dem Festsaal vermauertes Skelett, so liegt er unter dem vollen, farbigen und doch schon vom Wurm angefressenen Fürstenleben seines Nachfolgers. Die einzelnen, oft sehr kräftigen Szenen des Buches werden weniger durch eine gegliederte Handlungsarchitektur als durch ein gemeinsames Lebensgefühl zusammengehalten. Manchmal wünschte man eine klarere Linienführung und den Verzicht auf gewisse psychologische Jonglierstücke. Der Leser bleibt auch zurückhaltend gegenüber der zweiten Hauptgestalt, einer der vielen erzbischöflichen Geliebten, der Klostermagd Anna Marie Pfeifferin, die hernach als „Mönch Medard" ein wunderliches und der Verfasserin manchmal über den Kopf wachsendes Wesen treibt.

Heinz Kükelhaus, Armer Teufel. Roman. (Breslau, Wilh. Gottl. Korn.) Der dreißigjährige Kükelhaus, den früher ein erlebnisgieriges Abenteuererblut auf Zickzackfahrt durch Europa jagte, und der jetzt in Masuren eine Scholle Land bebaut, schrieb seinen ersten Roman, manchmal noch krampfig, manchmal noch unbeholfen, aber voll einer starken Ergriffenheit. Gabriel, aus seinem masurischen Dorf ins Kohlenrevier ausgewandert, verliert hier Frau und Sohn, ja, fast den ganzen Sinn seines Daseins. Ihm zur Seite steht sein Kamerad in der Zeche Katharina II., der viel umgetriebene Bürgersohn Matthias, in dem man wohl ein Stückchen vom Autor selbst erkennen darf. Menschen lieben, Menschen leiden, Menschen töten. Diese Geschichte aus dem Kohlenrevier ist erfüllt von Elend, Einsamkeit, Düsternis und Gewalttat, aber unter aller Last wächst eine zaghafte, kleine Freudigkeit auf, einem neuen Daseinssinn entgegen.

Wolfgang Langewiesche, Das amerikanische Abenteuer. Ein deutscher Werkstudent in U. S. A. In der Reihe „Lebendige Welt". (Stuttgart, J. Engelshorn Nachf.) Ein junger Mensch, Student der Soziologie, Sproß der bekannten Verlegerfamilie, kommt über England nach Amerika und schlägt sich durch. Das haben vor ihm viele getan, aber wenigen werden wir so gern zuhören wie ihm. Er erlebt das Ende der Prosperity, durchquert die Staaten, gejagt von der Krise, zu Fuß, im Auto, als blinder Passagier auf Waggondächern, er ist Landarbeiter, Aushilfskellner, Chauffeur und Tramp und bringt es dabei noch fertig, an der Columbia-Universität in New York seinen „Master of Arts in Economics" zu machen. Und das alles tut er,

und von dem allem berichtet er ganz ohne jene schnoddrige Pseudo-Flottheit, der man bei Unternehmungen ähnlicher Art so häufig und so ungern begegnet. Er hat scharfe Augen, er schreibt gescheit, frisch, amüsant. Er bleibt nie am äußeren Geschehen kleben, so anschaulich er es auch schildert, er gibt viel Aufschlußreiches über die amerikanische Psyche und amerikanische Zustände; oft genug sind es Dinge, von denen wir alten Europäer trotz aller Belesenheit keine Ahnung hatten. Three cheers for Langewiesche!

Marie von Mutius, Hören und Schweigen. (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde.) Ein kleiner Roman, voll wohltemperierter Mondänität zwischen Berlin, Paris, Italien pendelnd, im plaudrigen Ich-Ton des Frauentagebuchs. Die Heldin, die freundlich, klug und ein wenig salopp über allerhand Daseinsdinge räsonniert, gehört zu jenem Menschentypus, den alle sich zum Vertrauten, namentlich in Liebessachen, wählen, ohne daran zu denken, daß dies doch auch ein Mensch mit Nöten und Wünschen ist, nicht eine öffentliche Schuttabladestelle oder ein „Papierkorb". Uebrigens gelangt hier der Papierkorb zu guter Letzt doch noch zu einer Eigenfüllung, ja, zum Schluß steigt als angenehmer Zukunftsausblick eine ganze Reihe kleiner Papierkörbchen am Lebenshorizont der Dame Luise auf.

Karl Röttger, Das Buch der Gestirne. (Leipzig, Paul List.) Anderthalb Jahrzehnte hat dieses Buch gebraucht, um zu werden. Jetzt, aus der Höhe eines reifen Mannesalters, legt der Dichter es der Welt vor. Seine Gestirne heißen Meister Ekkehart, Rembrandt, Shakespeare, Johann Sebastian Bach, Friedrich Hölderlin. Was Röttger gibt — sind es Legenden, sind es poetische Biographien? Wesensdeutungen? Er schafft sich eine eigene Form, um seine verehrungsvolle Ergriffenheit vor diesen deutschen oder doch uns Deutschen nahe verwandten Genien zu bekunden. In Träumen, Visionen, Gesichten symbolisiert sich ihm die Berufung dieser großen Verkünder, und auch wo er sie mitten in die Realität setzt, bleibt ein Fluidum solcher Art erhalten. Allen ist eins gemeinsam: die ungeheure Verklärung, die das Leben im Leibe vom durchstrahlenden inneren Licht empfängt.

Bernhard Shaw, Junger Wein gärt. Roman. Deutsch von Siegfried Trebitsch. (Berlin, S. Fischer.) Fünfeinhalb Jahrzehnte, nachdem Bernard Shaws Erstlingsroman geschrieben wurde, zwölf Jahre nach seinem Erscheinen in England, gelangt er zu uns — ein Wälzer von fast sechshundert Seiten. Er steht noch stark in der erzählerischen Tradition des viktorianischen England, wenn er auch gelegentlich schon die paradoxe Clownerie des späteren Shaw vordeutet. Beherrscht wird er von dem leidlich amüsant fixierten, aber höchst wohlfeilen Stolz darauf, andere Vorurteile zu haben als viele der übrigen Menschen, was man denn sonderbarerweise gern als „Vorurteilslosigkeit" bezeichnet. Eine sehr weitläufige und sehr Shawsche Vorrede, die aus dem Jahre 1921 stammt und dem Bilde des Verfassers keine wesentlich neuen Züge hinzufügt, erläutert das Autobiographische des Buches. Eine Irreführung ist der völlig verfehlte deutsche Titel, denn von gärendem, jungem Wein ist bei diesem schüchternen und gehemmten Jüngling Robert Smith, einem kleinen Londoner Kommis und Sekretär, der allen Erlebnissen, insbesondere Erlebnissen mit Frauen, immer wieder instinktiv ausweicht, wahrhaftig nicht die Rede, und der englische Titel „Immaturity" trifft es besser. Smith-Shaw befindet sich hier „in jener unpraktischen Entwicklungsphase, in welcher scharfe Anschauungen, Haß gegen Lüge, Freiheitsliebe, inhaltsschwere Wahrheiten und eine strenge Keuschheit sich mit geistiger Farbenblindheit, unbewußter Sophistik, Unduldsamkeit, Plattheit und feinem Epikuräertum verwirren." Für einen jungen Menschen zu Anfang der Zwanziger ist dies Buch ohne Frage eine starke Talentprobe. Daß es aber jetzt dem Publikum vorgelegt wird, das hat doch einen fatalen Beigeschmack von anglistischem Proseminar und einer Shaw-Philosophie, über die Shaw selbst sich trotz allem heimlichem Wohlgefallens zum mindesten äußerlich lustig machen dürfte.

Hermann Walser, Olympia Morato. Der Lebensweg einer ungewöhnlichen Frau. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Hermann Walser, dessen Hutten-Roman hier seinerzeit besprochen wurde, bleibt auch mit diesem neuen Buch im Lebenskreis eines evangelisch gefärbten Humanismus. Sein populär geschriebener, wohl auch für die Jugend gedachter biographischer Roman gilt dem Andenken einer merkwürdigen Frau, an die man sich gern erinnern läßt: Olympia Morato, als Dreizehnjährige schon Lehrerin der alten Sprachen am Herzogshof von Ferrara, später um des Glaubens willen flüchtig, endlich in Heidelberg zur Ruhe gekommen, vielbewundert und vielbeklagt.

Werner Bergengruen

# Deutsche Subsidienverträge

## Zur Geschichte des württembergischen Kapregiments*

Die Truppenvermietungen deutscher Landesherren im 18. Jahrhundert sind im politischen Streit oft genug erwähnt worden; die Kenntnis der Tatsachen ist dennoch, auch 1926 beim Kampf um die Fürstenabfindung, eine sehr geringe geblieben. So wurde Schillers wuchtige Anklage im zeitlichen Zusammenhang mit dem Erscheinen von „Kabale und Liebe" vorwiegend auf den Landgrafen von Hessen bezogen, der bis heute als erster Seelenverkäufer genannt wird. Tatsächlich entspricht das Bild des Serenissimus im „bürgerlichen Trauerspiel" Zug für Zug dem früheren Landesherrn des Dichters, Karl Eugen von Württemberg. Er hatte schon jahrelang vor dem siebenjährigen Krieg französische Hilfsgelder bezogen, und als er dann zum Entgelt gegen den König von Preußen zog, den die Schwaben — nicht anders als ein Jahrhundert zuvor den Schwedenkönig — als Verteidiger ihres evangelischen Glaubens ansahen, kam es zu schweren Meutereien. An die Erschießung der Wortführer im Standrecht zu Geislingen und auf dem Marsch zu Linz im Sommer 1757 dachte Schiller bei Niederschrift jener berühmten Szene. Auch später, als Luise Millerin schon über die deutschen Bühnen gegangen war, hat Karl Eugen das von ihm entworfene Bild vollauf bestätigt.

Seltsamerweise ist gerade diesem hochbefähigten, aber früh zum Despoten verbildeten Fürsten in seinem Lande ein freundlicheres Andenken bewahrt geblieben als manchem, der Besseres für Württemberg getan hat; denn „Karl Herzog" war eine imponierende Erscheinung, von deren Einmaligkeit noch Kind und Kindeskindern erzählt wurde, und der Ruhm Schillers verklärt seine Regierungszeit, die sonst nur Bismarcks Wort bestätigt, daß dynastische Anhänglichkeit eines Volkes sich gern an das Andenken gerade der Herrscher klammert, die ihm an Gut und Blut schwere und unnütze Opfer auferlegt haben. Karl Eugen war es schließlich, der als letzter deutscher Fürst ein Regiment an das Ausland lieferte unter Bedingungen und Umständen, die neuerdings durch die Arbeit zweier Forscher, des als Herausgeber zeichnenden Prof. Prinz (Kapstadt) und des Prof. Roser (Ulm) aufs genaueste dargestellt sind.*)

Die Geschichte dieses der holländisch-ostindischen Kompanie ans Kap der Guten Hoffnung gelieferten und in deren Dienst schließlich in Indien zugrunde gegangenen „Kap-Regiments" gibt bis ins Kleinste Aufschluß über die kolonialen Zustände und den militärischen Alltag jener Zeit. Die hier belegten Tatsachen reden eine so erschütternde Sprache, daß nur bedauert werden kann, daß der südafrikanische Herausgeber das sachliche Forschungsergebnis durch einige seiner politischen Anschauung entsprungene, allgemeine Sätze unnötig zu unterstreichen suchte. Die Gefahr, daß angesichts der politischen Ausschlachtung des „Soldatenhandels" das auf so vieler sachlicher Erkenntnis aufgebaute Werk durch Einstreuen einiger billiger Schlagworte eine Waffe im unsachlichen Parteikampf werden könnte, hat Prinz nicht ganz zu vermeiden verstanden. Ihm, dem nach eigenem Zugeständnis militärische Forschung sonst fernlag, standen wohl auch nicht alle Vergleichsmöglichkeiten zu Gebot, um die ganz außerordentlichen Unterschiede der einzelnen Subsidiengeschäfte jener Zeit genügend zu betonen.

Die Fürstenabfindung hat gerade in Württemberg am wenigsten Aufsehen gemacht. Die persönliche Unantastbarkeit der letzten Fürsten, die rechtzeitige private Auseinandersetzung des Staates mit dem politisch klugen katholischen Herzogshaus nach Aussterben der evangelischen Linie wirkten zusammen, die Erörterung kurz abzuschneiden. So wurde auch des einstigen Soldatenhandels kaum gedacht; gerade durch Herrscher von der Art Karl Eugens war dem Volksstamm, der einst die Reichssturmfahne führte, sein Heerwesen so entfremdet, daß erst die napoleonischen Feldzüge und das Jahr 1870 von den Württembergern wieder bewußt als eigene Heeresgeschichte gewertet wurden, das Frühere aber kaum Interesse fand. Hat doch Karl Eugen selbst nach der ruhmlosen Heimkehr aus dem siebenjährigen Krieg sein Heer so vernachlässigt und nur ein Häuflein uralter, gebrechlicher, vom Bürger gleich Bettelleuten geachtete Soldaten behalten, „an Schlechtigkeit den päpstlichen gleichzusetzen", daß der englische Gesandte, der Truppen für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg suchte, sich dankend empfahl.

Dagegen war der Landgraf Friedrich von Hessen mit seinem geübten Heer ein ge-

*) Das württembergische Kapregiment, 1787 bis 1808, die Tragödie einer Söldnerschar. Nach den Akten dargestellt unter Benutzung des von L. Roser bearbeiteten württembergischen Archivmaterials von Johannes Prinz. (Stuttgart 1932, Strecker und Schroeder).

schätzter Bundesgenosse für den Kolonialkrieg, der den Engländern zu schaffen machte. Die Nachbarschaft mit dem der englischen Krone so nahestehenden Hannover, die ruhige kontinentale Situation und die Kostenfrage machten die Angelegenheit zu einer politischen des Landes Hessen, keineswegs nur zur persönlichen Handelssache des Fürsten. Subsidienverträge bildeten einen Hauptbestandteil der damaligen Politik und wurden darum anders beurteilt als heute. Unsere Zeit, die den Krieg der silbernen Kugeln erlebte, hat nicht viel Anlaß, sich darob zu entrüsten. Nur die Schlagworte haben sich geändert — die Tatsache bleibt, daß die bei Armentières gefallenen Portugiesen genau so für fremdes Geld fochten wie ein Hesse, der vor 150 Jahren in Nordamerika blutete. Davon, daß die freie Schweiz jahrhundertelang mehrere Regimenter von Landeskindern im Auslanddienst duldete, wird nie gesprochen. Die klugen Eidgenossen verstanden, wie der von draußen zurückströmende Sold den Wohlstand der Kantone hob, und hatten keine moralische Hemmung, dem Drang des Reislaufens entgegenzutreten.

Der Faktor des Tatendranges und der Abenteuerlust hat damals wie zu allen Zeiten eine nicht geringe Rolle gespielt. Man kann nicht genug darauf hinweisen, wie sich nach dem Krieg der Zulauf zur Fremdenlegion trotz aller polizeilichen Gegenmaßnahmen steigerte! Daß im damaligen Werbewesen — das friderizianische Heer nicht ausgenommen — keine erfreulichen Zustände herrschten, ist bekannt. Aber auch der lauteste Rufer gegen den hessischen Handel, Seume, ist nicht gewaltsam zur Fahne gekommen, hat z. B. bei Durchquerung preußischen Gebietes einen Urlaub nicht zum Durchbrennen benutzt, sondern sich wieder bei der Truppe eingefunden! Tätigkeitsdrang und Wandertrieb haben in jenen Jahren einen Gneisenau, einen York in fremden Diensten über See geführt. Das muß erwähnt werden angesichts der Geschichte des Kapregiments, dessen Schicksale unter dem allem einen ausnehmend krassen Sonderfall darstellen.

Die ganz genau stipulierten Einzelheiten des Hessenvertrages, aus denen dem Landgrafen besonders der Vorwurf kleinlichen Krämergeistes gemacht wurde, erscheinen beim Vergleich mit der ungenauen holländisch-württembergischen Abmachung in ganz anderem Licht. Gerade die Unklarheit dieses Vertrages wurde den Württembergern zum Verhängnis: sie waren im Ausland wehrlos der Willkür der holländisch-ostindischen Kompanie ausgeliefert. Wenn dagegen Landgraf Friedrich lieber ein sehr starkes als ein schwaches Korps nach Amerika entsandte, so kann nur absolut unmilitärisch denkender Unverstand darin Anlaß zu besonderer Schmähung finden: ihre Stärke und die Genauigkeit des Abkommens schützten die Hessen auch jenseits des Ozeans, so daß die Engländer sich hüteten, mit der wichtigen Truppe Schindluder zu treiben. Punkt für Punkt das Gegenteil findet sich bei dem württembergischen Kontrakt, obwohl er nicht mit einem Souverän, sondern mit einer rein auf Gewinn eingestellten Handelsgesellschaft abgeschlossen wurde, deren unpersönliches Wesen zu keinerlei Gefühl für soldatische Imponderabilien verpflichtete, sondern nur rechnerischen Gewinn und Verlust kannte. Karl Eugen und seine Räte hatten weder verstanden, ihrer Truppe das Recht der Soldüberweisung zu günstigem Kurs zu wahren, wie es den Hessen zugute kam, noch hatten sie sich gegen Trennung und Verlegung des Regiments zu sichern verstanden, so daß die „Edle Kompanie", die in jenen Jahren längst von der Höhe ihres alten Ruhms niedergesunken war, die zu kostspielig gewordene Truppe kurzerhand im Fiebergebiet von Java, dem damals verrufenen „Grab der Menschheit", verkommen ließ, ohne daß die Heimat für die verzweifelten Vorstellungen des so fahrlässig dem schlimmsten Schicksal ausgelieferten Regiments ein Ohr gehabt hätte. So schrumpfte der verlorene Haufe immer mehr zusammen, bis 1808 der napoleonische Gouverneur die wenigen Ueberlebenden kurzerhand in die malaiischen Truppen einreihte, wo die letzten Reste vollends verschwanden.

Am deutlichsten erweist sich der Unterschied zwischen dem wohlbedachten hessischen Staatsvertrag und dem schlimmen Privathandel des württembergischen Herzogs aus den Verlustzahlen: von 30 000 Deutschen, zumeist Hessen, sind nach siebenjährigem Kriege aus Amerika noch 17 000 zurückgekehrt, abgesehen von der großen Zahl der drüben angesiedelt Gebliebenen, zumal der Kriegsgefangenen (bei Trenton allein an 1000!). Dieser Verlust hält jeden Vergleich mit den wesentlich blutigeren Kriegszügen jener Zeit aus. Von den 3000 ans Kap gelieferten Württembergern sind keine hundert, also von dreißig kaum einer, wiedergekehrt, obwohl das schwäbische Regiment lediglich im kolonialen Besatzungsdienst verbraucht wurde, ohne den verklärenden Schim-

mer einer soldatischen Tat, „auf den Hinterhöfen der Kriegsgeschichte, wo sie ohne Heeresbericht gestorben wird" (Dwinger).

Es war schließlich eine billige Konzession an die liberalen Tendenzen des beginnenden 19. Jahrhunderts, wenn Seume einst behauptete: „. . . die Landstände wurden selten gefragt und konnten dann fast keine Stimme haben." Im Gegenteil, sie waren stets bestrebt, eine präsente Macht fürstlicher Haustruppen zu verringern, und haben darum das hessische Subsidiengeschäft befürwortet, in Württemberg keinen Einspruch erhoben. Die landständischen Vertreter der „Ehrbarkeit" zeigten Männerstolz vor Fürstenthronen wohl, wenn ihnen durch die fürstliche Geldwirtschaft selbst das Feuer auf den Nägeln brannte, nicht aber, um sich für etliche arme Teufel von Soldaten einzusetzen, die im damaligen Württemberg nicht höher geachtet waren als der „Ping" in China. Wo die Stände selbst das Heft in der Hand hatten, trieben sie es durchaus nicht anders. Nach dem jähen Tod von Karl Eugens Vater, Karl Alexander, wurden unter der ganz von den Landständen abhängigen Regentschaft binnen fünf Jahren drei Regimenter an Oesterreich, zwei an Preußen abgetreten, unmittelbar vor Beginn der schlesischen Kriege, wo sie, auch wenn Friedrich II. gelobte, die ihm übergebenen Truppen „niemalen wider das Haus Oesterreich zu verwenden", nur zu leicht gegeneinander ins Feld geführt werden konnten!

So wenig Anlaß also besteht, den Ständen posthume demokratische Lorbeeren zu winden, so wenig soll freilich auch versucht werden, das damalige Subsidienwesen zu beschönigen. Aber jene alte Zeit, die gewiß mit Unrecht die „gute" genannt würde, kann mit ihrer politischen Gebräuchen nicht richtig beurteilt werden, wenn man mit den Maßen heutiger Weltanschauung mißt. Wer mit diesem Vorbehalt an die „Geschichte des Kapregiments" herangeht und die gegen dieses Gesetz historischer Betrachtung verstoßende Einleitung des Herausgebers Prinz überschlägt, wird im übrigen aus dem Werk eine Fülle historischen Materials und kulturgeschichtlicher Anregung gewinnen.

Wilhelm Kohlhaas

## „Zurück zum Agrarstaat?"

Friedrich Burgdörfer fügt mit seinem neuen Buch „Zurück zum Agrarstaat?" (Berlin, Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. Preis 4,80 Mark) zu seinen früheren Arbeiten eine grade heute höchst wichtige Untersuchung hinzu. Die Siedlungsfrage kann nicht einseitig von wirtschaftspolitischen Ueberlegungen aus in Angriff genommen werden, es muß auch die zukünftige Entwicklung der Bevölkerungszahl in Rücksicht gezogen werden. Burgdörfer kommt zu dem zunächst überraschenden Ergebnis, daß allein durch die Zunahme der ländlichen Bevölkerung bis zum Jahre 1960 nicht nur „die Möglichkeiten einer Umsiedlung von nennenswerten Teilen der städtischen Industriebevölkerung auf das Land eng begrenzt sind, sondern daß auch der Festhaltung eines größeren Teiles des ländlichen Nachwuchses im Wege der landwirtschaftlichen Siedlung nicht unerhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen." Selbst wenn man nämlich mit Burgdörfer die für die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands sehr ungünstige Annahme macht, daß der schon verhängnisvoll niedrige deutsche Geburtenstand in den nächsten Jahrzehnten noch um ein weiteres Viertel zurückgeht, daß ferner die Abwanderung nach der Stadt sich auf ein Drittel vermindert, verbleibt noch allein aus der Zunahme der Landbevölkerung ein Bedarf von etwa 350 000 Siedlerstellen. Rechnet man für das Bauerngut eine durchschnittliche Größe von 10 Hektar, so käme man auf einen Landbedarf, der etwa drei Vierteln des in Händen des heutigen Großgrundbesitzes befindlichen Landes entspricht! Schon diese Zahl allein zeigt, wie schwierig die Dinge liegen. Burgdörfer geht aber in seinen Untersuchungen noch weiter. Er berechnet die Größe des landwirtschaftlichen Absatzmarktes, die Verteilung des Bedarfes auf die einzelnen Agrarprodukte, den Wohnungsbedarf in Stadt und Land usw. auf Grund der Bevölkerungsentwicklung und kommt auch hier zu sehr nachdenklichen Schlüssen. — Burgdörfers Buch gehört zu den wenigen, in denen mit umfassender Sachkenntnis und gründlichster Ueberlegung Dinge vorausbedacht werden, die für das Schicksal des gesamten Volkes von entscheidendem Einfluß sind. Es sei daher mit vollem Nachdruck nicht nur dem an Agrarfragen interessierten Publikum, sondern besonders auch den verantwortlichen amtlichen Stellen empfohlen. H. K.

## Von Scharnhorst zu Schlieffen

„Ueber dieser ganzen Arbeit lag der Geist edler Kameradschaft", schreibt Friedrich von Cochenhausen im „Ausklang" zu dem Werk, das unter seiner Obhut vor kurzem erschien („Von Scharnhorst zu Schlieffen". Berlin, E. S. Mittler). Das Wort könnte als Motto

über dem ganzen Buch stehen. Diese Geschichte des deutschen Generalstabs ist wirklich von kameradschaftlichem Geist getragen. Nicht in dem Sinne, daß hier die Kritik schwiege, im Gegenteil, sie wird unerbittlich und bisweilen ungemein hart erhoben, nur daß sie zwischen den Zeilen steht. Nach Moltkes Ausspruch gelegentlich des Generalstabswerkes über den 70er Krieg, daß „die richtige historische Darstellung die schärfste Kritik" gebe. Man sieht, Polemik, auch die heftigste, kann durchaus einen vornehmen Charakter haben. Diese Zurückhaltung freilich erschwert ein wenig die Lektüre, daher denn Menschen, die sich nicht bemühen, in den Geist des deutschen Militärs einzudringen oder auch nicht bemühen wollen, oberflächlich und leichtsinnig ihre gefährlichen Schlagworte von „Kastengeist", „Selbstbeweihräucherung" und was dergleichen Unsinn mehr ist, prägen können. Man lese aber nur einmal das Schlußkapitel Friedrichs von Boetticher über Schlieffen mit offenen Augen: welche furchtbaren Anklagen recken sich da auf! Dies Kapitel bringt im übrigen unveröffentlichtes Material über den letzten großen Chef des Generalstabs, das wir der Tochter, Frau von Hahnke, verdanken, hauptsächlich über den Menschen Schlieffen. Es liegt eine merkwürdige Tragik darin, daß auch Schlieffen — wie Scharnhorst — ein Entsagender war. Es ist ergreifend, zu sehen, wie dieser Mann die entsetzlichen Gefahren rings umher sieht, wie er mit aller Energie kämpft, ihnen zu begegnen, wie furchtsam er war — furchtsam in dem Sinne, in dem es auch Bismarck war — und wie er gerade deshalb eine fast hundertprozentige Siegesmöglichkeit erreicht. Endlich ist höchst bezeichnend ein Hinweis auf Nietzsche, wie denn nach unserer Meinung zwischen der Philosophie und der Kriegstechnik eines Zeitalters sehr wesentliche Beziehungen bestehen.

Wenn das Schlußkapitel hier des längeren besprochen wurde, so liegt es an seiner Aktualität und will nichts gegen die Wichtigkeit der übrigen Aufsätze der verschiedenen Verfasser sagen. Rabenaus Scharnhorst ist ein impressionistisch funkelndes Meisterstückchen. Cochenhausen behandelt wiederum mit gewohnter Feinheit und jener stillen Ueberlegenheit des Stils, die auch seinen Lieblingshelden auszeichneten, die Epoche Gneisenaus. Die Zeit nach den Freiheitskriegen fordert vom Verfasser eine gewisse Entsagung; aber just dieses Kapitel ist höchst lehrreich für die Psychologie des geistigen — vielleicht auch ungeistigen — Umschwungs im preußischen Offizierskorps. Moltke wird in zwei Kapiteln ausführlich und bei der großen Schwierigkeit knapp und klar hingestellt; man sieht nun den großen Schweiger doch wieder von einer anderen Seite, ohne daß der Verfasser originalitätswütig wäre. (Wie wir denn überhaupt bei der Lektüre dieses Werkes bisweilen seufzend nach der zünftigen Schriftstellerei hinüberblicken, die hier allerlei lernen könnte).

Der Verlag, worüber schon Seeckt leise spöttelte, empfiehlt das Buch für das deutsche Haus. Das ist recht wohl und schön, und wir wünschen guten, ja besten Erfolg. Nur muß wiederholt werden, daß in diesem deutschen Hause auch die Kritik zu Hause sein muß, und daß die Kritik verstanden wird, wie sie von den Verfassern dieser Epopöe, getragen vom Geist edler Kameradschaft, geübt wird.

Wolfgang Goetz

## Die Kunst der Alexandrinerzeit

Bei einem zäh und ernst, unbekümmert um geistige Modeströmungen seinen Weg verfolgenden Gelehrten und Schriftsteller, wie es der Berliner Kunsthistoriker Werner Weisbach ist, verwundert es nicht, daß er eine eingehende und an Blickpunkten reiche Betrachtung einer zur Zeit in Deutschland wenig beliebten Kunstepoche des Auslandes gerade jetzt, allen Stürmen des Tages zum Trotz, erscheinen läßt. Es lag selbstverständlich auf dem Wege dieses Kunstdeuters, der mit dem jungen Dürer begann und sich später der romantischen Dichtung in der italienischen Malerei der Renaissance zuwandte, nach seinen Arbeiten über „Barock als Kunst der Gegenreformation" und über „Rembrandt" nunmehr nach einem Gesamtbild der „Französischen Malerei des 17. Jahrhunderts" zu streben. Das Buch, das Weisbach mit dem bei ihm eigentlich selbstverständlichen Zusatz, daß die Betrachtung „Im Rahmen von Kultur und Gesellschaft" erfolgt sei, mit einem kostbaren Apparat von 140 Abbildungen und 33 Lichtdrucktafeln bei Heinrich Keller in Berlin veröffentlicht, ist auch nach Otto Grautoffs zweibändigem „Poussin" keineswegs überflüssig. Ihm eignet vielmehr das besondere Verdienst, die Epoche, die den Weg von der Hochrenaissance der Meister von Fontainebleau bis zu den Schäferspielen der Watteau und Boucher vermittelt, in der ganzen Vielgestaltigkeit der Erscheinungen, die sie hervorbrachte, zu erfassen. Es gibt genug Dinge, die zur Zeit der beginnenden Vor-

herrschaft Frankreichs die Künstler beschäftigt haben und die zugleich heute wieder unsere allernächste Angelegenheit sind. So das Nach- und Neuerleben des antiken Geistes, die Auseinandersetzung zwischen strenger Umrißform und Darstellung des Luftschimmers, die Erfassung der Landschaft als eines Ausdrucksmittels menschlicher Seelenbewegungen. Die unbedingte befehlsmäßige Kraft des religiösen Erlebens und die Würde der feierlichen Repräsentation der Einzelerscheinung. Gerade weil Frankreich im 17. Jahrhundert keinen Maler hervorgebracht hat, der heute noch oder wieder zu dem Kunstpublikum aller Nationen mit der alle Schranken durchbrechenden Unmittelbarkeit eines Tizian, Velazques, Rembrandt spräche, ist es für uns Heutige wichtig, zu erkennen, wie klug und sicher die französische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts eine Vielgestalt und Vielfalt von Talenten zu dem Höchstmaß der möglichen Leistung führte, und wie gerecht und dem eigenen Wesen gemäß stets der Ausgleich zwischen den Kunstanstrengungen der benachbarten Nationen, in erster Linie also Italiens und der Niederlande, dann aber auch Spaniens gefunden wurde. Es ist lehrreich, sich unter Weisbachs Führung noch einmal zu vergegenwärtigen, wie gering eigentlich der Anteil der in der Hauptsache von Callot vertretenen Phantastik an der französischen Kunst dieser Zeit ausgefallen ist, und wie sich in den Realismus der Vatentin, Georges de la Tour und der drei Le Nain süditalienische, spanische und niederländische Elemente mischen. Ganz besonders zieht uns der neuerdings auch in Berlin vertretene La Tour durch sein starkes Streben zur Stilisierung, zur straffen Linie an. Gerade Weisbach, dessen Religionskapitel im Rembrandt-Buch dauernden Nachdenkens wert bleiben, liegt die streng religiöse Richtung in der französischen Kunst besonders gut. Wie er dort die Persönlichkeiten eines Le Sueur, dessen Folge vom Heiligen Bruno er in wirksamer Bildauswahl vorführt, eines Le Brun, eines Jouvenel und dann wieder des aus Flandern stammenden Philippe de Champaigne gegeneinander abgrenzt, das lohnt schon ein prüfendes und genießendes Nachgehen des Lesers. Aber auch das hohe Lied der Individualität wird gesungen in den Abschnitten über die Entwicklung des Porträtstils, wo uns Largillière schon, vor allem in Frauengestalten, der bewegten Anmut des 18. Jahrhunderts näherführt.

Franz Dülberg

## Das Antlitz von Venedig *)

Im Vorwort seines Buches sagt der Autor selbst: „. . . . es scheidet die Arbeit aus der Reihe der Werke aus, die ein vollständiges Bild der altvenezianischen Kultur erschaffen wollen. Nicht die ganzen Fassaden des Kulturgebäudes sollen hier nachgezeichnet werden, nur einzelne Fenster dieses Baues, durch die hindurch von verschiedenen Seiten das eine Antlitz des eigentlichen Venedig sichtbar wird."

Ursache und Wirkung im Aufbau dieses Kulturgebäudes in seinen großen Zusammenhängen nachzuspüren, macht sich Häusler zur Grundaufgabe; er versucht dabei — wie er selbst anführt — die Methode Rudolf Steinerscher Lehre in Anwendung zu bringen. Ob ihm dies im Sinne der Antroposophie gelungen ist, muß den auf diesem Gebiet mehr Bewanderten zu beurteilen vorbehalten bleiben. Sicher ist eins: daß der Verfasser mit der typischen Gründlichkeit und mit der Liebe zu fremden Menschen und Ländern jedes Deutschen sich in sein Thema vertieft und eine Unmenge von geschichtlichem Material an den Tag fördert, aus dem er sein kunstvolles Werk der Beweisführung aufbaut. Dem Faden zu folgen, den Häusler hinter seinen in schön geschliffener Sprache modellierten Bildern laufen läßt, erfordert vom Leser eine ebenso angestrengte Vertiefung und liebevolle Einfühlung in das Werk, wie sie ihm vom Autor selbst zugewandt worden ist.

Das erste Kapitel im „Antlitz" ist der eingehenden Analyse der venezianischen Gondel und ihrer Führer gewidmet.

Der stärkste, jedenfalls rein erzählerisch fesselndste Abschnitt des Buches gilt der Schilderung von der Eroberung Konstantinopels (1204) durch den greisen Enrico Dandolo, der ein Leben lang als Einzelpersönlichkeit in keiner Weise aus dem Rahmen tugendhafter Ordnung fiel, mit 90 Jahren aber zur Würde des Dogen und damit zur Entfaltung seiner politischen und strategischen Talente kommt. Auch im Kapitel über Francesco Foscari, der 250 Jahre später Führer der politischen Gegenpartei der alten Dandoloschen Aristokratie war, wird die Hingabe an die Staatsidee von allen Seiten beleuchtet. Sie ist der Hauptpunkt, von dem aus der Autor seine Darstellung der Entwicklung der Republik nimmt. Das gewaltige An- und Abschwellen ihrer Macht („Der Grundcharakter des venezianischen Staatswesen") gleicht einer Riesenwelle, die vom Osten, von Byzanz her, ansteigt und in den westlichen Gebieten der

*) F. Häusler: Das Antlitz von Venedig. Basel 1932, Benno Schwabe & Co.

„Terraferma" langsam verebbt. Mit Klarheit zeichnet Häusler diese große Entwicklungslinie nach. Gewaltsamer muten die Darstellungen auf dem Gebiet der Architektur an.

Ob mit all diesen Theorien und Beweisführungen — seien sie Steinerscher oder eigener Methode entnommen — der Autor das, wie er sagt, „eigentliche Antlitz" dieses vielgestaltigen Stadtbildes getroffen hat, muß unentschieden bleiben. Fraglos aber ist dies eine, daß das Buch von Häusler, mehr als viele andere, eben wegen seiner stark subjektiven Einstellung geeignet ist, andere zu eigenem Schauen anzuregen. Ma. Co.

## Literatur und Leben

Eine neue Sammlung nennt sich „Dichter der Gegenwart", herausgegeben von Ferdinand Denk (München, Kösel & Pustet). Der ihr zugrunde liegende Gedanke, weiten Leserkreisen nicht nur Schaffensproben wurzelechter deutscher Dichter zu geben, sondern auch zur Persönlichkeit des Dichters eine Brücke zu schlagen durch knappe Einführungen in das Gesamtwerk, ist fruchtbar, und Denk hält seine Einleitungen fern von betonter Pädagogik, so daß eine unmittelbare Hinführung ohne inneres Widerstreben des Lesers erfolgen kann. Die ersten sechs vorliegenden Bände bringen Werke von bayerischen Dichtern, deren Schaffen wir alle bejahen. Da ist Hans Brandenburg, unseren Lesern wohl vertraut, mit den beiden Erzählungen „Die Schiffbrüchigen" und „Schutzengelfest in der Wies", dann Wilhelm Weigand „Der Musikantenstreik" und „Der Ring des Prätendenten", Gottfried Kölwel „Das fliegende Geld" und „Eine arme Kreatur Gottes", Wilhelm v. Schramm mit vier Erzählungen „Die Ohrfeige im Graben", „Das Turmgemach", „Das Herz des Feldherrn", „Unentrinnbar". Ferner Friedrich Demel, gleichfalls mit vier Erzählungen, „Der Faltbootfahrer", „Begegnung auf dem Herrenchiemsee", „Gang in die Nacht", „Der Rupertuswinkel". Die Begegnung mit Friedrich Demel ist erfreulich, denn hier ist ernstes Streben und ein gutes Maß erreichten Könnens. Das sechste Bändchen „Deutschland im Morgenrot" bringt sehr gut ausgewählte vaterländische Gedichte unserer besten deutschen Dichter. Der Preis jedes Bändchens beträgt nur eine halbe Mark.

Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) bringt eine lustige Auswahl von Anekdoten Ludwig Finckhs „Schmuggler, Schelme, Schabernack" (M. 1,75). Das ist eine Kette von blitzenden Steinen, Schmugglergeschichten, schwäbische Schelmenstreiche und gut geprägte, scharfe, kritische Glossen.

Bei der Auswechslung der Literaturen kommen viele von denen, die es längst verdient hatten, nun sehr stark zur Geltung, aber auch neue Gesichter, die in diese Reihe gehören, treten auf. So Walter Erich Schäfer „Das Regimentsfest" (Stuttgart, J. Engelhorn). Schäfer, bekannt als der Dichter des Schauspiels „Der 18. Oktober", erfüllt auch als Novellist das, was seine dramatischen Proben versprechen. Die Erzählung ist von tiefer, innerer Tragik und gibt das Schicksal eines tapferen Frontsoldaten, der den Zusammenbruch seines Reiches und Volkes in Niedrigkeit und Verrat nicht ertrug.

Die Erzählung von Wilhelm Riemeyer „Martin Moser oder die Flucht nach Friedewald" (Berlin, Horen-Verlag), ist eine virtuose Leistung in hessischem Dialekt, bei künstlerischer Meisterung der gefährlichen Form des Selbstgesprächs, in der ein Mörder aus Leidenschaft den ihm nach seinem eignen Gesetz vorbestimmten Endpunkt seiner nächtlichen Flucht im Freitod finden muß.

Von Friedrich A. Schmid Noerr, ist eine Erzählung „Der Herrgottsturm" erschienen (Leipzig, Paul List), die in jeder Weise einen Rang behauptet. Trotz eines ganz ausgeprägt eigenen, oft eigenwilligen Stils, der den Zugang nicht ganz bequem macht, ist man gefesselt von jeder einzelnen seiner Gestalten, die Umriß und Fleisch und Blut haben. Der Herrgottsturm, ein Abendmahlsgefäß, wird einem kleinen, künstlerisch begabten, verkrüppelten Elendskinde der große Inhalt seines Lebens, das erlischt, als der Herrgottsturm, der aus einer Unterschlagung von gestohlenem Kirchengut herstammt, durch die schmutzigen Hände seines versoffenen Onkels in andere nicht sauberere Hände übergeht. Die große Linie und der Zug der Erzählung geben trotzdem Raum zu Kleinmalerei von intimstem Reiz. Die Ueberlegenheit des Autors kommt vor allem in der Milieuschilderung des Althandels niedrigster Gattung zum Ausdruck.

Der innere Wert des Buches von Anton Coolen „Brabanter Volk" in der Uebersetzung von Elisabeth und Felix Augustin (Leipzig, Insel-Verlag), rechtfertigt sein Erscheinen auch zu einer Zeit, wo für deutsche Dichter noch viel mehr getan werden müßte. Denn der Grundton ist die tiefe Liebe der Brabanter zu ihrer Erde, die Frieden gibt und gestörten Herzensfrieden wieder herstellen kann,

wenn in diese kleine Welt die Leidenschaft mit ihren bösen Folgen eingebrochen ist. Die Figuren sind kräftig wie in Holz geschnitzt, und die Gestalten bleiben bei einem, wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat.

Der Roman „Karjane, Geliebte unseres Sommers" von A. Artur Kuhnert (Leipzig, Philipp Reclam), ist wieder eine starke Talentprobe. Er liegt auch bereits in zweiter Auflage vor, wie ja auch Kuhnerts erste Romane von Kritik und Lesern bereitwillig aufgenommen sind. Hier ist eine zarte, aber ganz unsentimentale Liebe zweier halbwüchsiger Jungen zu dem Hütemädchen Karjane auf den Salzwiesen am baltischen Meer geschildert, und alles, was Jugend an Kraft, Eigensinn, Torheit und strahlendem Leben aufbringen kann, das glänzt hier wie heller Tau im Morgen. Karjane, ein Stück Natur, wird endlich von der unausrottbaren Liebe der beiden Rivalen und Freunde in den Tod getrieben, da ein schweres Geschick, eine furchtbare Verbrennung, ihr das Eigentliche ihres Lebens, Schönheit und Frische raubt.

Max Dauthendeys „Raubmenschen" (München, Albert Langen, Georg Müller) ist zunächst schwer unterzubringen in dem Bild, das wir von Dauthendey in uns tragen. Die Geschichte der Erlebnisse einer unwahrscheinlichen Figur aus der großen Welt mit drei Frauen, die alle im Unglück enden, gibt zunächst den Eindruck von etwas Uebersteigertem, ja gelegentlich Krampfhaftem. Die Handlung ist so bunt wie der Hintergrund der exotischen Welt. Aber dann findet man den geliebten Dauthendey wieder in dem tiefen Versenktsein in die Elemente des Landes und des Meeres und als Künder der geheimen Kräfte des Bodens, in dem alles fortlebt, was an Gutem und mehr noch an Bösem und Blutschuld auf ihm begangen wurde. So ist das Ganze eine wertvolle Ergänzung, und von einem Dauthendey nimmt man zuletzt auch bereitwillig die Unwahrscheinlichkeiten der ganzen Konstruktion hin.

Von Hans Brandenburg sind zwei weitere Werke erschienen. Ein sehr feines Buch um Landschaft, Tier und Pflanze mit dem Titel „Schöpfung nah um uns" (München, Knorr & Hirth) mit fein empfundenen, in der Ausführung meisterhaften Zeichnungen seiner Lebensgefährtin Dora Brandenburg-Polster. Ein Dichter kündet von dem Geheimnis des Kleinen rings um uns und weiß viel zu sagen von der Quelle alles beglückenden Lebensgefühls, das letztlich auf der regelmäßigen Wiederkehr der äußeren Geschehnisse begründet ist. Das Buch ist eingeleitet durch einen schönen Widmungsbrief an Paul Nicolaus Coßmann. — Weiter ist es endlich möglich geworden, eine Reihe wertvoller Erzählungen von Hans Brandenburg unter dem Titel „Schicksalsreigen" herauszubringen (München, R. Piper). Dieser Geschichtenkreis von Liebe und Ehe umfaßt auch die in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte Eichendorff-Erzählung „Madame Hahmann", die soviel Beifall bei unseren Lesern gefunden hat. So wird ihnen der Hinweis willkommen sein, daß sie jetzt mit anderen Proben von Hans Brandenburgs Kunst, die in der Reife steht, zugänglich ist.

★

Das Buch „Von Menschentum zu Menschentum" (Leipzig, Paul List) von Friedrich Kayßler, in dem vier Vorträge über Schauspielkunst „Der Schauspieler", „Was sucht das Publikum im Theater", „Wandlungen der Schauspielkunst", „Vertrautheit zu Goethe" vereinigt sind mit einer knappen Einleitung „Theater und Staat", die er — wohl bemerkt — nicht 1933, sondern 1925 schrieb, trägt seinen Titel mit Recht. Jede Zeile zeigt das adlige Menschentum Kayßlers, seine Innerlichkeit, die Vornehmheit seiner Seele und die große Sauberkeit, die um den Künstler ist, überzeugend, so daß man beglückt sich in geistiger und ausgewählter Gesellschaft findet, ein Geschenk, das seltener denn je geworden ist. Darüber aber darf nicht vergessen werden, daß der Schauspieler Kayßler Entscheidendes und Grundlegendes über alles, was diese hohen und so tief herabgesunkenen Beruf angeht, sagt. Dieses Buch ist unentbehrlich für den Wiederaufbau des deutschen Theaters, und man möchte wünschen, daß die Einsicht der Maßgebenden gerade diesen Mann auf einen entscheidenden Posten stellen wird.

Von Rudolf G. Binding liegen drei Bücher vor, die bekannte Rede „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges", die einer ganzen Generation wegweisend wurde, weiter „Größe der Natur" (je Mark 0,60) und „Die Spiegelgespräche" (Mark 2,50) (Rütten & Loening, Frankfurt). Alle drei tragen den ureigensten Stempel Bindings und können dem, der den Zugang zu ihm fand, vieles bescheeren. Es ist eine Spiegelung der Welt in einem sehr persönlichen Ich, das lockt, abstößt und doch wieder dank dem Wesenskern anzieht.

★

Zum 50. Geburtstage von Joachim Ringelnatz — es ist gut, daß diese unwahrscheinliche Tatsache ihm gedruckt bescheinigt wird — sind „103 Gedichte" von ihm zu-

zusammengefaßt, erschienen (Berlin, Rowohlt) in einer richtig verstandenen Dankbarkeit Asta Nielsen gewidmet. Ringelnatz muß schon so verbraucht werden, wie er ist, und in dieser Auswahl ist vieles vom Störenden weggeblieben, und man kann sich an der kauzigen Persönlichkeit und den kauzigen Versen recht von Herzen freuen.

*

Von dem Jahresbericht des „Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes" liegt der 9. Jahrgang 1932 vor (Leipzig, Börsenverein). Herausgegeben ist der Jahresbericht wiederum von der sicheren Hand des Bibliothekars Dr. Hans Praesent. Er und die Namen der anderen Mitarbeiter bürgen für die Genauigkeit und in menschlichen Grenzen mögliche Vollständigkeit des dargebotenen Materials. Ein Anhang bringt das Personen- und Sachregister des Nachrichtenteils. Aufnahme haben alle wichtigeren Bücher- und Zeitschriftenaufsätze wissenschaftlichen Charakters im deutschen Sprachgebiet gefunden. Unter 16 Abschnitten sind rund 21 000 Titel wissenschaftlicher Veröffentlichungen aufgenommen. Das Buch ist zu gleicher Zeit ein guter Ratgeber über die Gebiete, die in erster Linie die Oeffentlichkeit beschäftigt haben. Der Preis beträgt Mark 50,—.

*

Vom „Großen Herder", der bekanntlich in der 4. Auflage erscheint, liegt nun der 6. Band vor. „Hochrhein bis Konsequenz" (Freiburg, Herder & Co. Mark 38,—). Auf 1726 Spalten Text mit 70 Spalten Beilagen, vielen mehrfarbigen Stadtplanbeilagen, Kunstdrucktafeln, Schwarzdrucktafeln, Offset- und Tiefdrucktafeln mit zusammen 1898 Bildern, zeigt auch dieser Band die bekannten Vorzüge des großen Kulturwerkes. Wir haben bei den ersten fünf Bänden und dem großen Welt- und Wirtschaftsatlas verschiedentlich die Besonderheiten in der Anlage dieses großen katholischen Werks erläutert. Auch dieser Band enthält wieder besonders interessante Beiträge, so die Biographie von Ignatius von Loyola, den Aufsatz über die Juden und den Islam und einen sehr interessanten Beitrag über die Kinder und ihre Psychologie.

*

Eine sehr nützliche Neuerscheinung ist das in Kröners Taschenausgabe erschienene „Wörterbuch der Antike" (Leipzig, A. Kröner, Mark 5,80). Verfasser ist Professor Hans Lamer, seine Mitarbeiter Dr. E. Bux und Dr. W. Schöne. Es ist gelungen, in diesem stattlichen, 784 Seiten umfassenden Bande eine vollständige Zusammenfassung der gesamten antiken Welt und ihrer Kultur in Stichworten zu geben. Wesentlich für die Menschen unserer Tage ist, daß die Wirkungen der Antike auf das Leben unserer Zeit und Welt stark berücksichtigt sind. In dieser Beziehung ist besonders auf den Artikel von Anton Rothermel „Wirkung der Antike auf die deutsche Klassik und Romantik" zu verweisen. Das Buch wird gerade den Eltern, die selber, dem Zuge vergangener Zeit folgend, mit der klassischen Bildung nur oberflächliche Bekanntschaft haben, jetzt aber die Bedeutung ihrer charakterbildenden Kraft für die Kinder erkannt haben, wesentliche Dienste leisten.

*

Zu dem Sammelwerk „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart", herausgegeben von Heinz Kindermann, schrieb der Staatskommissar Hans Hinkel ein Geleitwort (Leipzig, Philipp Reclam, Mark 4,50). Hier sind Stimmen der wesentlichen, wurzelechten Dichter zusammengefaßt, die Rechenschaft ablegen, wie weit der Dichter seine Aufgabe in unserer Zeit für Volk und Staat erkannt hat. Da stehen neben Paul Ernst, von dem wir mit Wehmut seine letzte Arbeit „Das deutsche Volk und der Dichter von heute" hier lesen, Stehr, Wilhelm Schäfer, Hans Grimm, Jakob Schaffner, Hans Carossa, Kolbenheyer, Paul Fechter, Hohlbaum, Meschendörfer, weiter Blunck, Johst, Schauwecker, Billinger, Dwinger, Waggerl, Ruth Schaumann. Neben gängigem Optimismus steht ernste Mahnung bei aller Bejahung und Hinweis auf Wesentliches und Wesenhaftes. So sei das Buch willkommen.

*

Unter dem Titel „Der politische Mensch" erschien eine Reihe von Aufsätzen Moellers van den Bruck, die im „Gewissen", im „Spiegel", in den „Grenzboten", im „Tag" und anderen Blättern in der Zeit zwischen 1916—1924 erschienen sind. (Breslau, W. G. Korn, Mark 2,80.) Es ist auch für den Kenner von Moellers Lebenswerk interessant und bedeutsam, eine, wenn auch willkürliche Zusammenfassung verstreut erschienener Aufsätze nacheinander zu lesen. In Moellers Schaffen ist nichts Zufälliges, und so ergibt sich auch aus einer solchen Zusammenstellung nur immer wieder die klare, eindeutige Linie seiner Erkenntnis und seines Strebens. Auch mit den vorgenommenen Kürzungen kann man sich einverstanden erklären, da Wesentliches davon nicht berührt ist. Fatal bleibt wiederum das

Vorwort von Hans Schwarz, dieses Missionars ohne Auftrag, der seine liebenswerte Persönlichkeit auch hierbei in den Vordergrund zu schieben versucht und, heldenhaft gegen ungenannte Kritiker anläuft, die sich eine Verfälschung von Moellers eigentlichem Bild durch ihn verbeten haben. Der Ton ist so charakteristisch, daß wir das Urteil über den Wert dieser Hansschwärzereien getrost dem Leser überlassen können.

✶

In der tüchtigen Arbeit, die vom „Oberschlesier" geleistet wird, liegen wiederum zwei Veröffentlichungen vor, die stärkste Empfehlung verdienen. „Germanische Urzeit in Oberschlesien" mit Beiträgen von Matthes, Raschke, Zotz, Lindner, Klonek, Drescher, Strecke, Weißer, Jahn, G. Hoffmann und anderen. Das ist exakte und vorbildliche Arbeit und in jeder Weise geeignet, durch Vertiefung in die Funde des eignen Bodens die organische Verbindung zur Vorzeit herzustellen. (Oppeln, Oberschlesier.)

Sehr hübsch ist die Schrift von Mak, Lutze, Wiese und Knötel zum 400jährigen Todestag von Veit Stoß, erschienen in der Schriftenreihe der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde (Oppeln, Oberschlesien). Neben der Würdigung der kunsthistorischen Bedeutung von Veit Stoß, wobei die polnische Legende auch für diesen deutschen Künstler zerstört wird, wird die Verbindung zu Schlesien geknüpft durch den Aufsatz von Paul Knötel „Auf den Spuren von Veit Stoß in Schlesien".

✶

Der Literar-Historiker der Kölner Universität, Friedrich v. d. Leyen, der im August seinen 60. Geburtstag feierte hat eine Reihe Studien zum Ursprung und zum Leben der Dichtung unter dem Titel „Volkstum und Dichtung" erscheinen lassen. Er hat sich selber damit die schönste Geburtstagsgabe bereitet, mit der er zugleich seine Freunde reichlich beschenkt hat. Das ist beste deutsche Arbeit, die hier geboten wird, die auf eingehendem Studium beruhend, aber bestimmt durch künstlerische Einfühlung, aus ältesten Quellen Erkenntnisse grundlegender Art für Wesen und Ursprung jeder Dichtung überhaupt schöpft und die Notwendigkeit innigster und lebendigster Verbundenheit mit dem Volkstum auch auf diesem Wege erweist. (Jena, Diederichs, Mark 6,60.)

✶

Von dem Verfasser des Aufsatzes im Augustheft der „Deutschen Rundschau" „Wiederherstellung des Rechts" Gerhard Bückling ist in der Sammlung „Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" als 146. Heft eine Schrift erschienen „Die systematischen und geschichtlichen Grundlagen des subjektiven Rechts" (Breslau, M. & H. Marcus). Rechtsfragen sollten gerade in revolutionären Zeiten im Vordergrund stehen. Diese Schrift, die in straffer geistiger Zucht geschrieben ist, bietet auch dem juristischen Laien die Möglichkeit, grundlegende Erkenntnisse über die wichtige Frage nach dem Schutze des subjektiven Rechts zu schöpfen.

✶

Das große Kulturwerk von „Meyers Konversations-Lexikon" hat jetzt mit dem Erscheinen von Band 15, dem dritten Ergänzungsband, mit den Stichworten „Laichzeit bis cz" seinen Abschluß gefunden. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Es ist anzuerkennen, daß in den drei Ergänzungsbänden alles das seine Berücksichtigung gefunden hat, was in den ersten 12 Bänden nicht berücksichtigt werden konnte, zum Teil, weil jetzt neu aufgenommene Begriffe damals noch nicht vorhanden waren, zum Teil, weil Lücken mit emsigem Bemühen ausgefüllt worden sind. Neue Begriffe sind z. B. Technokratie, Luftschutz und Schwingachse. Das Karten- und Tafelmaterial ist wiederum vorzüglich. Das Wesentliche des Bandes liegt aber darin, daß er einen Anhang bringt „Deutsches Reich, Nationale Revolution", in dem mit Erfolg versucht ist, die drängenden politischen Geschehnisse der letzten Zeit in ihrer verwirrenden Fülle in den großen geschichtlichen Zusammenhang unseres Gesamtvolkes zu stellen und zu würdigen.

✶

Berthold Auerbach gilt eine Untersuchung von J. M. Zwick „Berthold Auerbachs sozialpolitischer und ethischer Liberalismus", dargestellt nach seinen Schriften. (Stuttgart, W. Kohlhammer. 6,60 Mark). Eine sorgfältige und für die Wissenschaft auch bei den heutigen Zeitläuften bedeutsame Arbeit.

Weitere Neuerscheinungen sind dem Schaffen von Dichtern unserer Zeit gewidmet. Da ist „Christian Morgensterns Leben und Werk" von Michael Bauer (München, R. Piper & Co.), eine Biographie, die nach dem Tode von Morgensterns Freund, dessen Werk er seine letzten Kräfte widmete, von Rudolf Meyer und Margareta Morgenstern veröffentlicht wurde (kart. 5,60 Mk., geb. 8,80 Mk.). In ihr ist neben der liebevollen Lebensbeschreibung des unvergeßlichen Dichters eine Fülle von unveröffentlichten Ausschnitten aus Tagebüchern, Briefen, Aphorismen, Gedichten und Galgen-

liedern enthalten, daß das Buch für jeden Morgensternfreund eine ganz große Freude bedeutet. Besonders fein sind die Beiträge von Friedrich Kayßler. Wenn uns noch etwas fehlte, unsere Liebe zu Christian Morgenstern zu vertiefen, so gibt uns dieses Buch, das 24 bisher unveröffentlichte Bildbeigaben bringt, alles, was wir dazu brauchen.

Eduard Lachmann macht in seiner Schrift „Die ersten Bücher Stefan Georges" (broschiert 3,— Mark, geb. 4,20 Mark, Berlin, Georg Bondi) den Versuch, in einer der Würde des Gegenstandes entsprechenden inneren Haltung die ganze Bedeutung des Werkes dem Verständnis weiterer Kreise nahezubringen.

Gleichfalls erwähnenswert sind die beiden Schriften: Willi Koch „Stefan George. Weltbild — Naturbild — Menschenbild." (3,80 Mark, Halle, Niemeyer) und Woldemar Graf Uxkull-Gyllenband „Das revolutionäre Ethos bei Stefan George" (1,50 Mark, Tübingen, J. C. B. Mohr).

In den „Freiburger Forschungen zur Kunst- und Literaturgeschichte" (Berlin, H. W. Hendriock) veröffentlicht Marcel Pobé eine Schrift „Rainer Maria Rilke. Wandel in seiner Geisteshaltung" (3,50 Mark). Die drei Schaffensperioden Rilkes werden klar gegeneinander abgesetzt und an ihnen der Standort und die geistige Haltung des Dichters gezeigt. Das Buch ist eine Untersuchung für literarische Feinschmecker.

Das gleiche gilt von der klugen Schrift von Hermann Pongs „Möglichkeiten des Tragischen in der Novelle", ein Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft (Berlin, Weidmann). Pongs geht an seine Aufgabe heran nicht nur mit dem vollen Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung, sondern auch mit der Gabe liebender Einfühlung. Das Problem Tragik und Epik handelt er ab an Kleist, Körner, der Droste, Grillparzer, Stifter, Keller, Storm und in der heutigen Zeit Borchardt und Hans Grimm.

✶

Von Stefan Ludwig Roth, dem großen siebenbürger Vorkämpfer, ist der 4. Band seiner „Gesammelten Schriften und Briefe" erschienen, enthaltend die Schriften aus den Jahren 1842/43 (Hermannstadt, Krafft & Drotleff und Berlin, Walter de Gruyter). In dem Vorwort des Herausgebers Otto Folberth gibt dieser Rechenschaft über die Grundsätze, nach denen er verfuhr. Er setzt sich dabei auch mit seinen Kritikern auseinander. Der 4. Band enthält folgende Schriften „Die Zünfte, eine Schutzschrift", „Der Sprachkampf in Siebenbürgen", „Untersuchungen und Wohlmeinungen über Ackerbau und Nomadenleben", „Wünsche und Ratschläge, eine Bittschrift fürs Landvolk", „Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen, besonders unter den Sachsen". Es gibt kein stärkeres Zeugnis für die Bedeutung dieses Mannes für sein Volk als die Feststellung, daß alle seine Worte — der Klage und der Mahnung — heute wie damals ihre volle Gültigkeit haben.

✶

Reclams Universalbibliothek, die sich sehr lebendig und kräftig wieder regt und auch der schönen Literatur mit billigen Ausgaben dient, bringt Hans Francks „Fort damit" und Werner Bergengruens „Die Feuerprobe", beide 0,75 Mark. — Von Hans Franck, dessen Schaffen erfreulicherweise jetzt auch vom deutschen Verlage stärker als früher betreut wird, erschien weiter „Um Liebe", eine feine, um preußische Fürsten sich rankende Novelle (Wuppertal-Barmen, Werner Plaut). — Von Werner Bergengruen liegt der „Baedeker des Herzens", dessen Titel aus verlegerischen Gründen, aber nur aus solchen, beanstandet wurde, vor als „Badekur des Herzens" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), in dem Bergengruen als Reiseverführer die Ergebnisse und Erlebnisse von In- und Auslandsreisen in launiger und reizender Form wiedergibt. Gewidmet ist das Buch dem Bahnhofskellner in Passau, der ihn mit „geehrter Herr Reisender" angeredet hat als Strafe und Belohnung. Man könnte das Buch auch nennen „Der Dichter als Reiseführer".

✶

Sechs Vorträge über die Gesellschaft Jesu stellt Pater Georg Bichlmair zusammen unter dem Titel „Die Jesuiten" (Köln, J. P. Bachem, 2,— Mark), die, gerade weil sie von einem Mitglied des Ordens selber geschrieben sind, ein organisches Bild von Gestalt und Richtung des Ordens zu vermitteln geeignet sind. D. R.

## Griechische Geschichte*)

In wundervoll verhaltener und freskenhafter Darstellung wird der zuerst in kleinen Räumen großzügige Anstieg der Hellenen in Kultur,

*) Helmut Berve: „Griechische Geschichte". Band I bis auf Perikles; Band II von Perikles bis zur politischen Auflösung. Bände IV und V der Reihe: Geschichte der führenden Völker. Freiburg, 1933. Herder & Co.

Macht und Wirtschaft, die Eigenart und Grenze des „Polis"-Begriffs gezeigt, und dann das Niedergleiten trotz mächtig erweiterten Räumen. Diese aber vermag die typische hellenische Lebensform nicht mehr zu erfüllen, zu gestalten und zu erweitern, nur mit ihrer politischen Auflösung, mit ihrem Versprühen in den Hellenismus, in die Zersetzung hinein mit zahllosen Keimen zu erfüllen, die zuweilen auf den wunderlichsten Umwegen, wie der Graeco-Buddhismus, ins Abendland zurückkehren.

Es ist nicht leicht, nach so vielen berühmten Vorbildern auf so engem Raum eine dennoch neuartige und fesselnde Geschichte der Griechen zu schreiben, so vieles uns gerade neueste Forschungen über die Ursprünge der hellenischen Welt und ihre Frühstrahlungen jenseits des konventionellen Bildes gebracht haben. Aber was gerade diesem Teil der Geschichte der führenden Völker ihren besonderen Reiz verleiht und das Führungsmoment in Leistung und warnendem Fehlbeispiel im feinsten Sinn der Sammlung betont, das ist jene ungesuchte, meisterhafte Art der beständigen Fühlung mit der weltpolitischen Gegenwart, der Nutzanwendung namentlich auf die großeuropäischen und kleineuropäischen Zuckungen der weltpolitischen Rollenführung unseres — dem hellenischen Mikrokosmus in so vielen Zügen unheimlich verwandten — Erdteils. Wie die hellenische Welt in den Zeiten ihres Glanzes haben auch wir Europäer durch Charakterwert und Konzentration gewaltige Stöße aus den zusammengeballten Zahlenmassen weiträumiger Erdteile abwehren können, sind aber heute im Begriff, uns ihnen gegenüber durch Selbstzerfleischung wehrlos zu machen. Treiben auch wir alexandrinischen, hellenistischen Zuständen zu, ohne daß uns zuvor ein Alexander noch zu einer letzten Glanzleistung zusammenballt? Gleitet der Herrschermantel einer von uns angeregten Welt auf minder geistvolle, aber willenseinheitlichere Schultern, wie das Berve von den Griechen so lebensvoll schildert? Diese ernsten Fragen führt ein weiser Erzieher mahnend im Beispiel vor!

Karl Haushofer

## Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich*)

Der weit ausholende Aufsatz „Wirtschaft und Staat im elsaß-lothringischen Schicksal", der das große Sammelwerk über die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens zur Reichsland-Zeit (Frankfurt a. M., 1931) eröffnet, kann jetzt durch die selbständige Herausgabe und unter treffenderem Titel zu breiterer Wirksamkeit gelangen. Prof. Spahn, durch seine Lehrtätigkeit an der einstigen deutschen Universität Straßburg mit den politischen, wirtschaftlichen und seelischen Verhältnissen des modernen Elaß-Lothringens ebenso vertraut wie mit dessen schwerem Wege durch die Jahrhunderte der deutschen Geschichte, weist das Schicksal des Elsaß und Lothringens als „rheinisches Schicksal" nach. Elsaß-Lothringens Erfahrungen und Wandlungen in den verschiedenartigen Phasen seiner älteren und jüngsten Vergangenheit erhalten durch die Einbeziehung in die des ganzen rheinischen Raumes und dessen Verhältnis zum Reich ein Gewicht, das eine scheinbar in Versailles und Locarno gelöste Frage in den Bereich einer Aufgabe von größter Aktualität stellt, nämlich in den „Streit um den mächtigsten Strom im Innern unseres Erdteils", der ja jetzt im sogenannten „Frieden" durchaus auf seiner entscheidenden Höhe angelangt ist — wenn diese Erkenntnis auch vielen guten (und weniger guten) Leuten unbequem und lästig ist. Von diesem Standpunkt aus hat man die Schlußsätze der Spahnschen Schrift zu verstehen: „Wie sich das ungeheure und tragische Schicksal des Rheins schließlich vollenden wird, dafür ist mit der raschen Vernichtung von Bismarcks staatlicher Leistung die Verantwortung ganz auf die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk gefallen. Das deutsche Volk muß den Strom nun schon fast im letzten Graben mit seiner Seele und seinen Leibern verteidigen und decken. Wir bestürmen die Wirtschaft, daß auch sie sehend werde und kämpfe."

K. Brill

*) Martin Spahn: Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich. Verlag Berlin-Steglitz, Heinrich Hendriock.

# Politische Rundschau

Ueber die zahlreichen Besprechungen, die in Paris zur Vorbereitung der gegenwärtigen Tagung des Völkerbundes zwischen Frankreich und England, zwischen Frankreich und Amerika abgehalten wurden, ist zur Zeit noch ein etwas geheimnisvoller Schleier gebreitet. Soweit bisher bekannt, scheinen Abmachungen zwischen den Mächten noch nicht vorzuliegen. Wenn die Genfer Tagung in Gang kommt, wird klar erkennbar werden, mit welchen Argumenten Frankreich seine Politik der Nichtabrüstung stützt. Die Vorkonferenz von Paris hatte offensichtlich den Zweck, nicht nur die französische Politik gegenüber dem neuen Deutschland festzulegen, sondern auch die anderen Großmächte auf diese Linie zu bringen. Wer die Mentalität der Sicherheitsfanatiker in Paris kennt, die natürlich immer nur an die Unsicherheit Deutschlands denken und diese konservieren wollen, wenn sie von eigener Sicherheit sprechen, wundert sich nicht, daß die französische Presse viel von Sanktionen und von Verfehlungen Deutschlands schreibt. Es wird auf eine gute Gegenwirkung der Reichspolitik ankommen, wenn die bekannten Sanktionstendenzen Frankreichs durchbrochen werden sollen, da die Pressebearbeitung im Ausland eine Stimmungsmache ermöglichte, die wie üblich nur gegen das deutsche Volk gerichtet war. Frankreich wünscht, wie es scheint, eine Kontrolle, die nach den deutschen Gegenvorschlägen auf alle Länder zur Anwendung kommen soll, was ja selbstverständlich ist. Bei festgestellten Verletzungen soll dann die Sanktionsmaschinerie in Gang kommen. Das ist natürlich nur einseitig gegen Deutschland gemeint. Paul-Boncour scheint seine alte Linie weiter zu verfolgen, so viel an Sicherheitsformeln vor die Abrüstungskontrolle zu bauen, daß der Zeitpunkt der Abrüstung der anderen auf den Sankt Nimmerleinstag verschoben wird. Deutschland hat ein Recht, die Abrüstung der anderen zu fordern. Wir haben aus dem Westen schon lange nichts mehr von der Dezemberformel gehört, die doch die allgemeine Gleichberechtigung festlegen sollte. Unsere Skepsis gegenüber der damaligen Lösung war voll gerechtfertigt. Es war eine Kleisterformel, mehr nicht. Vielleicht wird jetzt wieder mit solchem Edelkitt die Situation zu retten versucht, aber wie lange noch? Das deutsche Volk ist derartig an seinen gesamten Grenzen bedroht, daß seine Sicherheit aufs schwerste gefährdet wird, geschieht nicht bald eine grundlegende Aenderung der französischen Politik. Sie wird in Genf allein nicht herbeigeführt werden können, wir halten deswegen den Zeitpunkt für gekommen, die ganze Weltöffentlichkeit in einer starken Propagandawelle mit den Problemen zu befassen. Die Einstellung Frankreichs zum Bolschewismus dürfte die geeignete Grundlage sein.

Der große Friedensfreund Herriot hat sich in Moskau nicht nur feiern, sondern auch zum Oberst ernennen lassen. Bei der Bedeutung seiner Persönlichkeit für die französische Innenpolitik ist diese Geste besonders zu werten. Das bekannte Braunbuch und andere Erzeugnisse der Hetzpropaganda der dritten Internationale, die es wohl für notwendig hält, ihre eigene Unmenschlichkeit durch fadenscheinige „Beweise" angeblicher Greuel in Deutschland zu verschleiern, hat in Frankreich ein freundliches Echo gefunden. Der erste Großvasall, die Tschechen, gibt gern den schlimmsten Hetzern gegen das deutsche Volk Asylrecht und macht die ganze Verfemungskampagne mit. Polen hat Truppen in Galizien bereitgestellt. Diese und andere Tatsachen, die in einem Weißbuch der Bedrohung Deutschlands leicht nachgewiesen werden könnten, mit der Reise Herriots nach Moskau in Verbindung gebracht, zeigen deutlich, wie sich die französische Politik mit ihren Knechten ganz auf die Linie der Komintern eingestellt hat, deren Ziel, wie immer die Zerstörung der europäischen Kultur bleibt. Hier stehen also die Zerstörer und Vernichter in einer Front gegen das deutsche Volk, das sich ehrlich bemüht, den Damm gegen Asien zu halten und seine eigene Not zu bannen. Wer im Ausland noch nicht klar sehen kann oder will, der muß eben immer wieder von diesen Zusammenhängen hören. Wir glauben, daß dann allmählich ein Umschwung in der Weltmeinung eintreten wird. Daran mitzuarbeiten, halten wir für eine selbstverständliche Pflicht aller Gutgesinnten, deswegen gehen wir immer wieder auf das Thema ein, der Prozeß um den Reichstagsbrand, der weltpolitische Bedeutung erlangt hat, muß deshalb auch hier erwähnt werden.

Was bisher in Leipzig an Tatsachen geklärt worden ist, zerschlägt bereits die Hauptargumente der Hetzpropaganda. Wenn die Menschen, die sich in London das lächerliche Komödienspiel einer Gerichtssitzung geleistet haben, selbst noch nicht merken sollten, für wen sie tätig sind, so wird es hoffentlich der englischen öffentlichen Meinung nicht verborgen bleiben, wenn sie die Lage Deutschlands kennen

lernt. Die letzte Rede Lloyd Georges hat die Dinge richtig dargestellt. Das deutsche Volk hat wieder einmal das Odium auf sich genommen, gegen einen erbitterten Feind der Kultur sieghaften Widerstand zu leisten. Wer es in dieser Lage im Stich läßt oder gar angreift, stellt sich auf die Seite der Unterwelt und Frankreichs, das aus der Lage im Osten Europas nur seinen eigenen Vorteil ziehen will, ohne sich um Europa irgendwie zu kümmern, das immer nur genannt wird, wenn es sich um das eigene Geschäft handelt. Warum macht denn der vielberühmte Völkerbund, der sich in alles mischt, was gegen uns ausgenutzt werden kann, nicht einmal eine Enquete über die Hungersnot in Rußland? Warum schickt nicht die Welt, die sich jetzt mit vielen Würdenträgern in Genf vertreten läßt, eine Kommission in die Länder der dritten Internationale, um einmal festzustellen, von wo die Bedrohung ausgeht, die sich Frankreich jetzt wieder zu Nutze macht? Es wird vielleicht recht interessant sein, festzustellen, wer das Braunbuch finanziert und wer das Geld für die Prozeßkomödie in London hergegeben hat, wer schließlich den ganzen unflätigen Propagandaapparat bezahlt, der gegen das deutsche Volk eingesetzt wurde. Eine Gruppe gewiegter Journalisten würde vielleicht wegen des Sensationserfolges ihrer Arbeit bereit sein, den feinen Leuten in Genf die Vorarbeit abzunehmen.

Während der Außenminister der Tschechoslowakei in Genf am Tisch der Großen sitzt und sein Teil dazu beiträgt, die Stellung Frankreichs zu unterstützen, hat sich in dem Lande, das er vertritt, eine Klärung der innenpolitischen Lage vollzogen, die nicht übersehen werden darf. Die deutschen Parteien — die Marxisten rechnen wir nicht dazu — haben sich zu einem Volksrat zusammengeschlossen, der nun endlich eine einheitliche Vertretung des deutschen Volkstums in der Tschechoslowakei ermöglicht. Wir begrüßen als alte Vorkämpfer des volksdeutschen Gedankens diesen Zusammenschluß, der für die unbedingt notwendige Volkspolitik die Wege ebnet. Die Prager Regierung steht in offenem Konflikt mit dem Vatikan, sie will den päpstlichen Nuntius loswerden, weil er es gewagt hat, seine Beziehungen zu den Katholiken der Slowakei nach den Grundsätzen des Katholizismus einzurichten, ohne auf die Unterdrückungsmethoden Prags Rücksicht zu nehmen. Gerade der Konflikt mit der römischen Kirche, der internationale Beachtung findet, gibt den besten Anlaß, die Lage der nichttschechischen Völker im Staatsbereich der Tschechen vor einem internationalen Forum aufzurollen. Sofortige Erleichterungen werden dadurch nicht zu erreichen sein, es kann aber auf einer guten Rechtsgrundlage die volle Autonomie aller Volksstämme in der Tschechoslowakei erreicht werden. Die Gewährung dieser Autonomie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Schule, der Verwaltung, der Finanzen, der Wirtschaft und des Verkehrswesens ist die Voraussetzung einer Gesundung und Befriedung Mitteleuropas. Die Korruption der Regierungsstellen und Parlamente ist ins Uferlose gewachsen; während auf der einen Seite Not und Elend ganze Provinzen aufs schwerste treffen, herrscht in Prag der größte Luxus, vor allem in den Kreisen, die auf Grund ihrer Machtstellung die Möglichkeit haben, die allgemeine Korruption auszunutzen. Wir sind der Meinung, daß nach der Einigung der Deutschen daran gegangen werden muß, die tschechischen Krisenursachen so bald wie möglich in der Weltöffentlichkeit klarzustellen und die Heilung einzuleiten. Auf welchem Wege haben wir oben bereits angedeutet.

Wenn man ans Sanieren geht, so wird man bald an dem kranken Oesterreich nicht mehr vorbeikommen. Es ist typisch, daß Frankreich die von Oesterreich gewünschten Zollerleichterungen für Holz abgelehnt hat; wer in Paris Geld schuldet und von dort politisch abhängig wird, der hat immer leistungsbereit zu sein, aber nie mit Gegenleistungen zu rechnen. Die Uebersteigerung der Machtfülle des Bundeskanzlers Dollfuß ist unnatürlich und deswegen bedenklich. Der Staatsbegriff ist infolge der politischen Entwicklung in Europa in eine Umschichtung gekommen, er hat eine innere Verbindung mit dem Volksbegriff erfahren, die als einzig mögliche Grundlage gedeihlicher Arbeit für den Staat angesehen werden muß. Ist der österreichische Staatsbegriff an sich schon brüchig, so wird er es um so mehr, wenn er sich vom Volkstum entfernt. Wir sehen in der jetzt eingeschlagenen Entwicklung ein Abgleiten in weitere fremde Abhängigkeiten, die um so bedenklicher werden, je weniger das Volk dem Druck von seiten der eigenen Regierung folgt. Am Ballhausplatz hat man Erinnerungen an die Metternichsche Zeit, daraus sollte man entnehmen, daß auf die Dauer mit Absolutismus gegen einen großen Teil des Volkes in Oesterreich nicht regiert werden kann, zumal wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse zwangsläufig schwieriger werden. Die Verluste der Sommersaison werden sich im Winter wiederholen, der Verlierer wird zuletzt die Regierung Dollfuß sein, die nicht mit den Beziehungen zum deutschen Volk im Reiche Kompensationen schaffen kann, sondern bedingungslos tun muß, was die fremden Helfer wünschen.

Italien hat seinen vor kurzem mit den Sowjets abgeschlossenen Freundschaftsvertrag inzwischen interpretiert. Danach scheint als Triebfeder für den Vertragsabschluß die Idee maßgebend gewesen zu sein, das Gelände Frankreich nicht ohne weiteres zu überlassen. Dieses Vorgehen Italiens ist verständlich. Die außenpolitische Stellung der Sowjets hat sich nicht geändert. Sie wird neuerdings erschwert durch eine weitreichende Propagandaaktion von russischen Emigrantenkreisen, die sich auf eine einheitliche Linie im Zeichen des Fascismus geeinigt haben. Erfaßt werden durch diese Aktion Emigranten in Amerika, in Frankreich, Deutschland und in der Mandschurei. Wir erwähnen diese Vorgänge, deren Bedeutung wir nicht überschätzen, weil wir immerhin hier eine Möglichkeit auftauchen sehen, für den Aufbau eines Angriffszentrums gegen die Sowjets, das auf friedlich-politischem Wege Anschauungsmaterial in den Machtbereich der Sowjets hineinträgt, das seine Wirkung tun wird. Reinoldus.

# Vor dem Schnellrichter

**Der Vatikan**

glaubt heute, die Stunde für das große Einigungswerk, welches das Schisma von 1055 beenden soll, das die christliche Kirche aufspaltete in die abend- und die morgenländische, die römische und byzantisch-orthodoxe, sei schon nahe. Der Bolschewismus hat die russisch-orthodoxe Kirche zerschlagen. Sie wird kaum wieder herzustellen sein. Man hat bereits eine neue Kirchenform, einen byzantisch-slawischen Ritus geschaffen, mit dem die christlichen Völkerschaften Rußlands für die römische Kirche werben sollen. Bislang haben die Sowjets jeden Versuch des Vatikans, die Missionsarbeit in Rußland aufzunehmen, abgelehnt. Jetzt aber verlautet aus Rom, es sei mit einer baldigen Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Moskau und Vatikan zu rechnen. Der Nutzen, den das Sowjet-Regime aus einem Abkommen mit dem Vatikan ziehen würde, liegt auf der Hand; eine solche Anerkennung durch die katholische Kirche würde der Sowjetregierung gewaltige Schwierigkeiten in der Welt aus dem Wege räumen helfen. Wie verlautet, ist man in Moskau auch bereit, einen hohen Preis zu zahlen: die Zulassung katholischer Priester und Gottesdienste, wenigstens in einigen Gebieten. Ob allerdings die Sowjets der katholischen Kirche den Weg frei geben wollen für eine offene Missionstätigkeit, ist zu bezweifeln. Das aber ist für Rom das Entscheidende.

Auch im Südosten Europas ist der Vatikan nicht untätig. In Rumänien und Südslawien ist die Unionsbewegung gleichfalls lebendig. In einer Erklärung der orthodoxen Theologiestudenten an der Universität Belgrad wird u. a. gesagt: „Es ist keineswegs angebracht, Haß und Zwietracht zwischen Katholiken und Orthodoxen zu säen. Am allerwenigsten in einer Zeit, in der beide Kirchen und die gesamte Christenheit vom Bolschewismus und Rationalismus bedroht sind. Es ist hohe Zeit, daß die entzweite christliche Welt erwacht und den Weg der Einigkeit beschreitet, den Jesus selbst ihr gewiesen hat. Worte genügen nicht, man muß handeln." — In einem Aufsatz der Zeitschrift „Esprit de Belgrade" wird ebenfalls der Unionsgedanke behandelt. Es heißt da: „Wenn das Jahr 1933 von den Katholiken zum Heiligen Jahr und von den Orthodoxen zum Sühnejahr erhoben worden sei, dann scheine sich damit eine Zusammenarbeit der beiden Kirchen von selbst zu ergeben. Es sei Pflicht der Slawen, sich mit der Verwirklichung dieser Zusammenarbeit zu befassen. Die katholische Kirche könne in den slawischen Ländern, wo das Volk es verlange, die altslawische Sprache im Gottesdienst einführen."

Alles in allem: was hier geplant und vorbereitet wird, kann von historischer Bedeutung für Europa, für die ganze Welt sein, so weit sie aus dem Boden der christlichen Kirche herausgewachsen ist. Es kann den Einbruch des slawischen Geistes in Europa vorbereiten.

*

**Der „Pehrkonkrusts",**

die fascistische Bewegung Lettlands, ist jetzt in einer Versammlung in Riga zum erstenmal an die Oeffentlichkeit getreten und hat sein Programm verkündet. Die Kundgebung stand unter dem Motto „Lettland den Letten!" Die Trupps der Pehrkonkrusts tragen graue Hemden, sie grüßen mit erhobener Hand, ihr Ruf ist „Kampfheil!", der Führer Gustav Zelnin. Er erklärte, der Pehrkonkrust stehe auf folgenden Grundpfeilern: Die souveräne Macht gehört dem lettischen Volke (nicht, wie es in der Verfassung heißt: dem Volke Lettlands). „Wenn wir an die Macht kommen, wird es keine Minderheiten mehr geben!" Das lettische Volk wolle nicht die

Aktienmehrheit in einer Aktiengesellschaft der in Lettland lebenden Völker haben; es wolle alles haben, also müsse diese Aktiengesellschaft verschwinden. Zelnin unterscheidet zwei Kategorien von Völkern in Lettland. Die ersten seien Esten und Litauer, die als Nachbarvölker gar nicht als Minoritäten gelten könnten. Die sicher kommende Gefahr für die Randstaaten würde diese Völker zusammenschmelzen und die Grenzen aufheben. Zur zweiten Kategorie rechnet Zelnin die Juden, Deutschen und andere Fremdvölker. Sie haben zu verschwinden! Der Pehrkonkrusts werde keine bolschewistischen Methoden anwenden, indem er diese überflüssigen Bewohner Lettlands erschlage, aber es gebe Mittel wirtschaftlicher Natur, sie auszurotten. Wenn kein Lette mehr bei ihnen kaufe, dann würden drei Monate genügen, um sie wirtschaftlich kaltzustellen. Auf dem Wege der Gesetzgebung könne man noch ein wenig nachhelfen, dann sei es geschafft. Ausdrücklich, mit erhobener Stimme, sagte Zelnin hierzu: „Mögen die hiesigen Deutschen alle Illusionen auf ein Zusammengehen mit den „Pehrkonkrusts" völlig fallen lassen, das kommt niemals in Frage." Das ist kurz und bündig ein Todesurteil: Entweder verhungern oder auswandern. Zelnin entwickelte auch, wie das zukünftige Staatsregiment aussehen soll. Der Staatspräsident ernennt das Ministerium, die Gesetzgebung solle beim berufsständischen Parlament liegen. Sonst: strenge, zentralisierte Staatsgewalt. Das Arbeitslosenproblem wollen die lettischen Fascisten durch Zwangskolonisation der überzähligen Städter lösen.

*

**Die Berliner Theater** haben im Lauf des Septembers langsam begonnen, ihre Pforten wieder zu öffnen und unter den neuen Verhältnissen einem neuen Publikum ihre mehr oder weniger neue Kunst vorzusetzen. Es wäre unbillig, schon jetzt von ihnen reife Ergebnisse zu verlangen; das Gesamtbild aber, das man in der ersten Zeit bekommen hat, ist doch ein bißchen anders, als man es erwartet hatte. Im Staatstheater, das seine Pforten mit dem „Julius Cäsar" Shakespeares unter Herrn Ulbrich eröffnete, wird naturgemäß noch experimentiert. Man sucht der vornehmsten Aufgabe des repräsentativen Hauses der Nation beizukommen und die Welt der Klassiker mit neuem Leben zu erfüllen, ohne schon klar zu sehen, von welchen Gesichtspunkten aus dies heute am sinngemäßesten und lebendigsten erfolgen kann. Der Intendant Franz Ulbrich versuchte von allen möglichen Stilarten aus, die Aufgabe zu lösen. stellte in der Marc-Anton-Szene ein geschickt wieder belebtes Stück alten Meiningens, zu Beginn einen strengen Klassizismus und am Schluß ein wenig landschaftlich gelöste heutige Lebenslyrik aufs Theater. Manches interessierte, das Ganze blieb Experiment. Und Experiment wird auch der Spielplan bleiben; man fühlt mit Recht die Verpflichtung, Dichter herauszustellen, welche die jüngste Vergangenheit vernachlässigte, ohne daß man sich heute noch bis ins Letzte mit ihnen identifizieren kann. Man sucht nach Neuem, aber man ist sich bewußt, Grundlagen legen zu können. Was das Staatstheater schon besitzt, zeigte es mit der Aufführung von Friedrich Grieses „Mensch aus Erde gemacht". Das Stück hat seine Schwächen, schwankt zwischen Bauerndrama und Barlach'schem Zwiegespräch nackter Seelen; die Aufführung war eine der stärksten von allen, die man am Staatstheater erlebt hat. Die Geschichte von dem Bauern, der seine Magd zwingt, ihn zu heiraten, obwohl sie den Knecht liebt, der den Knecht unter der Bezichtigung des Diebstahls vertreibt und am Ende die Frau doch nicht gewinnt, weil er ein Mensch aus Erde gemacht ist, einer der nur seinem Trieb folgt und nicht sehen will, daß über dem Wollen ein Sollen wächst — diese Geschichte hat trotz mancher inneren Qualitäten große Schwächen, wird da, wo das Problem eigentlich einsetzt, mehr Literatur als Dichtung und ist in ihrer Abstimmung auf einen dunkeln, schweren, lastenden Ton für einen Regisseur eine sehr schwere Aufgabe. Herrn Fehling haben offenbar gerade die Schwierigkeiten gereizt; er hat es fertig bekommen, durch die Dichte seiner Inszenierung, durch die Abstimmung seines Quintetts von Stimmen eine Geschlossenheit und Einheitlichkeit zu erzielen, wie sie Griese aus sich allein nie zu geben vermocht hätte. Die Aufführung mit Herrn George als Bauer, Frau Koppenhoefer als Magd, Herrn Kayßler als Amtmann bewies, was das Staatstheater an diesem Regisseur besitzt — einen Mann nämlich, den man vor fast jedes Stück heutiger Dichtung stellen kann, einen Mann, mit dem nur Wenige ernsthaft in Wettbewerb treten können. Es wäre schön, wenn man ihm gelegentlich nicht nur Barlach und Griese und Ziese, sondern auch wieder einmal ein helles Stück Shakespearischer Komödien in die Hand drückte; er kann die Grazie ebenso wie die Schwere; er weiß vom Tanz soviel wie vom Spuk. Um diese Seiten der Regie braucht sich das Staatstheater keine Sorgen zu machen; hier ist ein Anfang und mehr, und man kann mit ruhiger Sicherheit auf dem eingeschlagenen

Weg weiterschreiten. Aehnliches gilt von der „Volksbühne": die besitzt ein Ensemble und in Herrn Hilpert einen ausgezeichneten Spielleiter — den einzigen, der den Vergleich mit Fehling gelegentlich aushält. Das zeigte sich wieder bei der Eröffnungsvorstellung des Hauses mit der vortrefflichen Aufführung von Ibsens früher Komödie vom „Bund der Jugend", die lebendig und bewegt mit Recht starken Beifall fand. Bei den übrigen Theatern aber merkt man, genau genommen, noch nichts von einer Beziehung auf die Zeit. Wer heute sich die Mühe macht, die bereits wieder eröffneten Berliner Theater einmal zu durchwandern, wird sehen, daß im Grunde alles wie immer geblieben ist. Vom Boulevard-Schwank bis zur Ehebruchskomödie, von alten Kadelburg-Stücken bis zu ebenso alten, angeblich neuen Schwänken sieht die Welt des Scheins hinter der Rampe kaum anders aus als im vorigen Winter. Ob die Stücke nun heißen „Die große Chance" (Renaissance-Theater), „Don Juans Regenmantel" (Deutsches Künstler-Theater), „Politik der Weiberröcke" (Komödie) oder ein später Ibsensprößling „Ein glückliches Leben" (Theater in der Stresemannstraße). Ob sie Importen oder eigenes Gewächs sind.

In einem einzigen Stück „Robinson soll nicht sterben" von Friedrich Forster (Komödienhaus) ist ein Versuch zu spüren, die Verbindung zur Zeit zu bekommen. Da retten Kinder die von dem verkommenen Sohne Daniel Defoés gestohlene Handschrift des „Robinson Crusoe" seines durch eben dieses Sohnes Schuld völlig verarmten Vaters und bringen einen märchenhaft guten König wieder zurück zu seinem alten Freude Defoe. Hier ist ein Ansatz zu zeigen, wie unmittelbar aus nationaler Literatur, wenn sie Dichtung ist, Kraft und neues Leben in junge Menschenseelen einzieht und ein ganzes Volk in seiner Jugend erwecken kann. Aber dem Verfasser lag mehr an einem happy end als an solcher Vertiefung und Einbindung in die Gegenwart.

Sonst aber war alles wie einst, und das kann ja auch kaum anders sein. Denn die Beharrungstendenzen sind gerade in einer Institution wie dem Theater notwendig, stärker als die jungen Ansätze zu einer Wandlung. Die wird sich erst sehr langsam durchsetzen können, wenn das Schicksal ihr das Glück begabter neuer Menschen gewährt, die imstande sind, das neue Leben in neue Form und neue Gestalt zu fassen. Bis dahin werden wir uns gedulden und die merkwürdige Verschollenheit ertragen müssen, die heute mehr noch als schon in der letzten Spielzeit von dem sterbenden Theater der Vergangenheit ausgeht.

**Lucie Höflich**

ist vom Staatstheater in Berlin als Leiterin der Schauspielschule und zugleich auch als Mitglied in das Ensemble der Staatsbühne berufen worden. Man kann diese Nachricht nur mit voller Zustimmung begrüßen: hier wird endlich ein Unrecht gut gemacht, das die letzten Jahre einer Frau zufügten, die zu unserm wertvollsten Besitz gehört. Lucie Höflich ist immer noch die vitalste und wesentlichste Schauspielerin nicht nur ihrer Generation, eine Kraft, wie sie ganz selten und unter dem Nachwuchs bisher in gleichem Ausmaß noch nirgends zu sehen ist. Sie ist in den letzten Jahren in Berlin empörend behandelt worden. Sie war am Staatstheater engagiert; man stellte sie in Rollen heraus, die beschämend bedeutungslos für eine Kraft von ihrer Größe waren, und wenn man ihr erlaubte, Frau Alving zu spielen, so ließ man sie durch die Regie zugunsten des Oswald derart in den Hintergrund drängen, daß eine Groteske entstand. Der einzige, der sie gelegentlich mit Aufgaben herausstellte, die ihrer würdig waren, war Max Reinhardt; er hat immerhin ermöglicht, daß wir Lucie Höflich in der hinreißenden Rolle der Frau Gihle in Hamsuns Komödie „Vom Teufel geholt" sehen durften. Reinhardt kannte die überragende Kraft dieser Frau aus seiner frühen Zeit und wußte, was man ihr schuldig war. Das Nachkriegstheater wußte es nicht. Es ist vorgekommen, daß Lucie Höflich eine ganze Spielzeit lang überhaupt nicht zu sehen war. Die Zeitungen von rechts bis links haben dagegen protestiert; es half nichts. Die einzige Schauspielerin, die heute imstande ist, wirklich eine Lady Macbeth, eine Elisabeth, all die großen Gestalten der starken Frauen des klassischen Dramas hinzustellen, mußte feiern, während Kräfte, die ihr nicht das Wasser reichen können, als die großen Heldinnen des neuen Theaters gefeiert wurden. Es ist schön vom Staatstheater des neuen Preußen, daß es dieses Unrecht gut gemacht hat. Hoffentlich gibt es bald Gelegenheit, die Freude darüber Frau Höflich direkt bei ihrem Auftreten auf der Staatsbühne zu zeigen.

*

**Der Fürstprimas von Polen,**

Kardinal Hlond, hat auf einer Festversammlung des polnischen Festkomitees in Wien bei der 250-Jahrfeier der Befreiung Wiens eine sehr schöne Friedensrede gehalten in deutscher Sprache. Er erklärte, Harmonie und Friede sei Grundidee der polnischen Festlichkeiten zur Befreiung Wiens gewesen. Und dann sang er ein hohes Loblied

auf das friedliebende polnische Volk. Man höre: „Die Polen kennen keine Vergötterung des eigenen Volkes. Sie glauben an die Möglichkeit einer Harmonie zwischen dem, was ihnen, und dem, was jedem fremden Volkstum eigen ist." Die Minderheiten in Polen werden staunen, wenn sie das lesen. Noch mehr über das, was folgt: „Die Polen haben einen Abscheu vor jedem Gewaltakt, jedem blinden Fanatismus, jeglichen Falschheiten, jeglichen Theorien über Herrschaft und Sklaverei im Leben der Völker . . ." Man möchte dem Herrn Kardinal empfehlen, sich doch nur ab und zu die polnische Presse anzusehen und zu lesen, wie da über Deutschland, das deutsche Volk und die Minderheiten geschrieben wird.

**Im evangelischen Konsistorium Litauens** ist Krieg um die Führung. Der Konsistorialpräsident, ein ehemaliger Sozialdemokrat, ist hilflos. Dieser Tage ist es sogar zu einer regelrechten Prügelei in den Räumen des Konsistoriums gekommen! Man kann sich denken, in welchen Formen der Streit in der Gemeinde ausgefochten wird. Nun will der Führer der einen, der kleinsten Partei, der Prokureur des Konsistoriums ist, mit polizeilichen Mitteln eingreifen und die Gegner mundtot machen. Das evangelische Deutschtum hält sich aus diesem unchristlichen Streit heraus und beabsichtigt, in der deutschen Kirche eine eigene Führung zu bilden.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Paul Fechter, Berlin. — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt, Mark. — Dr. Friedrich Burgdörfer, Berlin. — Hanns Prehn-Dewitz, Köln. — Josef Martin Bauer, Dorfen Obb. — Professor Mario Puglisi, Rom. — Dr. Bruno E. Werner, Berlin. — Karl Ballmer, Hamburg. — Professor Dr. Otto Baschin †. — Dr. Rudolf Zesch, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin.



Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf ● Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin ● Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68

## Christoph Schrempf

# Auch ein Bekenntnis zu Luther

Von den vielen Toten, mit denen ich schon in Verkehr gekommen bin, haben nur einige wenige mich in ein persönliches Verhältnis zu sich hineingezogen, das für meine innere Geschichte wesentliche Bedeutung bekam; nämlich (nach ihrem Eingreifen in mein Leben geordnet) Jesus, Luther, Lessing, Kant, Kierkegaard, Sokrates, Goethe, Nietzsche, Terstegen. Und zwar haben sie mich zum Teil einfach angezogen, so daß ich in eine stetige Verbindung mit ihnen kam (Jesus, Sokrates und Lessing); zum Teil angezogen und abgestoßen, so daß ich mich mit ihnen auseinandersetzen mußte (alle die andern, die ich genannt habe). Deshalb hätte ich von diesen mehr zu erzählen als von jenen (während der wirkliche Einfluß, den die einen und die andern auf mich gewannen, im umgekehrten Verhältnis steht). Insbesondere hat mein Verhältnis zu Luther eine bewegte Geschichte, die vielleicht noch nicht einmal zu Ende ist.

Ich habe Luther schon als Knabe in der Volksschule kennen gelernt; und er scheint mir schon damals als Persönlichkeit einen Eindruck gemacht zu haben. Denn von dem vielen Religionsunterricht, den ich genossen habe, hat mir nur die Reformationsgeschichte eine deutlichere Erinnerung hinterlassen; und der Reformator war eben Luther. Verstanden aber habe ich ihn natürlich nicht, nur an ihn geglaubt; und das bedeutete nur, daß ich den mir eingeprägten, selbstverständlich allein wahren Glauben wie für den biblischen, so auch für den lutherischen hielt. Daß ich ihn deshalb glaubte, das hielt ich wohl eben für den Glauben, durch den ich armer Sünder vor Gott gerecht sei. Aber die Seligkeit, daß mir Gott in seiner, trotz seinem heiligen Zorn über die Sünde, unbeschreiblichen Gnade gegen die Sünder um des Verdienstes Christi willen meine unverzeihliche Sünde doch verzeihe: die habe ich auch als gläubiges Kind nicht erlebt; und gerade deshalb, weil ich zum Glauben an den in seinem Zorn gnädigen Gott mit Erfolg erzogen war.

So konnte mich nur das ängsten, daß ich unter meiner Sündenschuld nicht genug litt, um durch die Gnade Gottes beseligt werden zu können. Das hat mich auch geängstet, und ich habe mir auch Mühe gegeben, mich sündhafter zu finden, als ich mich fand. Wenn ich damit auch mehr Erfolg gehabt hätte, als ich hatte, wäre ich auf diesem Weg doch nicht zu dem beseligenden Glauben Luthers gelangt;

denn dadurch hätte *ich* ja Gott gezwungen, mir nach seiner Verheißung, die er mir in seinem Wort gegeben habe, gnädig zu sein. Aber mein widersinniges Bemühen, zu dem mich doch auch Luther verführt hatte, wurde mir durchkreuzt. Erstens wurde mir überzeugend bewiesen, daß das sogenannte Wort Gottes, an dessen Wahrheit ich nicht zweifeln durfte, in Wirklichkeit Menschenwort von sehr verschiedenem, also immer bezweifelbarem Wert sei. Zweitens wurde mir durch fortschreitende Lebenserfahrung nicht sowohl die Gnade Gottes zweifelhaft, als vielmehr, ob der Gott sei, der zornig und gnädig sein könne. Drittens kam ich in Pflichtenkollisionen hinein, durch die mir zur ernsten Frage wurde, was ich *tun* solle. Denn die mir anerzogene Moral genügte zur Beantwortung dieser für mich kritisch gewordenen Frage nicht.

Dadurch änderte sich mein Verhältnis zu Luther. Von der wissenschaftlichen Kritik der Bibel ließ ich mich auch durch Luther nicht abhalten, der sich ja selbst auch sehr freie Urteile über einzelne Bücher der Bibel erlaubt hatte. Im Zweifel am Dasein Gottes, des Vaters, flüchtete ich mich aber — im Einverständnis mit Luther und doch gegen den Sinn Luthers — zu Jesus. Denn Jesus war mir zum bloßen menschlichen Lehrer geworden, als solcher aber hatte er solche Bedeutung für mich bekommen, daß mir alle Christologie gleichgültig geworden war. Luther war gar nicht zu Jesus selbst zurückgekommen, sondern unterwegs bei Paulus und Johannes stehen geblieben, für die ihre Auffassung Jesu schon wichtiger geworden war als Jesus selbst. Jesus nun gab mir den besten Rat für die Lösung der schlimmsten Pflichtenkollision, in die ich gekommen war. Die lag in meinem Verhältnis zu der Kirche, in deren Dienst ich getreten war. Ich war nämlich als Kirchendiener eigentlich „Diener des Herrn Jesus Christus", und so glaubte ich mich gegen den Willen der Kirche an das Wort Jesu unbedingt gebunden: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein." (Was ich sowieso für selbstverständlich hielt.) In dem Konflikt mit der Kirche, der sich daraus ergab, glaubte ich aber auch mit Luther, so weit er sich selbst verstand, durchaus im Einverständnis zu sein. Wenn nicht, wäre mir das allerdings selbstverständlich gleichgültig gewesen, womit er eigentlich auch einverstanden sein müßte. Er meinte doch nicht, daß nur *er* sagen dürfe: „Ich *kann* nicht anders"?

Dann aber hat sich mein Verhältnis zu Luther wieder verschoben, und zwar so, daß ich lutherischer wurde als Luther selbst. Mit dem Fortschritt der Lebenserfahrung wurde es mir nämlich immer zweifelhafter, daß ich wollen könne, was ich wollen wolle, und schließlich kam ich von dem üblichen „Halb und halb" in Sachen der Freiheit des Willens zu der festen Ueberzeugung, daß diese so gewiß eine Sinnestäuschung sei wie die Bewegung der Sonne um die Erde. Damit habe ich mich eigentlich erst recht zu Luther bekehrt, dem die Wahlfreiheit auch eine bloße Erdichtung war, ein „titulus sine re". Und für mich war wie für ihn die Unfreiheit des Menschen nicht eine metaphysische Spekulation, sondern ein religiöser Glaube. Denn für mich wie für ihn entspricht der Unfreiheit des Menschen die Alleinwirksamkeit Gottes. Indem ich mich aber zu Luther bekehrte, kam ich zugleich in den schärfsten Gegensatz zu ihm. Für mich folgt nämlich aus der Alleinwirksamkeit Gottes, daß die erste Frage aller Theologie ist, ob Gott die Liebe ist
zugleich in den schärfsten Gegensatz zu ihm. Für mich folgt nämlich aus der Allein-

wirksamkeit Gottes, daß alles, was Gott, der „Vater", wirkt, auf das Heil seiner „Kinder" abgezweckt ist, diese also ihrem Heil nicht entgehen können. Zu dem „Alles", was Gott wirkt, gehört aber nicht bloß, was seine Kinder leiden, sondern auch, was sie tun. Denn was sie von sich aus zu tun wähnen (in der auch von Gott gewirkten Illusion der Wahlfreiheit), wird vielmehr nur von Gott durch sie getan. Gott selbst bewirkt also auch, daß der Mensch in Streit mit ihm und mit sich selbst kommt. Und zum Frieden mit Gott und mit sich selbst kommt der Mensch dadurch, daß er, wie alles, was Gott wirkt, so auch dies als auf sein Heil abgezweckt erkennt. Auch diese Erkenntnis wird durch Gott bewirkt. Luther aber läßt sich durch das „Wort Gottes" verführen, Gott zuzutrauen, daß er den Tod des Sünders zwar angeblich nicht wolle, in Wirklichkeit aber doch wolle. Und so muß Luther den höchsten Grad des Glaubens darin sehen, daß man den Gott gnädig glaubt, der so wenige rettet und so viele verdammt, und den Gott gerecht glaubt, der bewirkt, daß wir von ihm verdammt werden müssen. Trotzdem aber sollen wir uns an den angeblichen Willen Gottes halten, daß kein Mensch verlorengehe, und nicht an den wirklichen Willen Gottes denken, daß er so wenige rette und so viele verdamme. Also nicht daran denken, daß Gott vielleicht uns selbst zum ewigen Tod bestimmt haben könnte.

Dazu kann ich — mit und wider Luther — nur sagen, daß Gott nach seinem geheimen, wirklichen Willen den Glauben an sein angebliches Wort in Luther erhalten und in mir zerstört hat. Und zwar jenes zu seinem und dieses zu meinem Heil. Zu Luthers Heil mußte es dann auch dienen, daß er lebenslang durch die Anfechtung bedroht blieb, ob er ein Seelenretter oder ein Seelenverderber sei; welche Anfechtung mir durch den Glauben, daß Gott durch mich nur wirkt, was Er will, erspart bleibt. Zu diesem Glauben aber hat mir Gott gerade auch durch Luther verholfen; nämlich dadurch, daß Luther mich zwang, mit dem Glauben an die Liebe Gottes (um ihn nicht aufgeben zu müssen) vollen, strengen Ernst zu machen. Weshalb ich in Luther trotz allem „Gottes unwürdiges Gezeuge" sehe, als das er sich in guten Stunden selbst zu erkennen und zu bekennen wagte. Gottes „unwürdiges" Werkzeug war er freilich gewiß nicht, weil Gott sich kein seiner unwürdiges Werkzeug schafft. Aber auch das mußte Luther gewiß zum Heil dienen, daß er, um sich nicht zu überschätzen, die Weisheit und Liebe seines Gottes unterschätzte . . .

In diesem Bekenntnis zu Luther vermißt vielleicht auch der geneigte Leser, daß weder Luthers Bedeutung für seine Zeit gerühmt, noch Luthers Bedeutung für unsere Zeit nachgewiesen wurde. Aber jenes würde Luther selbst nicht wünschen, der sich ja für ein unwürdiges Werkzeug Gottes hielt. Auch hat sich Luther nicht darum bekümmert, welche Bedeutung seine Autoritäten (Augustinus und Paulus) für ihre Zeit hatten. Und was Luthers Bedeutung für unsere Zeit betrifft: Luthers Aufgabe war ihm durch seine Zeit bestimmt, und unsere Aufgabe ist uns durch unsere Zeit bestimmt. Und zwar je durch die besonderen Verhältnisse der Zeit. Diese haben sich aber im Laufe von vier Jahrhunderten so sehr verändert, daß wir uns an Luther nicht mehr orientieren können. Schließlich würde sich jeder von ihm doch nur bestätigen lassen, was er sowieso schon richtig glaubt. Und das muß er dann doch auf eigene Verantwortung und Gefahr tun. Es ist der Wille Gottes, daß das niemand erspart bleibt.

H. F.

# Die Wehrmacht im neuen Staat

Wenige Tage nach dem Beginn der nationalen Revolution hatte der eben ernannte Reichswehrminister in Berlin die obersten Führer der Wehrmacht bis zu den Divisionskommandeuren herab zu einer militärischen Besprechung befohlen. Diese Gelegenheit benutzte der Reichskanzler Adolf Hitler, um den versammelten Generalen und Admiralen selbst in ausführlicher Rede die Grundzüge der nationalsozialistischen Weltanschauung zu entwickeln und vor ihnen die Ziele seiner Politik klarzulegen; ein Vorgang, der seinerzeit, obwohl der Oeffentlichkeit bekanntgegeben, wenig Beachtung fand und doch symbolisch erscheint für die Erkenntnis der Notwendigkeit engster Verbundenheit zwischen der Führung des Staates und der bewaffneten Macht. Darüber hinaus mußte diese Tatsache allen denen eindeutige Antwort geben, die zweifelnd oder in falscher Hoffnung nach der Stellung der Wehrmacht zur nationalen Revolution und zur nationalsozialistischen Bewegung fragten. Solcher Zweifel und falscher Hoffnungen gab es viel. Wer in der Machtergreifung am 30. Januar 1933 einen der vielen üblichen Kabinettswechsel sehen zu müssen glaubte, hatte vielleicht ein Recht dazu, ebenso wer in das Wesen der Wehrmacht einzudringen sich nie bemüht hatte. Für den, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus kannte und zugleich vom Ringen des Soldaten um die Erfüllung seines Berufs wußte, lag die Antwort klar. Es wäre vermessen, heute solche Zweifler mit schadenfrohem oder mitleidigem Lächeln abzutun; denn es war nicht so selbstverständlich und leicht, die eindeutige Antwort zu geben, welche die Tatsachen seit der Umwälzung erteilt haben. Dazu hatte es zuviel Mißverständnisse gegeben, dazu waren die Wege und Methoden beider Partner zu verschieden gewesen; Wege und Methoden, nicht aber die Ziele.

Ein kurzer Rückblick mag dies zeigen.

## I.

„Staat im Staate!" Dies Wort gehörte zu dem unvermeidlichen Sprachschatz der Leitartikler, die über die politische Stellung der Wehrmacht im Weimarer Staat abhandelten. Meist klang es vorwurfsvoll und anklagend, oft bedauernd, und doch hätte es eine Feststellung sein können, in der Anerkennung und Hoffnung lagen. Nicht ohne Grund erregte die Wehrmacht den Zorn der Parteien, den Haß der Linken und die Freude der Kreise, die erkannt hatten, daß Versailles nicht nur Wehrkraft und Wehrmacht gefesselt hielt, sondern auch Entfaltung, ja Entwicklung jeder echten Staatsautorität unmöglich machte, solange die Inhaber einer vermeintlichen Staatsautorität dieses Versailles als unabänderlich hinnahmen. Die Wehrmacht wußte von diesen Fesseln. Sie sah nicht nur sich selbst geknebelt, sondern das ganze Volk und alle seine staatlichen Ausdrucksformen. Sie hat gegen dieses Versailles in seinen nahen und weiten Auswirkungen mit einer Energie und Selbstlosigkeit gekämpft, welche die Väter dieses Schanddiktats erschreckten. Sie hat gekämpft gegen den in Versailles gepflanzten, im Versailler Deutschland geduldeten und sogar gezüchteten Pazifismus mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen. Sie hat gekämpft gegen die Verwirklichung eines Staatsbegriffs, der diesen Namen nicht verdiente, und hatte sich einen eigenen Staatsbegriff aufgestellt, der sich mit dem der Weimarer Parteien nie deckte. Deshalb die viel verleumdete, auch heute noch so

oft mißverstandene Konstruktion der Ueberparteilichkeit der Wehrmacht, die kein Ausweichen war, sondern Abwehrkampf. Sie hat gekämpft gegen die immer wieder von den Gegnern der Wehrmacht erstrebte Durchsetzung des Soldatentums mit parteiischem Geist, und sie hat in diesem harten und oft widerlichen Ringen den Sieg davongetragen. Sie hat den Zustand unantastbarer Autorität in ihrem inneren Gefüge für sich erhalten, und sie hat erreicht, daß der Gedanke einer Leitung der Wehrmacht durch einen Parteimann aus den Köpfen ernstzunehmender Politiker verschwand. Sie hat auch in sich den Gedanken einer Volksgemeinschaft verkörpert, wenn auch naturgemäß nur in allerkleinstem Rahmen; sie hat das ewige nationale Gedankengut in der Erziehung ihres Nachwuchses gepflegt und hat in den ausscheidenden Soldaten der öffentlichen Verwaltung pflichttreue und unantastbare Diener des Staates geschenkt wie zu allen Zeiten. Sie hat vor allem trotz aller Bedrückungen von außen und innen in ihrer militärischen Berufsausbildung Höchstleistungen erzielt, die tragisch anmuten angesichts der fehlenden Auswirkungsmöglichkeiten. Die Wehrmacht war die Klammer des Reiches in den schwersten Jahren seit 1918 und der erbittertste Feind aller bolschewistischen Umtriebe. Die Wehrmacht war mit einem Wort ein Fremdkörper im Weimarer Staat. Ueberflüssig, daran zu erinnern, daß diese Begriffe, die dem Kampf der Wehrmacht das Gepräge gaben: autoritäres Führertum, Opfergeist, Leistungsprinzip, Volksgemeinschaft und reines nationales Denken die Grundpfeiler waren und sind, welche die nationalsozialistische Bewegung trugen und zum Sieg führten.

Daß die Wege und Kampfmethoden trotz gleicher Ziele verschieden waren, liegt in der verschiedenen Natur der Wehrmacht und der nationalsozialistischen Bewegung. Hier eine in äußeren Fesseln lebende Organisation, deren vornehmste Aufgabe Schutz der Grenzen ist und die deshalb um eines innerpolitischen Zieles willen nicht die Sicherheit des Volkes nach außen aufs Spiel setzen konnte und der die ihr aus der Unzulänglichkeit der staatlichen Führung aufgezwungene innerpolitische Rolle immer wesensfremd bleiben mußte; dort eine auf innerpolitische Machtergreifung gerichtete Bewegung, die mit der Erreichung dieses innerpolitischen Zieles ihre erste Aufgabe erfüllt sehen konnte. Hier trotz aller inneren Freiheit Führer, die von den bestehenden Zuständen und von der höchsten Staatsleitung sich nie ganz unabhängig machen konnten, dort ein Führer, frei in seinen Entschlüssen, gebunden nur an die Verantwortung gegen sich selbst und gegen seine Gefolgschaft. Hier ein in sich geschlossener, auf den alten soldatischen Grundsätzen des Gehorsams und der Disziplin aufgebauter Organismus, dort eine je nach der Lage immer wieder nach neuen Gesichtspunkten zusammenschließende und trotz aller leitenden Gedanken in ihrer Zusammensetzung doch wechselnde Massenbewegung. Es bedarf kaum mehr als dieser knappen Hinweise, um zu verstehen, daß die Wege nicht die gleichen sein konnten, daß sie sich zu kreuzen drohten, und daß Mißverständnisse nicht ausbleiben konnten auf beiden Seiten.

Dieser Rückblick auf die Zeit vor der nationalen Revolution macht dem, der das Wesen beider Teile erfaßt hat, klar, daß in der nationalen Revolution die Haltung der Wehrmacht folgerichtig war. Es ist eine oft gehörte Klage, auch in der Wehrmacht, daß die Reichswehr in der nationalen Revolution abseits gestanden habe. Solche Klage mag menschlich zu verstehen sein und macht der Gesinnung dessen, der sie ausspricht, alle Ehre. Aber politisches Denken und geschichtliche Erfahrung verrät sie nicht. Wer die Geschichte von Revolutionen und von der Rolle der Heere in Revolutionen kennt, weiß, daß es keine stärkere Stellung der Heere, aber auch — und das ist hier das entscheidende —

keine stärkere Stütze der neuen Macht geben kann als die Stellung der Wehrmacht mit „Gewehr bei Fuß", wenn sicher ist, daß die großen gedanklichen Ziele der revolutionären Bewegung und der Wehrmacht die gleichen sind. Es würde dem tief geschichtlichen Empfinden des Führers der nationalen Revolution durchaus entsprechen, wenn man sich vorstellt, daß ihm der Gedanke an diese intakte, von höchstem nationalem Wollen erfaßte Wehrmacht Ruhe und Kraft zur Durchführung der Revolution gegeben hat, nicht minder als das Wissen um die Opferfreudigkeit und Hingabe und um die bewunderungswürdige Energie seiner Gefolgschaft, vor allem der SA. Es ist ruhmvoll, eine nationale Revolution durch den eigenen Einsatz zum Ziel zu führen, und es ist menschlich erhebender, als Sieger einer solchen Revolution gefeiert zu werden. Historisch ebenso wertvoll erscheint es, zum Gelingen einer solchen Revolution beigetragen zu haben durch die vom Führer gewünschte Reserve. Auch in der Schlacht tragen die Bataillone zum Siege bei, die der Feldherr nicht mehr in den Kampf zu werfen braucht.

Die nationale Revolution ist beendet. Die geschichtliche Tatsache, daß am Ende fast aller Revolutionen eine Armee stand, hat sich 1933 in Deutschland glücklicherweise nicht wiederholt. Aber auch die geschichtliche Tatsache hat sich nicht wiederholt, daß am Anfang von Revolutionen meist eine Umwandlung der Wehrmacht erfolgte. So war es zu Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich, so war es 1917 im bolschewistischen Rußland, so war es 1918, allerdings nicht allein aus eigenem Willen, in Deutschland. Die nationale Revolution von 1933 hat — und das ist von jedem guten Deutschen zu begrüßen — an dem inneren Gefüge der deutschen Wehrmacht nichts zu ändern brauchen.

Der Reichskanzler hat auf der Stahlhelmführertagung in Hannover auch der Reichswehr gedacht und dabei gesagt: „Wir wollen an diesem Tage auch besonders unserer Armee gedenken; denn wir alle wissen genau, wenn das Heer nicht in den Tagen der Revolution an unserer Seite gestanden hätte, dann ständen wir heute nicht hier. Wir können versichern, daß wir dies niemals vergessen werden, daß wir in ihnen die Träger der Tradition unserer ruhmreichen alten Armee sehen und daß wir mit ganzem Herzen und mit allem, was wir vermögen, uns für den Geist dieser Armee einsetzen werden". Mit diesen Worten hätte der Führer die Herzen der deutschen Soldaten ganz gewinnen können, wenn sie ihm nicht schon vorher in engster soldatischer Verbundenheit entgegengeschlagen hätten. Die Wehrmacht dankt dem deutschen Reichskanzler diese Worte ganz besonders, weil sie der Stellung der Reichswehr im höchsten Maße gerecht werden.

Die Wehrmacht dankt aber auch dem Führer der nationalen Revolution, daß er sie befreit hat von der undankbaren innerpolitischen Rolle, in welche die Reichswehr in den letzten Jahren immer mehr durch die parteipolitischen Verhältnisse hineingetrieben worden ist. Der Soldat kann sich heute wieder voll konzentrieren auf seine vornehmste Pflicht, auf die Vorbereitung zum Schutze der Grenzen unseres Vaterlandes nach außen. Doch mit der Abnahme dieser einen großen, alle Soldaten bedrückenden Last sind die eigentlichen Sorgen des deutschen Soldaten noch nicht beseitigt.

## II.

Das führt zu einer Zukunftsbetrachtung über die Wehrmacht im neuen Staat.

Ehe die Fragen der inneren Organisation einer deutschen Wehrmacht gestreift werden, erscheint es notwendig, auf den großen Kampf der deutschen Regierung und des deutschen Volkes einzugehen, der um die Frage der Abrüstung, oder besser gesagt, für uns

um die Frage der Sicherheit und der Gleichberechtigung Deutschlands geführt wird. In diesem Kampf hat die nationale Revolution insofern eine erhebliche Verbesserung unserer Lage herbeigeführt, als die Auseinandersetzungen über Abrüstung, Sicherheit und Gleichberechtigung in Deutschland ein Ende gefunden haben. Der Kampf gegen den Pazifismus, vor allem gegen den landesverräterischen Pazifismus, aber auch gegen die ideal eingestellten Verfechter des Gedankens eines ewigen Friedens zwischen den Völkern hatte starke Kräfte gebunden, die nun frei geworden sind und miteingesetzt werden können in dem internationalen Ringen um diese Frage. Für die deutsche Wehrmacht ist es eine Selbstverständlichkeit, daß sie ein Mittel der politischen Führung bleibt und niemals eine eigene Politik zu führen hat. Die ehrlichen Beteuerungen des Friedenswillens entsprechen durchaus dem Verantwortungsbewußtsein des deutschen Soldaten, der weiß, daß die Aufgaben Deutschlands nicht in kriegerischen Auseinandersetzungen zu suchen sind, sondern im friedlichen Aufbau eines neuen Staates auf nationalsozialistischer Weltanschauung und in erster Linie in einer Besserung der Wirtschaftslage, vor allem in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Aber das Ringen um die deutsche Sicherheit rührt an einer der stärksten Lebensfragen des deutschen Volkes. Noch keine deutsche Regierung konnte mit einem so einheitlichen Volkswillen hinter sich diesen Kampf aufnehmen, aber auch keine deutsche Regierung hat vielleicht so viel gefühlsmäßige Widerstände im Ausland gefunden wie die Regierung Adolf Hitler. Wer diese letztere Tatsache zu einem Vorwurf machen wollte, vergißt eine der Grundthesen der großen Politik seit dem Ausgang des Weltkrieges. Jede innere Erstarkung Deutschlands mußte zwangsläufig zu einer Verstärkung der Widerstände von außen führen. Uns bleibt die Hoffnung, daß sich das Ausland auf die Dauer abfinden wird mit der Tatsache, daß das deutsche Volk von 1933 nicht mehr dasselbe ist wie in den vergangenen Jahren und daß sich der Gedanke international durchsetzt, daß auf die Dauer gegenüber dem Wehrwillen Deutschlands auch die gewandtesten diplomatischen Kniffe nichts nützen werden. Andererseits konnten nur politische Narren erwarten, daß nach der Machtergreifung durch den Führer der nationalsozialistischen Bewegung der Versailler Vertrag mit seinen scharfen militärischen Bindungen plötzlich verschwinden würde. Der Soldat kennt die Schwierigkeit des Abrüstungskampfes und weiß, daß er auch jetzt nicht in kürzester Frist eine Befreiung von allen Fesseln erwarten kann. Dankbar und mit erleichtertem Herzen hat die Wehrmacht das Abrücken von Genf begrüßt und hofft, daß in ehrlichen Verhandlungen von Staat zu Staat die Versailler Fesseln von ihr genommen werden. Es gibt keine Wehrpolitik im luftleeren Raum und internationale Bindungen irgendwelcher Art werden auf militärpolitischem Gebiet immer bestehen. Auch bei einem heute noch nicht abzusehenden, aber schließlich doch günstigen Ende der Verhandlungen um Deutschlands militärische Sicherheit werden wir nicht in der Lage sein, unsere Wehrverfassung völlig nach eigenem Willen zu gestalten. Es ist zwar ein unabänderlicher Teil unserer Forderungen, daß bei allem Streben nach Vereinheitlichung der Wehrsysteme die besonderen Verhältnisse jedes Landes und Volkes zu berücksichtigen sind. Aber eine völlige innere Freiheit in der Neugestaltung einer deutschen Wehrmacht wird auf absehbare Zeit nicht zu erreichen sein.

Trotzdem ist es Pflicht, sich Gedanken zu machen über die Eingliederung der Wehrpolitik in den Rahmen der Gesamtpolitik. Ein Staat, der auf völlig neue weltanschauliche Grundlagen gebaut werden muß, kann nicht vorübergehen an dem Teil der Politik, dem der Schutz dieser Neugestaltung zufällt, an der Wehrpolitik.

Das Studium der Wehrverfassungen und der Heeresorganisationen ist im alten Deutschland gegenüber dem Studium taktischer und strategischer Fragen oft vernachlässigt

worden. Dieses Gebiet ist durch das uns aufgezwungene volksfremde Wehrsystem erst nach dem Kriege wieder recht aktuell geworden. Wer sich mit Wehrverfassungen und wehrorganisatorischen Fragen der Vergangenheit beschäftigt, stößt immer wieder auf den einen Grundsatz, daß das Wehrleben eines Volkes nicht herausgerissen werden kann aus dem Gesamtleben von Volk und Staat. Römische Söldnerheere entsprachen der gesamten politischen Gestaltung des römischen Kaiserreichs. Das altgermanische Volk war ein wehrhaftes Volk an sich. Die Einzelkämpfer und Einzelheere der mittelalterlichen Zeit sind ein getreues Spiegelbild der politischen Zerrissenheit, aber auch ein Zeichen des Lehensgedankens. Die Landsknechtscharen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit sind eine Form, die dem politischen und weltanschaulichen Bild dieser Zeit durchaus gleicht. Die volksfremden Regimenter der dann folgenden Zeiten entsprechen dem Absolutismus in der Politik. Die Massenheere sind ein Ergebnis der französischen Revolution. Wo Wehrformen und Wehrverfassungen nicht organisch aus dem Gesamtleben des Volkes wuchsen, gab es einen Mißklang, der sich geschichtlich immer irgendwie gerächt hat. Es wird die große Aufgabe der Gegenwart und nahen Zukunft sein, für Deutschland eine Wehrverfassung und ein Wehrsystem zu finden, das dem nationalsozialistischen Gedankengut entspricht, das heute die Führung auf allen politischen Gebieten übernommen hat. Denn das reine Berufssoldatentum, das uns aufgezwungen wurde, entspricht dieser Forderung n i c h t. Alle internationalen Abmachungen sollten daher so viel Freiheit lassen, daß diesem Gedanken der organischen Verbundenheit zwischen der gesamten Staatsidee und der Wehridee genügend Spielraum bleibt. Daß dabei letztlich die militärischen Gesichtspunkte in den einzelnen Fragen ausschlaggebend sein müssen, ist eine Selbstverständlichkeit.

## III.

Wie muß eine solche Wehrverfassung — wenn man sie einmal losgelöst von den äußeren Bindungen betrachten will — aussehen?

Dem weltanschaulichen Grundgedanken von der alles überragenden Stellung der Nation entspricht die Notwendigkeit, die großen Werte der Nation zu schützen und zu verteidigen: ihr staatliches, ihr kulturelles und ihr Wirtschaftsleben. Der unbedingte Schutz der heiligsten Güter der Nation ist oberstes Wehrgesetz. Das erfordert eine wehrhafte Gesinnung des ganzen Volkes in jeder Beziehung. Diese wehrhafte Gesinnung zu erreichen ist in erster Linie Aufgabe des Staates und muß sich auswirken in allen Maßnahmen dieses Staates, vor allem in der Erziehung des Einzelnen von der Schule über die Lehrzeit und das Studium bis in die Berufszeit und das späte Alter.

Dem weltanschaulichen Grundgedanken der Volksgemeinschaft und dem Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates entspricht der politische Gedanke der Wehrgemeinschaft, durchsetzt vom Gedanken des Opfers für diese Gemeinschaft, unter Zurückstellung aller persönlichen Motive. Der Staat hat ein Recht und mehr noch die Pflicht, alle Kräfte der Nation zu dieser Wehrgemeinschaft heranzuziehen und der Verteidigung der nationalen Werte nutzbar zu machen. Alle personellen und materiellen, ideellen und finanziellen Mittel haben diesem Gedanken zu dienen. Die Art dieses Dienstes kann durchaus verschieden sein. Der eine dient dem Vaterland mit der Waffe in der Hand, der andere durch die Arbeit in der Werkstatt und im Maschinensaal; andere wieder als Bauern durch Ernährung des Volkes, durch rednerische und schriftstellerische Gaben, durch die Kraft des Erfinder- und Forschergeistes, durch die Fürsorge für die Opfer des

Krieges. Jeder Muskel und jeder Nerv ist einzuspannen für diese Wehrgemeinschaft und in dieser Wehrgemeinschaft.

Dem weltanschaulichen Grundsatz des Führerprinzips entspricht die Notwendigkeit einer klaren Organisation der Führung im Kriege. Kein Parlament, kein Kriegsrat darf eingreifen. Der politische Führer trägt allein die Verantwortung für die Führung des Staates und der militärische Führer allein die Verantwortung für seinen militärischen Bereich.

Dem weltanschaulichen Grundsatz des Leistungsprinzips entsprechen dabei die notwendige Auswahl und Bestimmung der Rolle, die der Einzelne in dieser Wehrgemeinschaft zu übernehmen hat. Nicht Wunsch und Wille des Einzelnen, sondern die Eignung und der größtmögliche Erfolg allein entscheiden. Das bedingt eine Auslese besonders schwieriger Art. Sie muß aber erreicht werden.

Stehen diesen Forderungen die militärischen Erfahrungen des Weltkrieges entgegen?

Es ist schwer, aus Vergangenem die richtigen Lehren zu ziehen, noch schwerer, sie so zu ziehen, daß sie Geltung behalten können. Denn niemand kann in die Zukunft sehen, und niemand kennt die Ausmaße und Methoden eines Zukunftskrieges. Und doch lassen sich einige Lehren aus den Erfahrungen des letzten Krieges klar herausstellen: die gesamte Nation führt den Kampf, nicht die bewaffnete Macht allein. Die Bedeutung des Materials und der technischen Ausrüstung der bewaffneten Macht ist gewaltig gestiegen. Damit hat sich die Bedeutung des Einzelkämpfers gehoben, was vielleicht zunächst sinnwidrig klingt; aber wenn die Maschinen auch die Wirkung vieler Einzelkämpfer ersetzt haben, so müssen diese Maschinen doch vom Einzelnen bedient werden. Gegen die gewaltige Wirkung moderner Kriegsmaschinen sind die Massen früherer Zeiten auf dem Schlachtfeld nur zu leicht Kanonenfutter. Die moralischen Werte des Einzelnen stehen hoch im Kurs. Die Ueberwindung von Raum und Zeit hat ungeheure Fortschritte gemacht im friedlichen und im kriegerischen Leben des Volkes. Die Anforderungen an die Führung, besonders an ihre geistige Wendigkeit, sind damit um ein Vielfaches gestiegen.

Sind das Widersprüche? Nein.

Der Lehre von der gesamten kriegführenden Nation entspricht die Forderung nach der Volksgemeinschaft und Wehrgemeinschaft. Der Lehre von dem gehobenen Wert des Einzelkämpfers entspricht der Gedanke des Leistungsprinzips. Der Lehre von den vermehrten Ansprüchen an die Eignung der Führer entspricht der Gedanke des Führerprinzips.

Wie also wären diese Grundgedanken und Lehren umzumünzen in Wehrverfassung und Wehrsystem?

Wir brauchen eine allgemeine Wehrpflicht im weitesten Sinne dieses Wortes, eine Kriegsdienstpflicht des gesamten Volkes. In diesem Rahmen ist besonders hoch zu werten der Dienst des Waffenträgers. Es darf nicht mehr so sein, daß der Kampf an der Front als Dummheit oder gar Strafe gilt. Frontkämpfertum ist höchste Ehre. Das erfordert, daß schon im Frieden dem Waffenträger größte Ehre und damit verbunden auch staatliche und wirtschaftliche Vorteile zuteil werden müssen und daß der, dem nicht vergönnt ist, die Waffen zu tragen, in irgendeiner Form zu einem Ausgleich beitragen muß. Das schließt nicht aus, sondern fordert sogar, daß auch der Wehrpflichtige an der Drehbank und am Schreibtisch sich als Soldat des Volkes fühlt. Aber nicht alle können Waffen tragen, weil viele auch an anderen Stellen gebraucht werden. Alle aber sind zu schulen für die kommende Auswahl in Waffendienstpflichtige und Wehrdienstpflichtige durch eine

vormilitärische Jugenderziehung, die neben praktischen Zielen vor allem der ideellen Durchdringung mit dem Wehrgedanken zu dienen hat. Die Wehrmacht als Organisation des Waffendienstes ist stark zu durchsetzen mit Berufssoldaten, die das Gerippe sind für die Vorbereitung des Kampfes und für den Kampf selbst. Nicht verschwommene Milizformen, sondern starke Körper sind not. Wie die Nationalsozialistische Partei im Staat, so ist das Berufssoldatentum das Stahlgerippe, das diese Körper trägt. Klare Organisation der Landesverteidigung schon im Frieden unter einem für die Landesverteidigung verantwortlichen Führer ist notwendig; nicht ein Vielmaß von nebeneinanderarbeitenden Zentralstellen wie vor dem Kriege, sondern eine in eine Spitze mündende Organisation.

Das sind gewiß Idealforderungen, die aus tausend Gründen in der harten Wirklichkeit abgewandelt werden müssen. Aber diese Idealforderungen aufzustellen ist nicht sinnlos, weil ohne eine Klärung der Grundsätze praktische Arbeit leicht ziellos verläuft. So wie heute ein neues Reich gebaut wird, nicht für die nächsten Jahre, sondern für ein Jahrhundert und mehr, so müssen auch die Fundamente gelegt werden für eine Wehrverfassung, welche die Tagesforderungen überragt und in die Ferne reicht. Das Werk eines Scharnhorst und Boyen hat ein Jahrhundert gehalten und ist Vorbild geworden für die ganze Welt. Das deutsche Volk, dem ein gütiges Schicksal den politischen Führer der Zukunft geschenkt hat, wird auch einst den Meister feiern, der ihm die Wehrform der Zukunft schmiedet.

Paul Fechter

# Der neue Abschnitt der Frauenbewegung

I.

Es sollte einmal jemand die Geschichte der Menschheit, soweit das möglich ist, von der Seite der Frauen aus neu schreiben — so wie Bachofen das für die fast noch vorgeschichtlichen Zeiten andeutungsweise versucht hat. Es würde sich ein sehr verändertes Bild des menschlichen Werdeganges ergeben und ein sehr verändertes Bild der männlichen Wirklichkeit. Bisher blitzt nur ganz selten die wirkliche, innere Situation der Geschichte einmal auf, wird das wirkliche seelische Kraftverhältnis sichtbar, in dem Männliches und Weibliches, ihre Wesenhaftigkeit und ihre eigentliche Wirksamkeit in der Historie zueinander stehen. Tacitus ahnte etwas von der Realität, als er in der Germania seine berühmte Anmerkung über das Verhältnis der Germanen zu den Frauen machte; dann hat es das 19. Jahrhundert, merkwürdig verkleidet und doch merkwürdig offenherzig in jenem seltsamen Vorgang offenbart, den man die Frauenbewegung zu nennen pflegt.

Die Frauenbewegung ist als wesentlicher Prozeß ein Kind des 19. Jahrhunderts. Ihre sozusagen metaphysischen Wurzeln sind eindeutig aufzuzeigen: sie liegen in der Jenaer Romantik. Die zugleich literarische und merkwürdig genial einsichtige Gesellschaft um Friedrich Schlegel und Caroline, August Wilhelm und Dorothea hatte als erste nach langer Pause den Mut, einmal das wirkliche, das sonst immer überdeckte Verhältnis der wesentlichen Kräfte auf der männlichen und weiblichen Seite beinahe mit Lust offen

auszusprechen, den Frauen betont und unverhüllt die Stellung zuzuweisen, die ihnen wirklich zukam, und die sie eigentlich immer eingenommen hatten, nur daß niemand davon sprach, und daß die Geschichte bei der Konvention der männlichen Tatberichte blieb.

Die Romantik ist literarisch betrachtet Abkehr von der Klassik als der appollinischen Haltung zur Welt, Rückkehr zum Dionysischen — Ablösung der siderischen durch die chthonischen, der geistigen durch die seelischen Mächte. Es war eine mehr als nur logische Konsequenz, daß die Romantik mit diesem Frontwechsel zugleich die Wendung zum Femininen und seiner bewußten Betonung vollzog. Es hat des öfteren Zeiten gegeben, in denen die Frauen sich in der Dichtung stärker in den Vordergrund drängten. Von der Mystik der heiligen Hildegard und der Mechthild von Magdeburg bis zu den vielen Uebersetzerinnen des Mittelalters und den Dichterinnen in den italienischen Stadtrepubliken der beginnenden Renaissance haben sie immer wieder ihren Anteil an der geistigen Welt verlangt. Bei der Romantik aber zeigt sich zum erstenmal ein grundsätzlicher Wandel: nicht mehr die Frauen sind die Fordernden, sondern die Männer fordern für sie. Die Männer rufen die Frauen, stellen sie neben sich, treten freiwillig von den überhöhten Stufen herab, auf denen bis dahin die männliche geistige Welt allein gestanden hatte. Die dichterischen Menschen früherer Epochen hatten die Frauen verehrt, geliebt, mit ihnen Briefe gewechselt; es blieb der Abstand unerörtert, der sich aus der als natürlich empfundenen Andersartigkeit des männlichen Geistes ergab. Bei der Romantik wandelt sich dies: die Stellung der Frau verschiebt sich grundsätzlich, die Männer erheben sie auf die höhere Stufe und stellen sich selbst höchstens bescheiden neben sie auf die gleiche Ebene, zuweilen mit leichter Demut sogar etwas unter sie. Nicht Kräfte und Kraftunterschiede bedingen den Vorgang, sondern Einsicht: die Männer der Romantik erkennen instinktiv ein reales Kraft- und Wesensverhältnis, sprechen seine Tatsächlichkeit aus und ziehen die Folgerungen daraus. Es ist ein sehr merkwürdiger Vorgang, in dem deutlich zwei verschiedene Triebkräfte in gleicher Richtung wirken — ein bildungsmäßiger und ein urhaft naturbedingter. Die bildungsmäßige, rationalistisch bestimmte Triebkraft hat am besten Schleiermacher umschrieben in seiner „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen". Es ist kein Wunder, daß die steigende Frauenbewegung später diesen Katechismus unter ihre Glaubensartikel aufnahm. Schleiermacher hat hier in der Tat um 1800 formuliert, was um 1900 popularisiert und zu Schlagworten der siegreichen Bewegung mißbraucht wurde.

Neben diesen mehr rationalen Tendenzen zur Angleichung der Geschlechter war in dem Verhältnis der Romantik zur Frau eine zweite dunklere, gefühlsbedingte Kraft aus der Tiefe am Werk: die Männer begannen zu spüren, daß die Frauen tatsächlich im Grund ihrer Seelen stärker waren als sie, daß in ihnen eine engere Beziehung zur Erde, zum Unmittelbaren, zum Wesenskern des Lebens lag. Ein Teil vom alten Vätererbe scheint durch die jahrhundertelang aufgeschichtete Bildungsdecke wieder emporzubrechen, nämlich die alte, germanische Verehrung der größeren Fühl- und Lebenserkenntniskräfte der Frau. Was Tacitus bei seinen Germanen feststellte, daß sie die Frauen verehrten und ihnen tiefere Einsichten zutrauten als den Männern — das setzt gewandelt jetzt um 1800 wieder ein. Bei der Romantik beginnt das erste bewußte Abbröckeln der Selbstverständlichkeit der männlichen Vordergrundstellung im Leben. Der Mann steigt freiwillig vom Thron und räumt der Frau den Platz ein. Die Männer der Romantik sind die ersten, denen die Wendung vom Geist zum Wirklichen, die das Jahrhundert nimmt, sich in einer veränderten Rangordnung der Geschlechter oder besser sogar schon in der Anerkennung der eigentlichen Rangordnung vom Wesensbesitz her darstellt.

## II.

Bereits mit der Romantik sind somit die beiden Wurzeln der Frauenbewegung, die rationale und die irrationale, gegeben. Für die Romantik war trotz Schleiermacher das Entscheidende die irrationale; für das 19. Jahrhundert wurde bestimmend die rationale.

Der eigentliche Ausgangspunkt des Vorganges wurde nur zu bald vergessen; es ging, nachdem die Frauen sich die zuerst von Männern aufgestellten Forderungen zu eigen gemacht hatten, nicht mehr um die Anerkennung der naturhaften Wesensüberlegenheit der Frau und um die Anerkennung ihres Rechts, diese Wesenskräfte frei zu entfalten: es ging um die Eroberung von Rechten überhaupt, um eine Gleichstellung mit der männlichen Welt, die vom Rationalen her erheblich mehr bedeutete, als die Romantik je proklamiert hatte, vom Irrationalen aus betrachtet aber ein ganz erhebliches Zurückstecken darstellte. Die Frauenbewegung verzichtete, sobald sie Bewegung geworden war, auf die im irrationalen Uebergewicht begründete Vorrechtsstellung der Frau, welche die Romantik als selbstverständlich anerkannt hatte, und zog sich auf eine Rechtsstellung, auf Angleichung, aufs Rationale, empirisch Wirtschaftliche zurück.

Zum Teil lag das begründet im allgemeinen geistigen Niedergang des Jahrhunderts. Schon als August Wilhelm Schlegel starb, gab es neben Bachofen kaum noch einen, der den Instinkt für die ursprüngliche Betrachtungsweise der Romantik besessen hätte. Die Zeit hatte verlernt zu denken; weder der Geist noch die Seele vermochten das mehr. Das Wirkliche hatte sich vor das Wesentliche geschoben; der große Verfinsterungsprozeß des deutschen Geistes, der das unheimliche Thema vom zweiten Teil des „Faust" ist, hatte begonnen. Selbst wenn die Menschen dieser Zeit versucht hätten, die praktischen Folgerungen, die das Leben ihnen auferlegte, im Sinn der romantischen Betrachtung vom Wesensmäßigen her zu ziehen: sie hätten es gar nicht mehr vermocht. Die Zeit des jungen Deutschland und der theoretischen Emanzipation des Fleisches konnte nur noch rational und vom Realen her vorgehen — und vom Wirtschaftlichen. Dessen Veränderungen wurden der zweite bestimmende Faktor für den ersten Abschnitt der Frauenbewegung und der entscheidende insofern, als er Mächte des äußeren Lebens in die Entwicklung hineinzog, deren Berücksichtigung sich zunächst niemand entziehen konnte, selbst wenn er tiefer sah und die Verfälschung, die der ganze Prozeß damit erlebte, erkannte. Das irrational Seelische, das der Frauenbewegung ein metaphysisches Recht in Ausmaßen gab, welche die höchsten Forderungen der Frauen noch weit hinter sich ließen, wurde vergessen; das Rationale kam dafür mit Forderungen, die weit über das innere Recht der Bewegung hinausgingen und den Grund für die schweren Rückschläge legten, die sie erst jetzt erleiden mußte.

Die Frauenbewegung ging mit ihren geistigen Forderungen von Schleiermacher aus. Sie verlangte für die Frauen gleiches geistiges Recht wie für den Mann, forderte gleiche Ausbildung ihrer Fähigkeiten, gleiche Erziehung, gleiche Schule, dasselbe Recht auf freie Individualität, ihr Ausleben und ihre Entfaltung, wie es die Männer immer gehabt hatten. Die Frau sollte wie der Mann Zugang zu allen Künsten und Wissenschaften haben; sie sollte lernen und studieren dürfen, sollte überhaupt im Leben denselben Platz und ebensoviel Platz einnehmen dürfen wie der Mann. Den Unterschied in den geistigen Möglichkeiten, sofern man einen solchen überhaupt zugestand, leitete man von der jahrhundertelangen Sklaverei ab, in welcher der Mann die Frau im Hause und in der Familie angeblich gehalten hatte. An diesem Punkt setzen bereits die Mächte des Aeußeren ein, die dann in der weiteren Entwicklung die entscheidenden werden, nämlich die wirtschaftlichen. Die Forderung nach gleichen Entwicklungsmöglichkeiten im Geistigen drängt die Frauen, zunächst die begabten, zuerst aus der Familie: deren entscheidende Lockerung aber bringen wirtschaftliche Momente. Auf der einen Seite wächst vom Anfang des Jahrhunderts an von Jahr zu Jahr mehr die Industrie; auf der anderen nimmt mit ihr die Bevölkerung in einem Tempo zu, das frühere Zeiten nie gekannt hatten. Die früheren einfachen, natürlichen Lebensverhältnisse beginnen sich mehr und mehr zu komplizieren: auf der einen Seite werden ständig mehr Menschen gebraucht als Arbeitskräfte für die Fabriken; auf der andern verringern sich in den wachsenden Städten die Möglichkeiten, wie früher berufslose Frauen und Mädchen in der Familie zu erhalten und als reine

Lebens-, nicht Berufsfaktoren durch das Dasein zu tragen. Zu dem vom Nationalen her aufgestachelten Ehrgeiz, es den Männern gleich zu tun (was im Durchschnitt wirklich nicht schwer ist), kommt ein mehr und mehr steigender Zwang vom Wirtschaftlichen her. Fabriken, Büros, wachsende Geschäftshäuser brauchen Kräfte; große Familien des kleinen Bürgertums, Arbeiterfamilien mit dem Willen zum Aufstieg ergreifen gern die Gelegenheit, Frauen und Töchter zur Arbeit gehen zu lassen. Die unteren Schichten stellen der Frauenbewegung die eigentlichen Triebkräfte, nicht vom Geistigen, sondern rein vom Quantitativen her; die oberen wehren sich am längsten. Bis zum Krieg von 1870, ja bis in die neunziger Jahre hinein ist der einzige von einem gesund gebliebenen Instinkt als möglich angesehene Frauenberuf für die Mädchen aus guter Familie die Lehrerin, allenfalls noch die Krankenschwester — zu einer Zeit, als die Arbeiterschaft und das Kleinbürgertum schon ganze Heere von Arbeiterinnen, Lehrmädchen, Verkäuferinnen in Fabriken, Büros und Läden entsandten.

Die Mächte des Wirtschaftlichen waren es, die den Forderungen der Bewegung vom Nationalen her soviel Stoßkraft gaben, daß in den letzten beiden Jahrzehnten, die dem Krieg voraufgingen, im Kriege selbst und mehr noch nachher alle Schranken fielen. Es gab schlechthin keine Tätigkeit mehr — es sei denn die des Soldaten und des Offiziers, obwohl in Rußland auch dafür die Frauen sich meldeten — auf welche die Frauen nicht Anspruch erhoben. Jedes Studium, von der Medizin bis zur Theologie, von der Germanistik bis zur Jurisprudenz wurde ihnen freigegeben, jede Betätigung in Dichtung und Literatur, Musik und Architektur, im Bankwesen und in der Volkswirtschaft — von minderen nicht zu reden. Der Krieg mit seiner Menschennot im Inland, der die Schaffnerin und den weiblichen Briefträger schuf, riß den größten Teil der noch übriggebliebenen Schranken ein, so daß die Nachkriegszeit eigentlich nur noch Restfolgerungen zog, wenn sie für die Frau im allgemeinen nun zur theoretischen von einst die praktische Emanzipation des Fleisches heraufzubeschwören versuchte, die ein Jahrhundert früher das junge Deutschland in der Blütezeit seiner Torheit, aber wenigstens nur in der Literatur proklamiert hatte. Es war, als ob die Frauen jetzt selber mit einer Art von zorniger Lust dem verpflichtenden Glauben der Männer, den die Romantik einst zuerst bekannt hatte, bewußt den Boden entziehen, als ob sie ebenso banal und ebenso gewöhnlich werden wollten, wie es die männliche Welt zu einem großen Prozentsatz bereits geworden war. Das Hinübergreifen der Forderung gleichen Rechts auch auf das erotische Gebiet, das die Nachkriegszeit brachte, war ein böses Warnungssignal für das Maß von Instinktzerstörung, das der Aufkläricht des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts über die weibliche Welt gebracht hatte. Es gibt kein besseres Mittel zum Seelenselbstmord für die Frau als solche wahllose Erotik mit dem rationalen Selbstentschuldigungszettel vom gleichen Recht. Dies hält nicht einmal die robustere und primitivere männliche Seele auf die Dauer ohne die schlimmsten Verluste aus.

## III.

In diese Situation brach die nationale Revolution des Jahres 1933. Sie vernichtete mit einem Schlag die Literatur, die ahnungslos mit Büchern und Zeitschriften diese Zerstörungsarbeit am besten weiblichen Besitz besorgt oder wenigstens unterstützt hatte; sie verneinte ohne Scheu das bisher selbstverständliche Recht der Frau auf absolute Gleichheit mit dem Mann, machte zugleich mit dem Parlamentarismus dem weiblichen Wahlrecht den Garaus, erklärte das Dasein als Frau und Mutter für das einzig natürliche Frauenleben und setzte, wo es ging, dem beruflichen Uebergewicht der Frau als der billigeren Arbeitskraft einen Damm entgegen zugunsten der männlichen Arbeit — nicht allein aus Vorliebe für den Mann, sondern damit wieder mehr Frauen die Möglichkeit des Heiratens gegeben werden sollte. Sie warf die Frauenbewegung über ihre gefährliche bisherige Endepoche zurück bis fast an ihre Anfänge, stellte sie vor die Aufgabe, beinahe

noch einmal zu beginnen, und gab ihr damit die glückvolle Möglichkeit, jetzt von sinnvollen Voraussetzungen, nämlich von den wirklichen Gegebenheiten des Lebens aus eine wirkliche Frauenbewegung statt einer weiblich verkleideten Männerbewegung zu schaffen.

Diese sinnvollen Voraussetzungen sind so einfach und naturgegeben, daß nur eine so primitive Zeit wie das 19. Jahrhundert so lange an ihnen vorübergehen konnte, ohne sie zu sehen. Die nationale Revolution hat sich zu dem Bestreben bekannt und bereits damit begonnen, die Frau wieder in die ihrer Natur entsprechenden Berufe und Tätigkeiten sowie in die ihr natürliche Welt der Familie zurückzuführen. Das bezieht sich im wesentlichen auf die äußere Welt und ihre Neuordnung: das eigentlich Entscheidende für die Zukunft aber ist die innere Umordnung auf ein innerlich Sinnvolles. Das Fernhalten der Frauen von spezifisch männlichen Berufen und Arbeitsplätzen ist zuletzt eine prohibitive, negative Maßregel; die Begründung des weiblichen Reiches auf seinen eigentlichen Voraussetzungen ist abgesehen von der Negation und Beseitigung des bisher Falschen, die in dieser Maßregel ebenfalls enthalten ist, der positivste Schritt, den die Frauenbewegung seit mehr als einem Jahrhundert tun konnte. Er führt zu den besten Erkenntnissen und Einsichten, zu dem irrationalen Gehalt der romantischen Frauenwertung zurück und damit zu dem Wesenskern des ganzen Vorgangs, der der Bewegung, sobald seine Kräfte richtig genutzt werden, eine Daseinsberechtigung zu geben vermag, die sie bisher überhaupt noch nicht gehabt hat.

Daß die Frauen genau wie die Männer ein Recht auf Arbeit haben, von der sie leben können, wenn niemand anders für sie sorgt, ist selbstverständlich und bedarf keiner Erörterung. Daß es besser ist, wenn mehr Männer als Frauen arbeiten, damit dann mehr Mädchen heiraten können, versteht sich ebenfalls von selbst — obwohl hier bereits die Qualitätsfrage einsetzt. Viele Frauen arbeiten nämlich qualitativ entschieden besser als Männer an der gleichen Stelle, und das Niveau der Arbeit würde durch eine mechanische Ausschaltung des weiblichen Anteils zugunsten des männlichen erheblichen Schaden leiden. Das wesentlichste Problemgebiet aber eröffnet sich erst da, wo die eigentliche geistige Arbeit beginnt, wo die Frauen für ihr Teil mitwirken wollen an der Gottheit lebendigem Kleid. Daß ihnen niemand den Anspruch auf ein Arbeiten auf allen Gebieten von Künsten und Wissenschaften streitig machen wird, braucht nicht besonders betont zu werden. Auf der anderen Seite wird gerade hier die neue Frauenbewegung auf ihre wichtigste Aufgabe stoßen — nämlich auf die, nach Möglichkeit dahin zu streben und zu wirken, daß gerade auf diesen Gebieten das Gleichheitsstreben endlich dem Ungleichheitswillen weicht, daß die Frauen endlich einmal beginnen, sich auf ihre eigentliche Welt zu besinnen, auf das, was die klugen Männer der Romantik bewog, freiwillig eine Stufe herabzutreten vom Postament der Männlichkeit und die oberste den Frauen einzuräumen. Von hier aus kann die Frauenbewegung einen Richtungsfaktor bekommen, der alle Abirrungen verhindert und ihr immer von neuem zeigt, in welcher Richtung das eigentlich sinnvolle Ziel und die sinnvolle Aufgabe wirklicher Frauentätigkeit auf allen, nicht nur auf diesen Gebieten liegt.

## IV.

Wir haben in den letzten fünfzig Jahren eine ungeheure Summe von weiblicher geistiger Arbeit an uns vorüberziehen lassen. Soweit sie auf wissenschaftlichem Gebiet sich auswirkte, mußten die Ergebnisse sich den gleichen Gesetzen beugen wie die der männlichen Tätigkeit. Mathematik und Naturwissenschaften scheiden von vorneherein alles Persönliche und somit auch alle Unterschiede des Geschlechts aus: zwischen Herrn und Frau Curies chemischer Arbeit gibt es keine Wesensverschiedenheiten. Aber schon in den Bezirken der Geisteswissenschaften wandelt sich das merklich: Geschichts- oder Literaturbetrachtungen von weiblicher Seite müssen eigentlich schon ganz anders ausfallen als die von männlicher — und in dem Augenblick, in dem man die Bereiche der

vom Stoff gebundenen Arbeit verläßt und in die des freien Schaffens hinübertritt, wird die Verschiedenheit geradezu Pflicht, erhebt sich die Aufgabe, die ganze weibliche Betätigung nicht nur durch Talent und Begabung, sondern überhaupt erst einmal durch das spezifisch weibliche Weltgefühl und seine Auswirkung und Sichtbarmachung im Werk zu legitimieren und damit zu rechtfertigen.

Die neue Phase der Frauenbewegung steht vor der Verpflichtung, sich selber als sinnvoll zu erweisen, indem sie endlich beginnt, aus der besonderen weiblichen Welt Leistungen herauszustellen, die eben diese Welt den vielen Blinden unter uns überhaupt erst einmal sichtbar machen. Die Möglichkeit dazu ist ihr am reinsten auf allen Gebieten der weiblichen künstlerischen Arbeit gegeben.

Man wende nicht ein, diese weibliche Welt dokumentiere sich ganz von selbst, sobald eine Frau zu schreiben, zu malen, zu musizieren beginnt. Eine Frau könne eben nur weiblich schreiben, malen, musizieren, auch wenn sie sich an noch so männliche Vorbilder hält. Das ist an sich durchaus richtig, führt aber in seinen Konsequenzen dazu, daß lediglich die unbesondere, die hingebende Seite der weiblichen Art im Werk zur Auswirkung kommt. Wenn Judith Leyster ihre sehr begabten Bilder so völlig unter dem Banne von Frans Hals malt, daß man sie auf den ersten Blick für Arbeiten von seiner Hand halten könnte: wenn Berthe Morisot in gleicher Weise auf Manets Bahnen wandelt, so zeigt das gewiß einen sehr weiblichen Zug, aber einen, der gerade dahin wirkt, daß das weiblich Besondere, das einmalige Medium der Gestaltung, das ein Werk überhaupt erst zu einem Stück Kunst macht, hier ausfällt, im Hintergrund entschwebt, und daß das Männliche an seine Stelle tritt, zugleich aber vom Weiblichen doch des spezifisch Männlichen entkleidet und damit uninteressant gemacht wird.

Immerhin: dies ist ein sozusagen natürlicher Vorgang, eine Anlehnung ohne Vergewaltigung der besonderen Elemente der weiblichen Seele. Viel schlimmer wird die Sache, wenn nicht ein Mann, sondern viele Männer, die männliche Welt, die männliche Atmosphäre Ziel der weiblichen Arbeit wird, wenn die Hingabe nicht an einen, sondern gewissermaßen an Viele erfolgt. Ein sehr großer Teil der weiblichen Literatur von heute ist von dieser Art und hat damit auf das spezifisch Weibliche und seine Auswirkung von vorneherein nicht nur Verzicht geleistet, sondern darüber hinaus zerstörend und verfälschend gewirkt. Von Anna Seghers bis zu Marie Luise Fleißer geht der Reigen der unglücklichen Mädchen, die auf diese Weise fast sexless geworden sind, zum wenigsten in ihren Erzeugnissen. Sie haben Stoffe und Methoden der Gestaltung von männlichen Zeitvorbildern übernommen, statt vorbildlos ihre weibliche Seelenkraft sich auswirken zu lassen, die ja, wofern sie überhaupt vorhanden ist, viel stärker ist als die der Männer. Sie haben sich freiwillig selbst vergewaltigt, nicht einmal zugunsten eines Einzelnen, sonder zugunsten einer unpersönlichen Vielheit, die ihnen das Persönliche nimmt und nur einen schalen Rest von allgemeinem Männlichkeitsideal läßt.

## V.

Man könnte nach Gegenbeispielen fragen, nach Fällen, in denen eine Frau nun aus spezifisch weiblichem Besitz heraus gewirkt, uns männlichen Wesen einen Einblick in das wirkliche Leben und Lebensbild der weiblichen Seele gegeben hat, wie ihn sonst nur seltene Augenblicke des persönlichsten gelebten Lebens vermitteln. Es gibt sehr wohl solche Dokumente der besonderen weiblichen Sphäre — wenn auch nicht allzu viele. Die fälschende Unterordnung unter die männlichen Vorbilder und der vergebliche Wetteifer mit ihnen setzte zu früh ein, um schon viel wirklich Wesentliches und Besonderes wachsen zu lassen. Das stärkste dichterische Dokument einer Gestaltung rein aus einer weiblichen Welt ohne ein besonders weibliches Thema ist die „Judenbuche" der Annette von Droste; der spezifisch weibliche koordinierende Wirklichkeitssinn für das Einzelne, seine seltsam unabgrenzende Einordnung der Dinge in ein Ganzes, das Erleben von Menschen wie von

Erscheinungen vor dieser geschlossenen, in aller Wirklichkeit doch unsachlichen Umwelt ist das größte Beispiel einer Verwirklichung des besonderen weiblichen Weltgefühls in einem besonderen weiblichen Weltbild, das wir besitzen. Daneben stehen als Gegenstücke einzelne Momente in den Versen der Ostpreußin Agnes Miegel, die sich allerdings schon mehr an weibliche Themen hält; auch das merkwürdige, raumlose Aufeinander der Gestalten ihrer Novellen, etwa des „Geburtstags" wächst unmittelbar aus der weiblichen Besonderheit ihres räumlichen Weltsehens und Weltgestaltens. Im „Grimmingtor" von Paula Grogger finden sich ähnliche Ansätze, ebenso bei Agnes Günther, sehr eigen und mit merkwürdiger Instinktsicherheit an den Klippen männlicher Verformung vorübergetragen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: es handelt sich hier um Formgebung, Abbildung eines weiblichen Weltbildes, nicht um Erörterung besonderer weiblicher Erlebniswelten. Aus denen kann unter Umständen auch sehr Besonderes, sehr Feminines sprechen; das Entscheidende aber ist die Frage, ob über diesen Erlebnisberichten ein Wortgebilde wächst, das im Leser oder Hörer den besonderen Eindruck der besonderen weiblichen, nicht einer abgeblaßten männlichen Welt hervorruft. Um diese spezifisch weibliche Kunst, die sehr schwer für ein männliches Wesen zu umschreiben ist, handelt es sich, um das merkwürdig Sphärische, Geschlossene der weiblichen Welt, das die Romantik ahnte, das einzelne große Frauen anrührten, und an dem die meisten, verführt vom Willen zum Gleichtun, achtlos vorüberliefen. Von der Malerei gilt ganz Aehnliches; auch hier sind da und dort leichte Ansätze vorhanden, die eigentliche Aufgabe ist noch ebenso ungelöst wie auf dem Gebiet der Literatur.

Hier aber geht der Weg für den neuen Abschnitt der Frauenbewegung, der jetzt begonnen hat; hier liegt ihre eigentlich sinnvolle Aufgabe. Die alte Frauenbewegung wollte die Eroberung der männlichen Welt und erlebte damit trotz aller Erfolge zuletzt eine schwere Niederlage. Die neue hat die viel schwerere aber auch viel wichtigere Eroberung der unbekannten weiblichen Welt vor sich, jener Welt, die von der männlichen durch eine weite Kluft geschieden ist, und aus der uns doch ständig von den Frauen, die wirklich dort zu Hause sind und wirklich in dieser geheimnisvollen Welt ihr Leben führen, die stärksten Einwirkungen und Bereicherungen herüberkommen. Es gilt ihre Eroberung nicht nur für die abgelegenen Gebiete der Kunst, der Dichtung; es gilt sie allgemein und für alle. Vor den dort wirklich beheimateten Frauen traten die Romantiker mit Recht bescheiden von den stolzen Stufen ihrer Männlichkeit herab; sie sind es, von denen Tacitus sprach, deren beide äußerste Pole Heinrich von Kleist in reiner Inkarnation hinstellte im Käthchen und in der Penthesilea — und die eigentlich von jeher die stärksten Mächte unter den Menschen waren.

Peter Weber

# Die beiden Separatistenbewegungen im Rheinland

Im Rheinland wird in diesen Wochen des Sieges über die Separatisten in Erinnerungsfeiern gedacht. An einigen Plätzen sind Gedenksteine gesetzt worden, die den späteren Geschlechtern das Gedächtnis wachhalten sollen an die erste nationale Erhebung nach dem großen Krieg und dem inneren Zusammenbruch. Sie sollten auch, so hoffen wir, den Franzosen als Grabstein gelten für das „Testament Richelieus", für die fixe Idee, Frankreich müsse das ganze linke Rheinufer in die Hand bekommen, um der „Sicherheit" willen und um den Zusammenschluß aller Deutschen zu verhindern.

Wenn man in Paris und auch sonstwo diese Erinnerungsfeiern an die Abwehrkämpfe am Rhein als „unangebracht" ansieht, so scheint uns das Gegenteil richtig. Denn immer noch spukt in den Köpfen französischer Nationalisten und Militärs der Gedanke an Sanktionen als „Präventiv"-Maßnahmen oder für irgendeine konstruierte Verletzung der Verträge. Ja, diese skrupellosen Nationalisten scheinen einer neuen fixen Idee zu unterliegen, der grotesken Spekulation, die rheinische Bevölkerung würde bei einer neuen Besetzung die Kraft zum Widerstand wie vor 10 Jahren nicht mehr aufbringen. Es kann nicht scharf genug vor diesem Irrtum und seinen verhängnisvollen Folgen gewarnt werden. Der Geist der Hunderttausende, die vor 10 Jahren Leben, Freiheit, Heimat, Haus und Arbeit in die Schanze schlugen, ist so lebendig, hart und entschlossen wie damals, heute bewußter, geeinter noch. Und wir halten es für nützlich, wenn bei den Erinnerungsfeiern dieser Geist des unerschütterlichen deutschen Willens zur Selbstbehauptung am Rhein klar und stark zum Ausdruck kommt.

Zweimal hat das rheinische Volk, allem Druck, allen Drohungen und Bedrückungen und allen Lockungen zum Trotz, die sogenannte Rheinische Republik abgelehnt. Ein drittes Mal das rheinische Volk „versuchen" und der Tortur einer Invasion unterwerfen zu wollen, das wäre Wahnsinn. In jeder Form und in jeder Gestalt hat das Volk die „Rheinische Republik" abgelehnt. Das Volk hat Gericht gehalten, und das Urteil läßt keinerlei Revision zu. Weder jetzt noch irgendwann in der Zukunft. Die politische Entwicklung mag gehen, wie sie will. Was in der Zeit der tiefsten Erschöpfung, der politischen Ohnmacht des Reiches, der inneren Zersetzung und Haltlosigkeit nicht möglich war, das wird niemals möglich sein. Denn die Gefahren, die von innen, vom Rheinland selbst her drohten, sind überwunden.

## I.

Wir haben heute genügend zeitlichen und inneren Abstand, um diese Zeit richtig und gerecht beurteilen zu können. Wenn man aber die Kämpfe 1923 richtig bewerten will, so muß man den ersten Kampf für und gegen die „Rheinische Republik" — Ende 1918, Anfang 1919 — kennen. Ueberprüft man die beiden Kämpfe, dann übersieht man erst die ganze Tragweite des Verdammungsurteils, welches das rheinische Volk über die „Rheinische Republik" gefällt hat.

Voransetzen muß man, daß tatsächlich 1918/19 und 1923 eine ernste Gefahr für die Einheit des Reiches bestand. Daran war nicht nur die Annexionspolitik der Franzosen schuld. Das deutsche Volk trägt an dieser Schuld mit. Wir wußten, daß die Franzosen den Rhein als Grenze wollten. Trotzdem nahm die Nationalversammlung einen Vertrag an, der die französische Armee 15 Jahre lang das Rheinland besetzen ließ. Die Politiker sahen es als eine selbstverständliche Pflicht des Rheinlandes an, diese Folter und Gefahr auf sich zu nehmen. „Wir waren gezwungen, um Schlimmeres zu verhüten", so lautete das Argument damals. Man übersah, daß dieser Vertrag das rheinische Volk nahezu wehrlos machte; denn man zwang es, eine Gewalt- und Bedrückungspolitik als Rechtszustand anzuerkennen. Man verurteilte es, sich zu bücken und zu kuschen. Und statt alle Mittel und Kräfte an die Erlösung der Geknebelten zu setzen, stimmte man einer immer schärferen Fesselung durch die berüchtigten „Ordonnanzen" zu. Man betrachtete das Versailler Diktat als Reparationsfrage, als ein Rechenexempel und wartete auf die „Einsicht der anderen".

Die größte Gefahr aber kam aus dem Rheinland selbst. Die Forderung der Zentrumsführer und eines Teiles der katholischen Geistlichkeit, eine „Rheinische Republik" zu schaffen, muß uns heute völlig unbegreiflich erscheinen. Mit dieser Forderung wurde der französischen Annexionspolitik unmittelbar in die Hände gearbeitet! Die blinden „Republikaner" mögen Argumente über Argumente zu ihrer Rechtfertigung anführen, keines kann als stichhaltig gelten. Es war Wahnsinn damals, auch nur in einem Punkt das Gefüge des Reiches lockern zu wollen. Nicht die Revolution, nicht die Arbeiter- und

Soldatenräte in Berlin, nicht ein Hoffmann auf dem Sessel des preußischen Kultusministeriums können diese „Los-von-Berlin"-Bewegung rechtfertigen. Auch nicht die Spekulation, durch Loslösung von Preußen den Franzosen ihr stärkstes Argument für ihre Annexionsforderung aus der Hand zu schlagen. Das Argument, eine „Rheinische Republik" rette die Rheinlande vor der Annexion, war in sich unwahr.

Es ist im übrigen noch völlig ungeklärt, ob die Väter der Forderung nach einer „Rheinischen Republik", wie Dr. Froberger, nicht an eine völlige Loslösung des Rheinlandes vom Reich, d. h. an einen völlig selbständigen Pufferstaat, dachten. Wenigstens war das, was ihnen ihre französischen und englischen „Gewährsmänner" als Rezept gegen die Annexion durch Frankreich empfahlen, nichts anderes als ein selbständiger rheinischer Staat. Und mehr wollten die Franzosen im Grunde auch nicht! Es läßt sich dabei nicht der Verdacht von der Hand weisen, daß der eine und andere der Zentrumsmänner schon vor Zusammenbruch und Umsturz mit dem Gedanken einer „Rheinischen Republik" spielte. Man braucht nur das Telegramm nachzulesen, das die Führer der Bewegung in Trier am 6. Dezember 1918 — nach der Proklamation der Rheinischen Republik in Köln am 4. Dezember — an den Zentrumsabgeordneten Trimborn in Köln schickten. Es heißt darin: „Die Führer der Bewegung für den freien Rheinstaat in trierischen Landen begrüßen begeistert die Kölner Kundgebung. Sie werden, wie seit Monaten, an dem erstrebten Ziel weiter arbeiten, Hand in Hand mit Köln." Man beachte: wie seit Monaten! — und: für den freien Rheinstaat!

Gegen die Verfechter dieses freien Rheinstaates erhob sich das rheinische Volk, Jungen und Männer, die eben von der Front nach Hause gekommen waren; vor allem die Arbeiterschaft. Es war ein Glück, daß die beiden Zentren der Bewegung, Köln und Trier, von Engländern und Amerikanern besetzt waren, die dem Volk die Freiheit ließen, sein Urteil zu sprechen. Und da zeigte es sich, daß hinter dem Treiben nur eine sehr, sehr schmale Schicht älterer Zentrumspolitiker, Geistlicher und Bauernführer standen, dazu Bankinteressenten. Aber noch bis in den Juni 1919 hinein wühlten diese Kreise weiter. Bezeichnend für die treibenden Kräfte ist, daß Ende März in der preußischen Landesversammlung bei der Abstimmung über einen Antrag, der sich gegen Errichtung einer westdeutschen Republik richtete, die gesamte Zentrumsfraktion bei der Abstimmung sich der Stimme enthielt. Und am 17. Mai war Dr. Froberger mit einer Delegation bei General Mangin mit dem Vorschlag, die in Paris geplante neutrale Zone am Rhein möge von einem „Rheinischen Freistaat im Verbande des Reiches" übernommen werden. Praktisch wäre das Gebilde unter dem Protektorat des Völkerbundes nichts anderes als ein Pufferstaat gewesen. Mangin stimmte denn auch sofort dem Plane zu.

Da machte die Arbeiterschaft dem Spuk ein Ende. In Köln brach ein Generalstreik aus, in gewaltigen Massenversammlungen und Umzügen protestierte das Volk. Am 28. Mai raffte sich dann endlich die Reichsregierung auf und erklärte jegliche Bestrebungen zur Loslösung des Rheinlandes als Hochverrat; und am 30. Mai erzwangen die christlichen Arbeiter die Mandatsniederlegung der Zentrumsabgeordneten Kastert und Kuckhoff. Als Herr Dr. Dorten am 1. Juni von Wiesbaden aus, unter dem Schutz französischer Bajonette die „Rheinische Republik" proklamierte, da war die Gefahr bereits vorüber. Herr Dorten machte sich nur noch lächerlich.

## II.

Diese etwas ausführliche Darstellung der ersten separatistischen Bewegung war notwendig, um die zweite, 1923 richtig beurteilen zu können. Der ganze Separatismus wäre uns erspart geblieben, wenn nicht 1918/19 die wahnsinnige Idee der Rheinischen Republik aufgetaucht wäre. So konnten die Franzosen auch nach dem Scheitern der Zentrums-Republik die Fiktion aufrechterhalten, als ob diese Idee immer noch im Rheinland lebendig wäre.

Nach dem Ruhreinbruch versuchten sie dann, zu erzwingen, was 1919 gescheitert war. Das war auch wohl das eigentliche Ziel der Ruhraktion Poincarés (seltsamerweise ist in den Berichten von damals immer nur die Rede von den vorgeschobenen Gründen, den nicht gelieferten Telegraphenstangen usw.). Die Franzosen waren diesmal entschlossen, vor keinem Gewaltakt zurückzuschrecken. Sie nahmen sich die Zeit, die Bevölkerung durch Arbeitslosigkeit, Not und Hunger mürbe zu machen. Das ganze Gebiet wurde allmählich hermetisch abgeschlossen. Die Inflationskatastrophe kam dieser Folterpolitik zu Hilfe. Die Mark stürzte ins Bodenlose, zudem wurden die Reichsbankstellen gesperrt. Das völlig entwertete Geld kam nur auf Schleichwegen ins besetzte Gebiet. Die Lebensmittel wurden knapp, Kohlen waren nicht zu haben, der Verkehr war unterbunden, da die Bevölkerung die „Regie"-Bahn sabotierte. Dazu kamen die täglichen Verhaftungen und Ausweisungen und das Bewußtsein, jeder Willkür ausgeliefert zu sein.

Trotzdem wurde der passive Widerstand, im Ruhrgebiet wie im altbesetzten Gebiet, hart und entschlossen durchgehalten. Die Werbeaktion der Franzosen und der von ihrem Gelde bezahlten und geschützten Separatisten blieb ohne Erfolg. Das rheinische Volk wollte keine „Rheinische Republik", in keinerlei Gestalt. Da entschlossen sich die Franzosen und Belgier, das Separatistengesindel zum bewaffneten Aufstand anzusetzen. Die schwer bewaffneten Separatisten besetzten die Rathäuser und Regierungsgebäude, ihre „Rhein-Wehr" bildete den Schutz der neuen „Regierungen". Aber da raffte sich die Bevölkerung auf zu einem höchst aktiven Widerstand. Am 21. Oktober stand ganz Aachen auf, belagerte die Separatisten, eroberte die Gebäude, verjagte das Gesindel, und das Volk vollzog das Gericht an allen, die es fassen konnte. Und so kämpften Selbstschutz — Bauern, Arbeiter und Jungen — überall, am Oberrhein, im Siebengebirge, in der Eifel, an der Mosel, im Hunsrück, in der Pfalz. In den kleinen Land- und Kreisstädten wurden die Separatisten verjagt, 4000 Bauern marschierten gegen Wittlich und trieben das Gesindel aus der Stadt. Den Separatisten fuhr der Schreck ins Gebein, und die Franzosen und Belgier mußten einsehen, daß gegen solchen Volksaufstand, wenn er auch nur vereinzelt hier und dort ausbrach, nichts zu machen sei.

So schlugen entschlossene Männer den Separatistenaufstand zusammen. Die Franzosen sahen denn auch Ende November 1923 diesen Versuch, die „Rheinische Republik" zu erzwingen, als gescheitert an. Aber auf einem anderen Wege schienen sie das Ziel erreicht zu haben. Politische Führer, Oberbürgermeister, Führer der Banken und der Wirtschaft und die Führer der Sozialdemokratie waren im Begriff, jeden Widerstand aufzugeben. Es ist zuzugeben, daß der Würgegriff der Franzosen das Rheinland bis an den Rand des völligen Zusammenbruchs gebracht hatte. Es hatte nichts genützt, daß die Reichsregierung am 24. September den passiven Widerstand abgebrochen hatte. Die Franzosen stellten „Friedensbedingungen", die unerfüllbar waren und dem Zweck dienten, Ruhrgebiet und Rheinland in die Knie zu zwingen. Das Volk ging nicht in die Knie, im Gegenteil, es griff zum aktiven Kampf. Aber die führenden Politiker und Wirtschafter versagten. Es ist verständlich, daß sie mit den Franzosen verhandelten und ein vernünftiges Uebereinkommen zu erreichen suchten. Aber Herr Tirard, der Vorsitzende der Rheinlandkommission, wollte nicht Verständigung, sondern Unterwerfung und eine „Rheinische Republik"; er verschärfte die „Friedensbedingungen" von Mal zu Mal. Die Deputationen mußten darüber im klaren sein, was die Franzosen wollten. Und sie waren sich auch klar darüber!

Es ist hier nicht der Raum, auf die einzelnen Phasen dieser für das Rheinland lebensgefährlichen Verhandlungen einzugehen. Tirard erklärte sich bereit, die „Rheinische Republik" des Separatistengesindels abzubauen, forderte aber, an dessen Stelle müsse „etwas anderes" treten. Solange die Rheinlande preußisch seien, von der preußischen Regierung und vom preußischen Militarismus kommandiert würden, seien Frankreichs Ruhe und Sicherheit nicht garantiert. Das war klar und unzweideutig. Trotzdem ver-

handelten Politiker und Wirtschaftsführer weiter. Ueber eine „Republik im Rahmen des Reiches“. Sie sollte, wie Tirard z. B. einer Deputation aus Trier auseinandersetzte, besondere Reservatrechte haben: eigene Währung, eigenes Parlament, eigenes Beamtentum, eigene Bahnen, eigene Finanzverwaltung, eigene Botschafter in Paris, Brüssel und London usw. Und überdies forderten die Franzosen: Hessen und die Pfalz müßten selbständige Staaten außerhalb des Reiches werden.

Die verhandelnden Herren waren bereit, anzunehmen, wenn man auch etwas andere Formulierungen wählte, von einem „rheinisch-westfälischen Selbstverwaltungskörper“ unter einem „Dreimänner-Direktorium“, von einer „rheinischen Geldnotenbank“ usw. sprach. Aber es lief auf dieselbe „Rheinische Republik“ hinaus, wie sie dieselben Zentrumskreise 1918/19 propagiert hatten. Und Berlin? Dort machte man in Regierungskrise. Und am 13. November erklärte man bei Verhandlungen mit Vertretern des besetzten Gebietes, man habe kein Geld mehr für die besetzten Gebiete. Es gebe nur zwei Möglichkeiten: entweder völliger Zusammenbruch des Reiches oder Loslösung des Rhein- und Ruhrgebiets, in der Hoffnung, daß dieser Schritt später einmal wieder rückgängig gemacht werden könnte! Das deutsche Volk wußte nichts von diesen selbstmörderischen Plänen. Da kam am 15. November die Rentenmark, und dem besetzten Gebiet wurde ein letzter Kredit von 100 Millionen Rentenmark bewilligt, um das Land vor der fürchterlichen Alternative zu bewahren: Hungersnot oder Annahme aller französischen Forderungen. Aber brutal verbot die Rheinlandkommission die Einführung der Rentenmark.

Die Franzosen glaubten sich nun am Ziel. Poincaré erklärte am 23. November in der französischen Kammer: „... wir können also erwarten, daß über kurz oder lang in der politischen Verfassung des besetzten Gebietes — oder eines Teiles davon — Aenderungen eintreten werden.“ Aber es kam nicht so weit. Am gleichen Tage beschloß die Rheinlandkommission, die neue deutsche Währung — die Rentenmark — doch zuzulassen. Damit war Zeit gewonnen, und die deutsche Währungseinheit gesichert. Und das war die Wende, zwar noch nicht klar erkennbar damals. Louis Hagen suchte noch Mitte Dezember bei Tirard die rheinische Goldwährung durchzusetzen, und es bedurfte noch wochenlanger Kämpfe, die Separatistenherrschaft völlig zu zerschlagen, besonders in der Pfalz. Aber die Pläne, die mit Tirard verhandelt wurden, waren aus dem Dunkel in das Licht der Oeffentlichkeit gerückt. Und das war entscheidend. Die Männer, die mit Tirard verhandelten, wurden unsicher. Und die rheinische Bevölkerung griff immer mehr zur Selbsthilfe. Am 9. Januar 1924 wurden in Speyer die Führer der dortigen Separatisten niedergeschossen. Das Gesindel begann einzelne Gebiete zu räumen. In der Pfalz konzentrierte es alle Kräfte, um wenigstens die „Pfälzische Republik“ zu halten. Aber am 12. Februar wurde das von den Separatisten besetzte Regierungsgebäude eingeschlossen und in Brand gesteckt. Die Separatisten kamen in den Flammen um. Das war das Ende. Nun machte auch England Front gegen die von Frankreich bezahlten und geschützten Separatistenhorden.

Die nationale Erhebung des rheinischen Volkes hatte die „Rheinische Republik“ zum zweiten Male verhindert. Und sie allein! Die Politiker, Parlamentarier, Wirtschaftsführer und Bankgewaltigen haben nicht nur versagt: sie haben ein gefährliches Spiel gespielt und damit bewiesen, daß sie nicht mehr in dem Boden der gesunden Volkskräfte wurzelten. Sie suchten Kompromisse, wo es keine Kompromisse geben durfte. Und für diese Sünden hat das rheinische Volk bluten müssen. Wie 1923 die erste Phase der nationalen Erhebung war, so war es zugleich der erste Spatenstich für das Grab des Staats- und Wirtschaftssystems dieser führenden Schicht in Deutschland. Volk und Reich aber haben an die Hunderttausende von unbekannten Kämpfern an Rhein und Ruhr eine Dankesschuld abzutragen. Noch steht das „entmilitarisierte“ Rheinland unter Ausnahmegesetzen und Sanktionsdrohung. An der Beseitigung dieses Zustandes zu arbeiten, ist die nächste Aufgabe.

R. P.

# Besseres Gedächtnis!

Das deutsche Gedächtnis, geschwächt durch Krieg und Revolution, ist anscheinend in einen Zustand dauernder Verschlechterung geraten. Das ist um so weniger tragbar, als die neue politische Entwicklung und die heraufziehenden internationalen Verstrickungen es uns zur erhöhten Pflicht machen, über die politische Geschichte, zum mindesten von 1914 an, als über einen stets bereiten Bewußtseinsbestandteil zu verfügen, da man sonst dem kommenden Ansturm seelisch schlecht gerüstet gegenübertreten wird.

Wir haben es erlebt, daß die furchtbaren Kriegserfahrungen durch den Wirbel der politischen Umwälzung nach 1918 im Deutschen Reiche so schnell aus dem Gedächtnis, wenn auch nicht der Frontkämpfer, so doch der nur mittelbar beteiligten Bevölkerung entschwanden, daß man mit innerer Erschütterung feststellen konnte, wie wenig der Einzelne die Lehren der miterlebten Geschichte innerlich sich zu eigen machte. Hierbei spielte allerdings eine Rolle, daß von den neuen Machthabern bewußt alles das in den Hintergrund gedrängt und in falsche und schiefe Beleuchtung gesetzt wurde, was die seelische Grundlage betraf, die das gewaltige deutsche Ringen ermöglichte.

Wir gingen dann durch die grauenvolle Zeitspanne der Inflation, und man muß feststellen, daß nach eingetretener Stabilisierung auch diese Erfahrungen fast vollkommen vergessen wurden und ein Leben sich entfaltete, als ob es nie eine Inflation gegeben hätte. Nur die unmittelbar Leidtragenden der Inflation bewahrten eine Art Gedächtnis in der Form grenzenloser Verbitterung. In der menschlichen Gebrechlichkeit liegt es begründet, daß bei täglichem erbittertem Daseinskampfe alle geistig-seelischen Kräfte so aufgezehrt werden, daß kein Kraftrest zurückbleibt, um große politische Ereignisse unter einheitlichem, klarem Gesichtspunkt in eigne Erfahrung zu verwandeln und sie in der richtigen Schicht des Geistes und der Seele heimisch zu machen. So vergaß man selbst politisches Geschehen, das man vor den Augen gehabt hatte. Ganz zu schweigen davon, daß von den außerhalb der Reichsgrenzen sich abspielenden politischen Ereignissen, Kriegen und Umwälzungen in anderen Ländern dem normalen Bürger kaum ein flacher Abdruck ins Bewußtsein drang.

Wäre das anders gewesen, so würde man die unerbittliche Folgerichtigkeit der politischen Entwicklung der letzten zwei Jahre viel klarer gesehen und, innerlich besser vorbereitet, als schicksalsmäßigen Ablauf anerkannt und bejaht haben.

Sollen diese Fehler sich wiederholen? Wir erleben jetzt, daß die Kritiker der heutigen Zustände schon jetzt nicht mehr wissen oder nicht wissen wollen, wie es vor einem Jahre noch in deutschen Landen aussah. Wer Zeitungen aus den Monaten vor einem Jahr und etwas später durchblättert, findet in jeder Nummer aufreizende Belege dafür, wie nahe wir, Reich und Volk, unmittelbar am Rande des Abgrundes waren. Bürgerkrieg, in Einzelkämpfe aufgelöst, planvolle und systematische Angriffe einer Riesenpartei gegen die gesamte bestehende staatliche Ordnung auf Rußlands Befehl, Verhöhnung alles dessen, was jedem ehr- und vaterlandsliebenden Deutschen heilig war, in kommunistischen Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Bildern eine jeder Scham spottende Gottlosenpropaganda, die systematisch geförderte sexuelle Verrohung der Jugend und Haß aller gegen alle! Wer den damaligen Zustand mit der zum mindesten nach außen festen Ordnung des heutigen Deutschland vergleicht, der kann sich nur wundern, daß die Kritik sich auf einzelne Vorgänge und unvermeidliche Schönheitsfehler richtet und dabei vergißt, daß im wesentlichen die öffentliche Sicherheit gewährleistet ist.

Zu der notwendigen Selbstbesinnung und Gedächtnisstärkung kommt ein Buch just zur rechten Stunde. Es ist herausgegeben vom Gesamtverband deutscher antikommu-

nistischer Vereinigungen und heißt „Bewaffneter Aufstand" (Berlin, Eckart-Verlag). Es bringt Enthüllungen über den kommunistischen Umsturzversuch am Vorabend der nationalen Revolution und seine langjährige planmäßige Vorbereitung, ausschließlich unter Benutzung authentischen Materials, mit einer Fülle eindrucksvoller Bilder. Aus ihm geht mit eindringlicher Deutlichkeit die Richtigkeit der nationalsozialistischen These hervor, daß durch die nationale Umwälzung der unmittelbar bevorstehende und bis ins letzte vorbereitete kommunistische Aufstand überwältigt worden ist. Es darf als geschichtliche Tatsache festgestellt werden, daß hier zwei gewaltige Bewegungen aufeinanderstießen und die kommunistische Revolution von der nationalen Erhebung erstickt wurde. Daß jetzt von den Kommunisten aller Länder und ihren Helfershelfern, die ja, soweit sie Deutsche sind, den Staub des deutschen Bodens von den Füßen geschüttelt haben, die Tatsache abgeleugnet wird, daß der kommunistische Aufruhr unmittelbar bevorstand, liegt in der Linie der Partei. In dem Buche, das Dr. Adolf Ehrt mit vorbildlicher Sorgfalt und einer Zurückhaltung, die aber das innere Feuer des Verfassers nicht verbirgt, zusammengestellt hat, wird auf Grund der Aeußerungen führender Kommunisten nachgewiesen, daß der bewaffnete Aufstand nicht ein Zufallsmittel, sondern das entscheidende und planmäßige Mittel zur Machtergreifung ist.

In fünf großen Abschnitten wird der geschichtliche Ablauf der Vorbereitung des roten Terrors in Deutschland aufgezeigt. Hierbei wird wiederum klar, wie nahe wir schon, auch in früheren Jahren, am Durchbruch der kommunistischen terroristischen Aktion waren. Die oft als Einzelaktionen irgendwelcher Toll- und Wirrköpfe erscheinenden blutigen Zusammenstöße reihen sich jetzt in eine klare Linie, hinter der kalte und unerbittliche Rechner standen, für die das Leben auch ihrer eignen Anhänger keinerlei Rolle spielte, wenn eine solche Aktion aus dem Gesamtplan heraus ihnen notwendig erschien. So rücken die Unruhen in Hamburg und an anderen Orten, auch die Berliner Vorgänge in ein anderes Licht, die sich nicht in der systematischen Plünderung von Lebensmittelgeschäften, angeblich von hungernden Arbeitslosen, in Wahrheit von den Kommunisten veranlaßt, erschöpfen.

Ehrt weist dann auf Grund kommunistischer und polizeilicher Dokumente die sehr kluge und umfassende Taktik bis in die letzten Einzelheiten nach. Im kommunistischen Sinne waren der Organisationsplan und seine Auswirkungen vorbildlich. Hätten nicht die führenden deutschen Kommunisten — immer im Sinne kommunistischer Weltanschauung — kläglich versagt, so wäre das russische Ziel zweifellos in greifbarere Nähe der Erfüllung gerückt worden, als es der Fall gewesen ist. Wir erleben an der Hand der Schriftstücke die Schulung der einzelnen Kommunisten: von ihnen selber bei sich selbst veranstaltete Haussuchungen, vor denen alles belastende Material rechtzeitig in Sicherheit gebracht sein mußte, die berüchtigten Fünfer-Kommissionen, die bis ins letzte durchgeführten Geheimschriften und Geheimziffern, kurz alles, was generalstabsmäßig zur Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes erforderlich ist. Von entscheidender Bedeutung sind die letzten Vorbereitungen in den ersten Monaten dieses Jahres, aus denen einwandfrei der unmittelbar bevorstehende Ausbruch des roten Terrors hervorgeht. Daß sich die Wut und die Spitze aller Vorbereitungen zuletzt fast ausschließlich gegen die nationalsozialistische Bewegung richtete und daher die vielen Blutopfer dieser Bewegung notwendig machte, spricht für die klare Erkenntnis der Moskauer Machthaber, wer ihr wirklicher Gegner sei.

Denn über allem und hinter allem steht Moskau! Diese Zusammenhänge wiederum für jeden faßbar klargemacht zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Arbeit von Adolf Ehrt.

Wir sagten eingangs, daß die kommenden politischen Verstrickungen ein waches Gedächtnis des deutschen Volkes unbedingt erforderten, damit es niemals aus dem deutschen Bewußtsein schwinde, daß wir hier nicht eine innerpolitische Angelegenheit in

Ordnung gebracht haben, sondern eine geschichtliche Mission des gesitteten Abendlandes gegenüber dem roten, terroristischen Osten zu erfüllen hatten. Wenn das im deutschen Volksbewußtsein lebendig ist, sind unsere Waffen für die internationale Debatte schärfer und schneidiger. Daß man eine Bewegung, die nichts anderes erstrebt als den Untergang der gesamten gesitteten Welt auf dem Wege rücksichtslosen Terrors und Mordes, nicht mit Samthandschuhen niederschlagen kann, mögen sich alle die gesagt sein lassen, die in Humanitätsduselei im trauten Verein mit dem Ausland über Vorgänge jammern zu dürfen meinen, die unausweichbare Folgen der Gegenwirkung gegen solche Terrorpläne sind.

Es gilt also, jedes Mittel anzuwenden, um das deutsche Gedächtnis so zu schärfen, daß es als Bewußtseinsbestandteil die geschichtlichen Vorgänge einzuordnen und in Besitz zu nehmen versteht, die eine vollgültige Erklärung alles dessen sind, was im neuen Deutschland zur Unterdrückung des Kommunismus geschehen ist und noch geschehen muß.

Kurt Kluge

# Der Gobelin / Novelle

Dem Maler Niklas war es nie gut gegangen. Seit Jahren hatte er die kostspielige Stadt verlassen und wohnte in dem Dorfe Bechstedt bei einem Bauer, der ihm zwei unbewohnte Stuben des Gutshauses vermietet hatte. Neben seiner engen Schlafstube lag das Atelier, ein ebenfalls niedriger, aber ungewöhnlich großer, fast saalartiger Raum, der die Rollstube genannt wurde, weil seit Menschengedenken eine alte hölzerne Wäscherolle darin gestanden hatte und auch jetzt noch — ungefüge schwer aus Apfelholz gebaut und jeder Versetzung spottend — eine halbe Wand des Ateliers für sich einnahm. Fremde Besucher des Malers standen vor der Rolle still, und ihre erste Frage galt dem Sinn dieses Ungeheuers: war es ein uraltes Bettgestell oder war das ein Sarg auf bäuerlichem Katafalk? Den Rollkasten füllten schwere Bruchsteine, das hölzerne Gebäude war in allen Teilen wohlerhalten, die Rollerei konnte jederzeit vor sich gehen, und wenn Niklas sehr wenig Geld oder eine sehr tiefe Idee hatte, faßte er den schweren Rollkasten an seinem von ungezählten harten Bauernfäusten ausgeschliffenen Handgriff und bewegte ihn in Gedanken hin, zurück und wieder hin. Am Anfang der Rollbahn knurrten die alten Hölzer, als ob das böse Tier in dieser uralten Maschine gestört und bissig würde. Am Ende der Bahn aber zwitscherte das schleifende Holz in seiner Führung wie eine Drossel, und beim Rückzug in seine Anfangslage fiepte der Rollkasten zum Sterben traurig.

„Er rollt wieder", murmelte der Bauer in seiner Stube unten und drückte mit dem Daumen den Tabak im Pfeifenkopfe fester.

Heute rollte Niklas nicht wie gewöhnlich in den bedenklichen Stunden seines Lebens vom Knurren zum Drosselton und endlich zum Sterbelaut. Heute ließ er den Rollkasten am Ende des Auszugs und bewegte ihn nur kunstvoll in kleinen Abständen hin und her, so daß die alte Rolle zwitscherte wie ein Heer von Drosseln.

„No?" sagte der Bauer, der eben einen Sack in die Mehlkammer getragen, ächzend auf den Boden gestellt hatte und nun horchte. Nebenan zwitscherte Niklas, als seien alle Frühlingsdrosseln des Reichs in seiner Malstube beisammen. „No?"

sagte nach einer ganzen Weile der Bauer verblüfft und machte die Tür auf, um nach der Ursache dieses Konzerts zu sehen. Ein paar Bilder standen auf den Staffeleien, wie immer. Haufen von Papier lagen liederlich auf dem Tisch, auch wie immer. Niklas aber, eine schmächtige lange Gestalt, hatte mit seinen zarten Händen verzweifelt den Rollgriff gepackt, lag in der Ausfallstellung eines Fechters vor der Rolle und rang mit ihr. „No?" machte der Bauer zum drittenmal. Niklas schreckte auf, sah den Bauer verlegen an und lachte: „Ja, Sie sagen »no«. Ich freue mich nämlich."

„Mir war's doch auch so", sagte der Bauer mit hochgezogenen Augbrauen.

„Ich habe nämlich Geld!" rief Niklas und sah aus seinen Mondscheinaugen dem Erdumpflüger strahlend ins verwetterte Gesicht.

„Dunderwetter", brummte der Bauer.

„Drei Bilder auf einmal verkauft. Da!" — Niklas klopfte auf seine geschwollene Brusttasche — „Das reicht für Wochen. Ich wandre in den Wald 'nauf. Morgen um vier Uhr trete ich an."

„Ins Grüne. Ist schon recht", nickte der Bauer. „Und um vier in der Früh ist auch recht. Da grunt einen der nasse Klee an — und grunt und ist schon hell, wenn oben noch halb Nacht ist."

*

Am ersten Wandertag tat Niklas nicht einen Strich in sein Buch. Er zog die Straße und sah die Welt als seine an, oder er lag auf dem Bauch und betrachtete das Gras von ganz nahe: „Der Bauer hat Recht. Mehr läßt sich hierzu nicht sagen: es grunt und grunt." Am zweiten Tage gedachte er ebenso zu bummeln, aber es geriet anders. In der Schneise eines fichtenbestandenen Hügels traf er auf ein Zigeunerlager: zwei gelbe Wohnwagen, ein Packwagen — die Pferde grasten auf dem Wege, bunte Wäsche hing an Fäden zwischen den Fichten, braungebranntes Volk trieb sein Wesen, und im Nu war er umringt von Kindern und Mädchen, die seine Zukunft weissagen wollten. „Was ist da viel zu prophezeien? Ich bin ein lebender Maler in Deutschland." Aber ehe er sich's ersah, stand er doch am Packwagen und hielt seine Hand hin.

„Der gnäd'ge Herr steht ganz nahe vor einem großen Glück."

„Meine Güte — Glück?"

„Und das Glück wird größer sein, als es der gnädige Herr ertragen kann."

„Hm", dachte Niklas, „woher soll ich wissen, wieviel Glück ich aushalten kann?"

„Das Glück lebt aber noch nicht."

„Totes Glück, alte Hexe?" rief Niklas.

„Kein Glück hat Leben aus sich, Herr. Du mußt es wecken."

„Guten Morgen, Glück — und dann?"

„Dann, Herr, schläfst du an ihm ein."

„Gute Nacht, alter Niklas — und nun ist's aus?"

„Jetzt fängt's an: wer am Glück einschläft, lebt ununterbrochen. Als wenn immer Nacht wäre."

„Ein schwermütiger Trost, altes Orakel du — zum Teufel, Weib! Was ist das?!" schrie Niklas plötzlich und sah die Wagenplane so genau an, als ob er die Flöhe der Zigeuner darauf zählen wollte.

„Das?" fragte die Alte, „unsre Plane, Herr."

Niklas prüfte die Fäden unter der Dreckkruste. „Freilich", sagte ein Zigeuner, der hinzugetreten war, eine Ecke losknüpfte und die Plane ein Stück aufrollte — „schön? He? Und alt! Wir haben's im Kriege gefunden. Ein alter Teppich." „Aber

mein Gott!" rief Niklas, starrte den Teppich an, der in Wahrheit ein Gobelin war und rollte ihn weiter auf — „wo habt Ihr das her!"

„Weither, Herr. Aus dem Krieg."

„Und das nimmst du als Wagendecke, Rabenvater?" — Das muß man melden, zuckte es durch des Niklas Gehirn, den Gobelin — Herr des Himmels, das ist ein gotischer Gobelin — den muß der Staat zurückkaufen —

„Nicht aus Deutschland", sagte der Zigeuner lächelnd, als ob er diese Gedanken erraten hätte. „Will der Herr ihn kaufen?"

„Lieber Gott, ich?" antwortete Niklas. „Was wollt Ihr dafür haben?"

Der Zigeuner nannte irgendeine Zahl. Niklas lächelte nur traurig. Da knüpfte der Zigeuner auch die drei anderen Ecken auf, wendete den Gobelin ganz um und breitete ihn auf dem Waldweg aus. Dieser Waldweg war dicht mit Erdbeeren bewachsen, Staude neben Staude, und zwischen ihren weißen Blütensternen sproßten Grashalme, Salbei, Löwenzahnblätter, Moos — in diesem Teppich lag der Gobelin, und der Gobelin schien keinen Saum mehr zu haben: wo fing er an, wo hörte er auf? Er war in das Gras der Erde hineingewachsen und blühte nun mit ihm zusammen auf dem Boden. In der heißen Luft lag der Geruch von Tannenharz; hoch oben im Blauen kreiste ein Bussard. — „So hat noch nie ein Teppich ausgebreitet in der Welt gelegen. Wenn ihn sein Meister jetzt in diesem Saal sehen könnte", murmelte Niklas. „Was stellt er denn vor? Eine Taube, Gott der Herr und die Menschheit, Flammen in der Luft: das ist die Ausgießung des heiligen Geistes."

Niklas legte leise seinen Rucksack und den Stock ins Gras und nahm den Hut ab. Die Zigeuner verstanden nicht, was den fremden Mann bewegte, aber sie mußten es wohl in ihrer Zigeunerseele fühlen, denn sie traten ein wenig zurück, zogen auch die Hüte von den Köpfen, und die Kinder wurden still. Es war nichts zu hören als das dumpfe Grasrupfen der weidenden Pferde. Wo war der Teppich zu Ende? Alles war Teppich, und der lebte, brachte Blumen und Gras hervor, Bäume wuchsen aus ihm und Menschen — lauter unbelerntes, gottnahes Volk: „Die Ausgießung des Geistes in die richtige Welt, in die Welt ohne Lärm und Ameisentum", sagte Niklas und lachte vor Glück. Als der Zigeuner ihn lachen sah, kam er vertraulich näher: „Was will der Herr also geben für das Tuch?" Wie im Traum antwortete Niklas: „Alles, was ich habe", griff in seine Brusttasche und zog die Scheine hervor, die ihm eben noch für Wochen, vielleicht für Monate Freiheit, Leben und Schaffen bedeutet hatten. Der Maler sah dem Geldbündel mit keinem Blick nach, aber der Zigeuner blätterte es aufmerksam durch und tuschelte mit den anderen. Niklas sah nichts als Gott und die unzählbaren Feuerzungen im Gras: „Was sind vierhundert kurze Jahre — heute regnen die Feuerflocken so dicht und goldgelb wie seinerzeit zu Pfingsten in Brabant." Dann rollte er unbekümmert den Teppich zusammen, lud ihn auf die Schulter und nickte der Zigeunerbande zu: „Ja, Kinder, das alte Tuch gehört nun mir. Mehr als ich habe, konnte ich euch nicht geben. Ihr habt den heiligen Geist finden und auf weiten Wegen zu mir bringen müssen. Wenn es euch aber einmal not tut und ihr ihn brauchen solltet, klopft nur bei mir an. Ich wohne in Bechstedt."

Der Zigeuner hatte wohl im Ernst gar nicht so viel Geld erwartet, war auch froh, das gefundene Gut los zu sein und sagte: „Nicht eben viel Geld. Aber es soll langen."

„Auf Wiedersehen", sagte Niklas.

„Wiedersehen? Warum nicht, Herr. Wir ziehen so, daß wir in zwei Jahren herum sind."

„Also in zwei Jahren, zu Pfingsten, wenn die jungen Blätter und der neue Geist raus ist aus der Borke!" rief Niklas zurück und ging mühselig in der Hitze unter der schweren Last seines Gobelins den Weg zurück, den er eben gekommen war. Am späten Abend des anderen Tages war er wieder in Bechstedt, und am Morgen des dritten Tages hing der Gobelin an der Längswand der Rollstube. Niklas hatte seinen zersessenen Lehnstuhl in die Mitte der Werkstatt geschoben, saß darauf und sah den Teppich an.

*

„So Weiber, Herr Niklas, und ein Liter Wein zuviel — und fünf Wochen Wanderschaft sind herum wie zwei Tage — brrr", schrie der Bauer von seinem polternden Futterwagen und zog die Zügel an, als er unvermutet seinen Mieter Niklas wieder sah. Niklas lachte: „Das war's eben nicht. Ich habe mir nur einen Teppich gekauft für mein Reisegeld."

„Haben Sie's fußkalt?"

„Weiter oben! Hier hat's gesessen" — Niklas zeigte auf seine Brust — „ich habe den Teppich an die Wand gehängt." Der Bauer gab den Pferden einen Peitschenknips: „An die Wand? Einen Teppich? Hü, Liese, komm!" Er sagte nichts weiter und schüttelte nur den Kopf. Auch die alte hölzerne Rolle hatte alle ihre Sprachen verloren, die drohende, die lustige und die traurige, seit der Gobelin eingezogen war. Niklas rollte nicht mehr, sondern verbrachte von jetzt an die nachdenklichen Zwischenzeiten im Anschauen des gewirkten Bildes, und das Bild war auch gar nicht auszuschöpfen. Glaubte Niklas die letzte Tiefe und Grund unter den Füßen zu haben, so quoll irgendwo aus dem Verborgenen neue Form und neuer Sinn.

Schon der Vordergrund war unwirklich und alltäglich zugleich: aus dem braunen Erdboden wuchsen zwischen irdisch bekannten Kräutern, die man heute noch pflücken kann, seltsame Blumen, die nie jemand gesehen hatte. Auf den ersten Blick schien die Landschaft zwischen den Menschen auf der Erde und dem Gott im Himmel erdrecht aufgebaut zu sein, aber wenn man eine Berglinie verfolgen, den Grund eines Felsens, die Umgebung eines Gehöftes suchen wollte, verlor die Welt den Zusammenhang und die Erde ihre Feste, da aller Raum zwischen den Figuren durchwebt war mit Pfingstfeuerflämmchen, die vom Himmel sanken. Am linken Rand des Gobelins sah man eine Burg mit Zugbrücke und Graben, und vor dieser Festung stand ein König in grünem Mantel, umgeben von seinen Rittern und Damen, Knechten, Pferden und Hunden. Diese glänzende, bunte Gesellschaft war zur Jagd ausgezogen und stand nun erschrocken still vor dem Wunder der Ausgießung des Geistes, das sich eben offenbarte. Den rechten Bildrand nahm eine gotische Stadt ein mit ihren Türmen und Dächern, Brücken und Kirchen. Auch die Bürgerschaft war ins Freie gewandert und eben dran, ein Fest zu feiern mit Singen und Saufen: Fahnen, Geigenspieler, Weinkannen. Und auch hier war der Lärm plötzlich verhallt, das vergnügliche Vorhaben vergessen, die Bürgerschaft stand still und starrte in den geöffneten Himmel.

Die Mitte des Gobelins war beschädigt. Niklas hatte aber die aufgedröselten Fäden sorgsam in die alte Lage gebracht und, soweit sie noch vorhanden waren, auf einem untergelegten Leinwandstück angeheftet: ein geübtes Malerauge konnte erkennen, daß dort ein einzelner Mensch eingewebt war, der, tief in seinen Mantel gewickelt, in sich versunken am Boden kniete. Alle Menschen dieses Bildes blickten in den Himmel und seine Flammen des Geistes; nur diesem knienden Menschen schien der heilige Geist vertraut und erwartet zu kommen. Ueber dem unbekannten Einzelnen ballten sich denn auch die Wolken am dichtesten, und in diesem Gewölk

erschien Gott der Herr mit der Taube und dem Sohn. Der Himmel war offen. Man sah ins Unergründliche, in dem Engel schwebten und aus dem die ewige Wärme hervorlohte in Gestalt des Feuers, das sich in Flammen teilte und endlich in unzähligen Flammenzünglein auf die Erde fiel, wie Schneeflocken im Winter aus der ewigen Kälte herabzufallen pflegen.

Dies alles sah Niklas auf dem Gobelin. Er nahm es so tief in sein Gemüt, daß sich das wunderbare gotische Bild schließlich quer und unverbogen in den Bechstedter Alltag schob und ohne Abgrenzung ebenso in diesem lebendigen Tage lag, wie der Gobelin in dem Grase des Waldweges gelegen hatte und Gras und Baum und Erde selbst geworden war. Wenn Niklas den Kopf zum Fenster hinaussteckte, sah er nicht seine Nachbarschaft neben dem Bild, sondern nur sein Bild noch einmal: die Blumen, die Gobelinmenschen in Bechstedt — Herren wie Knechte, Arme wie Reiche, Handwerker wie Geistliche: alle waren da, und Pfingsten war auch, und die Leute hatten sich grüne Zweige an die Hüte gesteckt — und Niklas saß allein in seiner Rollstube, sah den Herrn und die Taube und die Feuerzungen: „Brabant oder Bechstedt — wer unterscheidet die!" Er sprang auf, hob die Arme hoch, und ihm war, als ob auf seinen Fingerspitzen Sankt-Elms-Feuer tanzte: „Wenn ich das male", dachte Niklas. „Das!" rief er plötzlich ganz laut, „einfach das, was der alte Meister gesehen hat, aber neu und im Heute!"

Es klopfte. „Ja, es ist nun Zeit! Jetzt kommt herein zu mir!" schrie Niklas und stand mit ausgebreiteten Armen in der Mitte der dämmrigen Rollstube, an deren Ende die singende Rolle geheimnisvoll wie ein Katafalk an der Wand stand und geduldig auf ihre Sprache wartete.

„Schwerhörig bin ich nicht", brummte jemand in der Türe, drehte sich um sich selber und kam verkehrt herein. Niklas erwachte bei dem Anblick des dunklen Wesens, ließ schnell die Arme sinken, stellte sich vernünftig hin und sagte: „Nanu". Dann lachte er: „Schulmeister! Mensch, was haben Sie unterm Arm! Sie bleiben ja an der Klinke hängen mit dem Ding."

„Ja, was hab' ich da", knurrte der alte Lehrer Heim und hielt ein kugelrundes Paket vor sich hin. „Grüß Sie Gott, Herr Maler."

„Der Mond, scheint's, ist die Nacht in den Teich gefallen, und der Schulmeister hat ihn aufgefischt."

„Der Mond nicht, Niklas. Bloß die Erde. Jaja, Ferien, Verehrtester: man repariert jetzt die Lehrmittel." Der Schulmeister wickelte ein Blatt des „Thüringer Landboten" nach dem anderen ab, und endlich lag der Herzkern dieser Zwiebel bloß: der Schulglobus von Bechstedt.

„Recht, Meister. Sie tragen zu Pfingsten die alte Erde ein wenig spazieren."

„Na, spazieren nun grade nicht. Ich komme vom Schuster."

„Mann! Mit der Erdkugel!?"

„Die Lümmel", antwortete Heim, „die Flegel! Zur Schulfeier haben sie mir den Globus vom Gestell gehoben; sie kugeln damit — bautz, da ist die Beule drin."

„Die Erde bekam also eine Beule — na, und?"

„Ich denke, was tu ich nun? Die Bengel durchprügeln. Schön. Die Beule bleibt dabei, wie sie ist. Also zum Schuster damit."

„Zum Schuster? Was soll der dabei?"

„Mit Pech hat der das Loch gefüllt. Da! Ist doch ganz fein geworden."

„Das soll ein Wort sein! Der Schuster muß Schultheiß von Deutschland werden! Ein Mann, der die beschädigte Erde mit Pech heilt. Hält's denn?"

„Halten! Sie sehn's doch. Hier ist gerade lauter Meer. Ich male die Stelle noch blau, und kein Mensch sieht den Schaden."

„Sieh mal an", sagte Niklas vor sich hin, „die Welt ist verbeult. Es flickt sie einer mit Pech. Und dann kommt der andere und malts himmelblau über."

„Der Schuster ist kein schlechter Kopf, Niklas. Wissen Sie, was der sagt, als ich mich bedanke? ‚Jh, Vater Heim, so 'ne Kugel läßt sich ohne Kunst reparieren. Die da' — er zeigt auf seine Schusterkugel — ‚die nicht.' ‚Nein', sage ich, ‚die bricht.' ‚Freilich', meint der Schuster, ‚weil solches Glaszeug durchsichtig ist. Das läßt sich nicht kitten. Aber ein dickfelliges Ding wie die Erde da — das pappt sich immer wieder zurecht. Da guckt keiner durch.' ‚Auch ein Vorteil', antworte ich. ‚Wie man's nimmt', antwortet mir da der Schuster, ‚meine Kugel kann die Sonne verschlucken und wirft dann Licht — Ihre Erde, na, was kann die groß werfen, he? Schatten! Schatten!' Ja, Niklas, das sagt nun ein Schuster von der Erde."

„So ein verfluchter Schuster", rief Niklas, „ein Denunziant! Zu Pfingsten! Und wie steht's nun mit uns? Wir wohnen auf dieser geflickten Kugel. Werfen wir Licht oder werfen wir Schatten?"

Bedächtig wiegte der alte Bechstedter Schulmeister den Kopf und setzte sich in den Lehnstuhl. „Na?" fragte Niklas. „Wenn man dem da glauben darf", antwortete der Schulmeister und zeigte auf den Gobelin, „werfen wir vor der Hand recht lange Schatten auf diese alte Kugel. Sie macht's ja selber nicht besser. Aber sehn Sie hin: die Ausgießung des Lichtes ist in vollem Gange — man muß abwarten, wie das am Ende ausläuft... Rücken Sie erst mal Ihren Tabakkasten heran und stopfen Sie auch." Und nun begannen die beiden Bechstedter Meister, Erdenmaler beide von Beruf und Sendung, sich langsam durch den Abend hindurchzurauchen bis in die späte Nacht, wie sie es oft schon taten.

*

Am Tage malte Niklas in dieser Zeit wie ein Besessener. So lange das Licht hielt, stand er und schuf eine Welt nach der anderen. Aber er schuf sie nur für sich: sein Meister des Gobelins hatte das Jenseitige so selbstverständlich und gemütlich auf den feuchten, warmen Boden des Wirklichen gestellt, daß auch im armen Niklas das Hintergründige beweglich wurde, ins Rutschen kam und, eh' er's sich versah, mit allem Spuk des Himmels und der Hölle in den Vordergrund seiner Bilder rollte. Alles Dunkle in ihm trat unzerhackt und ungemildert heraus und stellte sich zwischen seine gemalten Bäume und Hügel und Gartenzäune, daß schließlich sogar der alte Heim scheu wurde und vor des Niklas letztem Bilde murmelte: „Na, na. Unsre gelben Rapsfelder hinten am Gabelschlag reichen doch bloß bis an den Hopfbach. Dann kommt Korn, und das ist jetzt noch grün. Soviel Raps in einer Flur — das glaubt Ihnen keiner."

„Raps, Schulmeister!" sagte Niklas, „merken Sie denn nicht, daß das Sonne ist! Aber wie solltet Ihr's merken" — Niklas zeigte traurig auf den Gobelin — „Ihr habt den Sokrates vergiftet und den Phidias verhaftet und Herrn von Kleist erschossen ..."

„Ich?!" rief Heim.

„Hat's Ihnen der Schuster nicht gesagt, als er Ihnen das Pech und die gläserne Kugel vor die Nase hielt?"

Der Bauer hatte geschwiegen, die Rolle sagte nichts mehr, und nun hielt auch der Schulmeister den Mund. Das hätte nichts geschadet: die drei schwiegen verständnisvoll. Es war aber noch ein Viertes da, was den Niklas ansah, und das schwieg böse und gähnte dazu: das war die Welt. Der Gobelin leuchtete über dem Maler: „Die Ausgießung des Geistes", sagte Niklas — „der Engel rechts neben dem Herrn, der da eben mit seinem Finger neugierig an eine vorüberschwebende Feuerzunge tippt und probiert, ob das Ding brennt, der ist der schönste — aber ich

habe trotzdem Hunger, und heute ist der fünfte: ich muß die Miete bezahlen, Leinwand kaufen ..."

Eine Woche wehrte er sich und noch eine. Dann ging's nicht mehr. Einen ganzen Tag tat er nichts, als den Gobelin ansehen, aber als es dunkel wurde, sagte er betrübt: „Es hilft nichts", setzte sich hin und schrieb einen Brief an den berühmten Galeriedirektor Hofrat Wendig, indem er diesem kenntnisreichen Gelehrten seinen Gobelinfund entdeckte. Niklas hätte den alten Teppich ebensogut in einen Ameisenhaufen stecken können. In einem Nu krabbelte es an den bunten Fäden des Brabanter Wirkers schwarz und wimmelnd hoch. Gelehrte kamen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen nach Bechstedt, gefolgt von einem Schwarm Photographen und Händlern. In den illustrierten Zeitungen Europas erschien nicht nur das Bild des Gobelins: die Blätter brachten auch Ansichten von Niklas, von Bechstedt, vom Fichtenhügel, von Zigeunern und zuletzt vom Bauer und des Bauern Ochsen. Eines Tages hielt ein Auto am Torweg des Gutshauses, und eine Abordnung von Fachleuten nahm den Gobelin sachkundig von der Wand. Niklas stand still dabei, gab seinem Teppich auf der Treppe das letzte Geleit, half ihn in den Leichenwagen heben und klappte mit eigener Hand die Tür des Wagens zu. Der Motor ging an, lautlos glitt der Wagen um die Ecke — ein wenig Staub, vor der Tür die Reifenabdrücke des Autos in der Erde, und Niklas konnte nun in die Rollstube gehen und die beiden Haken ansehen, welche die Ausgießung des Geistes gehalten hatten: von jedem Eisenhaken hing ringelnd ein Ende Bindfaden herab.

„Die alten Rosthaken", murmelte Niklas, „so stehe ich da." Von ihm hingen seine beiden Rocktaschen ab, denn die waren voll gefüllt mit Banknoten. Niklas zog die Geldbündel mit spitzen Fingern heraus und hielt sie von sich ab: „Wie sie stinken", sagte er und legte sie in eine leere Tabakschachtel. Jetzt rochen sie zwar nicht mehr, aber die unsichere Kostbarkeit dieser Pappschachtel drückte den Maler um so mehr. Wohin damit? In den Tischkasten? Nein, darin lag schon Brot, Wurst und Zeichengerät. Ins Bett? Beileibe nicht — der Geruch zieht in die Träume! Der Kleiderschrank hatte kein Schloß — aber sieh da, die Rolle! Die alte singende Rolle hatte ja nicht nur eine Kehle, sie hatte auch einen Bauch, und der war angefüllt mit schönen kantigen Kalksteinen. Den größten hob Niklas hoch, schob die Schachtel darunter, und wie der Maler den Stein losließ, gab es einen Knacks. Die Pappschachtel war zerdrückt. „Der Mammon verreckt nicht vom Quetschen", sagte Niklas höhnisch, „Gobelins werden mürbe davon, auch die Maler, und Erdkugeln kriegen Beulen, aber Geld bleibt Geld." Und Niklas ließ die Rolle zum ersten Male wieder seit langer Zeit singen.

*

Der Gobelin war weg. Niklas malte wieder. Er sah auf die Wand mit den beiden Eisenhaken, sah mit brennenden Augen so lange, bis es flimmerte, und Feuerzungen schwebten wie goldener Schnee.

Niklas saß in einem Feuertreiben, und seine Bilder gerieten danach. Als der Gobelin noch dahing, hatte er gemalt wie er mußte, nicht wie die Welt wollte und die Kunstgelehrten es bestimmten. Nun der Gobelin nicht mehr da war und die Längswand der Rollstube nach dem Himmel zu offen hielt, der Blick nicht mehr über die Blumen und Menschen schweifen konnte bis zu den Engeln und erst Halt machen mußte im Angesicht Gottes selbst — seit die Längswand wieder nichts mehr war als eine getünchte Wand aus Backstein und Kalk — seitdem Niklas den Gobelin nicht mehr sah mit seinen verweslichen beiden Augen, seitdem lebte er erst recht und völlig in der flimmernd funkelnden Ausgießung des Geistes. Die bunten Wollfäden waren fort, aber das Wesen jenes entschwundenen Bildwerkes erfüllte

den Raum und den Niklas und alles, was Niklas in diesem pfingstlichen Quartier zu Bilde machte von jetzt an.

Nun begann des Niklas große Malerzeit, und er konnte sich dieses Herrengestalten leisten: wenn er Geld brauchte, zog er nicht mit seinen Bildern auf die Ausstellung in die Hauptstadt, sondern hob nur den wohlbekannten Stein im Rollkasten hoch, und die zerquetschte Zauberschachtel lag handlich vor ihm. Er brauchte bloß Daumen und Zeigefinger anzulecken und einen Hundertmarkschein herauszuziehen.

So lebte er Monat um Monat und malte, und wenns auf die Neige ging, feuchtete er nur die Fingerspitzen an und zog neue Lebenskraft unter dem Steingeröll der Rolle hervor. Um die Malerseele sanken und schwebten die Feuerzungen des heiligen Geistes. Er saß wie eingeschneit. Die Türe ging nicht mehr richtig auf; die Fenster waren ihm von Feuerflocken zugeweht. Um die Welt zu sehen, hätte er schon durch den Schornstein gucken müssen. Er tat's eines Tages und sah durch das ungeheure, kohlschwarze Fernrohr, aber er erblickte nichts als ein kleines viereckiges Stück Himmel. Die tiefe Bläue und ihre Totenstille bei webendem Leben ergriff ihn so, daß er von nun an oft, bei Tage und bei Nacht, den Anblick der Welt auf diesem Wege suchte. Eines Tages traf ihn der alte Heim an seinem Kaminfernrohr.

„Zieht der Schornstein nicht?" fragte der Schulmeister.

Niklas aber lachte glücklich, brannte ein Streichholz an und hielt es in den Essenzug. Das flackerte ein wenig und ging dann, in langer Flamme nach oben gesogen, zitternd aus: „Da! Es zieht mir alles Feuer und Licht heraus. Alles da 'nauf."

Der Schulmeister sah den Maler an und schüttelte den Kopf: „Niklas, Sie gefallen mir nicht. Sie müssen mehr an die Luft."

„Ja, die Luft, Heim. Da fehlte es schon immer."

„Am Hopfgärtner Weg steht ein Machandel", sagte der Schulmeister, „voll von Beeren. Ich mache Ihnen einen Aufguß."

„Ich weiß", antwortete Niklas, „der alte Machandel sticht wie eine Bestie, wenn man pflücken will. Aber laß die Beeren nur hängen, Heim. Gegen die Schwindsucht helfen sie nicht."

„Nu, nu, Schwindsucht, so schlimm wird's nicht sein, Niklas. Ich pflück für Sie die Beeren. Zum Ernten muß man harte Hände haben. Meine sind wie Leder." Niklas sah auf den Stein im Rollkasten, unter dem sein Schatz lag, lächelte und malte weiter. Eines Abends wollte er wieder an die Pappschachtel, leckte den Daumen und fuhr mit spitzen Fingern hinein. Aber er blieb mit seinem Hundertmarkschein erstarrt stehen: die zerquetschte Tabaksschachtel war mit blauem Papier ausgeklebt und auf ihren Boden die Fabrikmarke gedruckt — das Bild eines Tannenbaumes. Niklas sah scharf hin: es war schon richtig — blaues Glanzpapier, ein Tannenbaum — sonst nichts. Die Schachtel war leer. „Und das hier", rief Niklas und schwenkte den Geldschein wie ein Belagerter die weiße Fahne vor der Kapitulation, „das ist der letzte!"

Er hatte gelebt, gemalt und von Zeit zu Zeit die Finger geleckt und neue Kraft aus dem Rollkasten gezogen — und nie bedacht, daß ein Tag kommen mußte, welcher der Pappschachtel auf den verdammten nackten Grund sah.

„Immerhin", dachte Niklas, „die Tanne ist nicht schlecht gezeichnet, und die Tanne hat vollkommen recht: der letzte Schein soll hingehen, wie die Schachtel es meint — ich werde ihn verwandern."

Am anderen Morgen steckte Niklas den Kopf zum Fenster hinaus und roch die feuchte Erde des frühen Morgens. Das Dach des Bienenhauses lag noch im Schatten, aber der feldsteinerne Kirchturm dahinter leuchtete schon in gelbem Licht. Eben begann die Glocke in ihrem offenen Turmstuhl zu wackeln, dann unregelmäßig hin und her zu schwingen und zaghaft einzelne Schläge ihres Klöppels mit unsicheren Tönen zu beantworten. Der Maler sah dem Beginn des Frühgeläutes zu und freute sich, wie die Glocke langsam in Schwung kam, wie auch die zweite Glocke zu stammeln begann, dann die dritte einfiel und endlich der Herzschlag von Bechstedt im richtigen Takt war und ruhevoll weiterschwang. Niklas hörte das Hoftor klingeln und sah den Bauer heraustreten mit dem Gesangbuch unterm Arm und ein paar Stengeln Krauseminze in der Hand, die er sich von Zeit zu Zeit unter die Nase hieb. „Krauseminze", dachte Niklas, „die nimmt er mit zum Riechen, daß er nicht zu schnell einschläft. Er muß mit einer langen Predigt rechnen. Heute? Ja freilich — es ist Pfingsttag" — Niklas warf den Rucksack über, und die Glocke tat eben ihren letzten Schwung, als der Maler ins Freie trat. Er wanderte die alte Straße, die er immer in den Wald hinaufgegangen war. Nur ging es nicht so schnell wie sonst. Niklas war beklommen und griff oft nach der Brust und atmete: die Krankheit, die er einfach Schwindsucht genannt hatte und die der alte Heim mit Wachholdersaft besänftigen wollte, mußte emsig in ihm weitergenagt haben, seit er zuletzt diese Straße gezogen war. „Wie lange ist das eigentlich her?" murmelte Niklas kurzatmig, während er den Fichtenhügel hinaufstieg, „Pfingsten war damals auch — voriges Jahr? Nein, da malte ich mein gelbes Bild. Also zwei Jahre. Zwei Jahre? ‚In zwei Jahren sind wir herum und wieder hier', hat doch der Zigeuner zu mir gesagt . . ."

Er schritt den letzten Anstieg des Pfades hinauf, bog die Eschenzweige auseinander — da lag der Waldweg: die Fichten schwankten leise, am Ende der Schneise stand wie damals das Kornfeld als eine grüne, sanfte Mauer. Totenstille. Niklas ging müde über das Gras: „Wo seid Ihr, meine Freunde? Und mein Bild vom Geist, ach, in welches Museum haben sie dich gesperrt? Hier lag der Gobelin, in lauter Erdbeerblüten und auf Salbei und Löwenzahnblättern. In der Bläue schwebte ein großer Vogel. Heimatloses Volk stand um das Bild herum — das wollte heute doch hier sein."

Niklas wanderte langsam weiter. Es war ein mühsames Gehen, Schritt vor Schritt. Die Sonne wärmte nicht, ihn fror trotz des klaren Sonnenstrahls. In einem Dorfe nahe dem Fichtenhügel verbrachte er die Nacht, aber er lag schlaflos und hatte Angst vor der Ferne. Am anderen Morgen schritt er denn auch seine Wanderstraße nicht fort, sondern ging auf dem grasigen Waldweg zurück. Es zerrte etwas an ihm — hin, her, hin: „So habe ich es mit meiner Rolle gemacht", murmelte Niklas, „immer hin und wieder — aber der Klang steht nicht auf Drosselschlag, das klingt eher nach dem unteren Ende."

Entschlossen kehrte er um. Als er spät abends in Bechstedt ankam, stand der Bauer im Torweg und schmunzelte: „Schon wieder daheim? Und diesmal ohne Teppich? Na, Ihre Freunde waren da und haben nach Ihnen gefragt."

„Wer?"

„Gute Freunde vom Herrn Maler wären sie, haben Sie gesagt. Zigeuner, Herr Niklas!"

„Was?", rief Niklas, „meine Zigeuner etwa?"

„So stimmt's doch?" knurrte der Bauer, „I h r e Zigeuner? Zwei Hühner fehlen mir seitdem, eine Ente und der Spankorb mit Eiern. Diebespack!"

„Wann waren sie denn hier?"

„Wann?" — der Bauer dachte nach — „heute ist Freitag — am Montag zog die Bande durch."

„Dann sind sie schon weit. Ich hole sie nicht mehr ein", sagte Niklas traurig.

„Die kriegen Sie nicht mehr. Die Hühner sind hin und die Ente und die Eier dazu. Aber dem Maler soll ich einen Gruß bestellen, und nun könnten die Zigeuner erst in zwei Jahren wiederkommen. Und ein Paket haben sie auch dagelassen. Ich habe es aber nicht oben rauftragen lassen. Es ist doch verlaust. Da, am Holzstall in der Ecke liegt's. Zwei Hühner, eine Ente . . ."

So federnd war Niklas auf seiner ganzen Wanderung nicht gegangen wie jetzt am abendlichen Ende seines Weges über den holprigen Hof nach dem schiefen Holzschuppen. Hier hatte der Bauer das Bündel hingeworfen: ein grauer Leinwandpacken. Kopfschüttelnd schnitt Niklas den Strick auf, aber der Stoff, den er für die Hülle hielt, war das Ganze. Niklas faltete das Tuch auseinander — ein großes Segeltuch, leer. „Was soll das?", dachte der Maler, „eine Wagenplane? Denken die, ich kaufe alte Wagendecken auf, weil ich damals den Gobelin erwarb? Oder haben sie erfahren, daß ich den Gobelin verkauft habe? Zigeuner sind geheimnisvolles Volk, dem nichts entgeht. Soll das etwa der Ersatz sein?"

Niklas sah nachdenklich die große graue Plane am Boden liegen. Es dunkelte immer mehr. Um das Scheunendach flatterten lautlos die Fledermäuse, und der Hofhund setzte sich still neben Niklas, sah ihn an und wedelte. Nichts war zu hören als das Schwanzwischen des Hundes in den Hobelspänen, die am Boden lagen. In der Dunkelheit leuchteten die Hobelspäne und Fichtenscheite. Niklas starrte auf das graue Nichts und auf die schimmernden hellen Holzsplitter. „Wie das leuchtet", dachte Niklas, „leuchtet? Ja, sie leuchten!" Wie Flammenzungen wanden sich die gelben Späne. „Pfingsten trotz Nacht und Fledermaus und Hund" — der Maler faltete das Tuch zusammen und lud es auf seine Schulter — „das graue Tuch gehört nun mir. Es ist leer, aber ich will die Feuerzungen hineinfahren lassen und ein Bild aus ihm machen."

Am anderen Tage hing die große, graue Leinwandplane an den beiden Gobelinnägeln der Rollkammerwand. Niklas saß stundenlang still davor in seinem Ledersessel und sah unverwandt auf die leere Leinwand. Dann griff er nach seinen Pastellstiften und fing an zu zeichnen. Sein Werk gedieh: schon am Abend konnte man am linken Rande das Bild des Schulmeisters erkennen, der die verbeulte Erdkugel in der Hand hielt und stolz mit steifem, langen Zeigefinger auf die gekittete Stelle der Erde wies. In den nächsten Tagen schwebte auf dem Grau des Grundes am rechten Bildrand der Glockenstuhl von Bechstedt. Der Bauer stand breitbeinig davor und hieb mit seinem Spaten an das Glockenerz — er mußte gewaltig zugeschlagen haben, denn entsetzt fuhr der Pastor, offenbar aus seinem Morgenschlaf gestört und nur mit dem geistlichen schwarzen Rock bekleidet, händeringend aus der Tür der Pfarrei. In die Mitte hatte Niklas sich selber gemalt. Er kniete auf einem milden Rasen von Federgras, Salbei, Löwenzahnblättern und Erdbeerstauden. Sein Haupt war tief gesenkt und mit zarten, durchsichtigen Händen drückte er eine gläserne Kugel an seine Brust. Die Kugel strahlte in den Regenbogenfarben, und das Licht brach wunderbar aus ihr hervor. Die Kugel schien die Sonne selbst zu sein, denn sie allein sandte Licht in das Bild, ließ es in Feuerzungen und Garben auch nach oben in den Himmel strahlen und bestimmte die Richtung der Schatten, welche die Körper auf die Erde warfen. Die große Mittelstelle im Himmel war noch freier, grauer Leinwandraum.

Und dieser Himmelsraum wurde nie gemalt: je weiter das Bild gedieh, desto schwächer und elender wurde sein Maler. Faser für Faser Leben, Tropfen für Tropfen Blut und Hauch für Hauch Empfindung löste Niklas aus sich heraus und

lud es in sein Bild hinein. Das Bild wurde von Tag zu Tage wärmer und satter und Niklas von Tag zu Tage bröckliger und klüftiger.

„Morgen male ich ihn", hatte er am Abend lächelnd zum Bauern gesagt.

„Wen denn?", fragte der Bauer und hörte auf zu rauchen, damit der Maler nicht so husten mußte.

„Den, der unser bißchen Licht einerntet", antwortete Niklas.

„Was der aber für Gabeln und Fuhrwerk haben muß. Licht einfahren ...", brummte der Bauer kopfschüttelnd. „Ich gebe Ihnen eine Wärmflasche mit, und morgen bleiben Sie schön im Bette, Herr Niklas."

Am Morgen fand ihn die Magd, die den Kaffee brachte, im Lehnstuhl sitzen und lächeln. „Es geht ihm ja besser", dachte sie, lachte ihn an und sagte: „Guten Morgen." Aber als Niklas sich nicht rührte und immer so weiterlächelte, machte die Magd langsam den Mund auf, starrte, schrie auf und setzte klirrend das Geschirr auf den Tisch und lief zur Türe hinaus. Niklas lächelte weiter in seinem Lehnstuhl vor dem Bild der umgekehrten Ausgießung des Lichtes.

„Tot?", fragte der Bauer und faltete die Hände.

„Tot?", fragte der alte Heim und drehte versonnen an dem Globus, daß die Erdkugel schneller und schneller um ihre Achse drehte, bis schließlich Land und Meer nicht mehr braun und blau, sondern nur eins schienen und grau.

„Tot?", sagten die Zeitungsmänner und tauchten die Federn ein. „Tot?", die Fachleute, erinnerten sich und ließen eine Zeit lang die Daumen umeinander kreisen. „Tot?", rief der Galeriedirektor Wendig, fuhr eilends mit seinem Stab nach Bechstedt und strahlte vor Freude über das unbekannte und von ihm eben noch rechtzeitig entdeckte Rollkammergut.

„Das gibt auf Jahre hinaus wissenschaftliche Arbeit", sagte er zu seinem Generalassistenten, „das gibt neue Gedanken, Bücher, Brot, und nun frage ich Sie, lieber Doktor: hätte der arme Schlucker so viel und so gut gemalt, wenn wir's ihm hätten wohl sein lassen bei seinen Lebzeiten, wie? Ein Galeriedirektor muß vor allem Glauben in seinem Herzen haben. Sehn Sie diese Bilder an: die deutsche Kunst geht nicht unter. Es fällt eben kein Sperling vom Dach, ohne daß der himmlische Vater dieses weiß und will. Ein jeder hat genug Sorge, wenn er des eigenen Berufes gedenkt: den lebenden Maler stellt Gott anheim, meine Lieben. Liegt der Vogel aber an der Erde, dann gehört er der Erde, dann ist er unser — und dann kein Besinnen, sondern ein fröhliches Zugreifen und Ernten!" Für wenig Geld erwarb er von dem Bauer, der des Niklas Erbe war, den gesamten Nachlaß und rettete ihn damit vor der Zersplitterung.

*

Des Niklas Bilder hängen nun in den schönen, fein abgetönten Sälen der Galerie. Die Hauptwand nimmt das sogenannte „Fragment" ein, jenes letzte, große Bild des Sterbenden, auf dem man Schulmeister und Bauer, Erdkugel und Schusterkugel, Feuerzungen und eine leere Stelle dort, wo Gott hingehört, sehen kann.

Dieses Bild, das zum Teil nur aus Pastellfarben besteht, wird sorgsam von einem besonderen Diener behütet, und diese Sorgfalt ist sehr notwendig, denn wie leicht verwischt die lockere Kreidefarbe und wie fürwitzig und sorglos gehen die Besucher an solche einmaligen und kostbaren Werke heran! Eines Tages sind im Marmorportal der Galerie sogar Zigeuner erschienen — gewöhnliche, schmutzige, verlauste Zigeuner — und haben gesagt, sie wollten in die Niklassäle hinauf und das große Bild ansehen. Die Beamten hatten Mühe, das Pack loszuwerden — denn Niklas lag nun schon seit zwei Jahren wehrlos in der Erde am Fuße des Bechstedter Glockenturms. Er konnte Dieben kein Bild mehr nehmen.

Felix Meseck

# Tragödie der deutschen Kunst

Man spricht heute wieder so viel über Kunst, man spekuliert über den Stil der Zukunft, der der neuen Erhebung würdig sein soll. Mit einem in die Weite schweifenden Fernblick gleitet man dabei über das Nahe, das bereits Vorhandene hinweg. Das ist deutsche Art. Dem Deutschen gilt nur das Ferne, Fernste, das, was weit her ist, er will keine rasche Erfüllung.

Es ist unmöglich und durchaus unfruchtbar, über den Stil von morgen sich Gedanken zu machen. Das politische Geschehen und das Geschehen von Kunst und Religion verlaufen in durchaus eigenen Kurven, die fast nie miteinander zur Deckung zu bringen sind. Nationale Hochzeiten sind keinesfalls immer auch Hochzeiten von Kunst oder Religion. Die große bewegte Zeit der französischen Revolution, die Großtaten Napoleons: diese Zeit brachte nur den kalten Akademiker David hervor, aber auf dem fauligen Moderboden des Liberalismus erblühte die schöne Blume des französischen Impressionismus.

Wachstum läßt sich nicht erzwingen. Die Haupttugend des Gärtners ist: warten zu können, in Geduld wachsen zu lassen. Einstweilen muß man sich des Besitzes freuen, diesen nicht, weil ferne Wünsche die Phantasie umgaukeln, zu nichts verkritzeln. Namen wie Thoma, Corinth, Slevogt sollten unser Stolz sein.

Ein Thema ist nur von einem gewissen Abstand aus künstlerisch zu gestalten, erst wenn der Gegenstand der brennenden Aktualität entrückt ist, kann er künstlerisch überwunden werden. Man kann wohl Wünschen, Hoffnungen und Sehnsüchten Ausdruck geben, aber ein Gegenwärtiges künstlerisch zu bilden, dazu würde eine mehr als göttliche Genialität gehören. Die großen Figuren der Geschichte haben auch immer erst Jahrhunderte später ihre Gestalter gefunden. Man muß die Entwicklung abwarten. Um die große Tat setzt sich bald eine Fülle von Gedanken, Vorstellungen und Bildern an, die den Schaffenden zu Werken befruchten. Wie der Stil der Zukunft aussehen wird, läßt sich noch nicht einmal ahnen. Rückkehr zu einem Neuklassizismus müßte als Unglück, als Rückfall betrachtet werden. Die deutsche Form ist eine andere Form als die antike, griechische oder römische. Es gibt eine deutsche Form. Angesichts der großen Werke nationaler Kunst darf nicht behauptet werden, daß der deutsche Geist immer nur formlos ins Uferlose schweift. Solcher Vorwurf stammt aus dem Westen, von einer Rasse, der die deutsche Form zu weit, zu ungeheuerlich ist.

Die gewaltigsten Meister der Form haben wir in Dürer, Grünewald, Bach hervorgebracht. Wir haben eine Stein-, eine Holzplastik von ganz starker Eigenart. Vergleiche dieser unserer Kunst mit den als internationale Vorbilder hingestellten Werken antiker Kunst können den Betrachter freilich irre machen, denn die Gesetze der antiken Kunst gelten nicht bei der deutschen, die der deutschen nicht bei der antiken Kunst. Als so die deutsche Seele eine Periode der Ermüdung erlitt, konnte der Klassizismus über sie kommen. Da verleugnete sie ihre Eigenwerte und erkannte nur in der Nachahmung, im Nachtreten das wahre Heil. Mit deutscher Inbrunst verleugnete sie sich. Die deutsche Seele ließ sich durch „edle, strenge Form" bändigen; jetzt ist sie sanft und zahm und verwirft ihre besten Einfälle, weil sie einem immer noch nicht überwundenen Vorbild ähnlich sind.

Solche Konventionen sind zäh, auch durch Revolutionen nicht umzustoßen, und dem vortastenden Schaffenden werden Berge des Widerstandes und des Mißverstehens in

den Weg gestellt. Wir stehen schon lange am Ende dieser Schwächeperiode. Die das Publikum verwirrende Fülle der Stilexperimente bezeichnet den Umbruch, sie sind das Suchen nach dem neuen Weg. Langsam erkennen wir die Eigenwerte, die mit dem großen Auftrieb und der Anerkennung nationaler Art wieder in Geltung kommen.

Die griechische Form entspricht dem Ur- und Grundgefühl vom reinen Sein. Die griechische Seele sucht den Urgrund der Dinge, sie sucht das Beständige, das Unvergängliche, das wahrhaft Seiende im Fluß der Dinge. Sie findet in der Idee der Dinge, fest gegründet, völlig im Gleichgewicht ruhend, statisch gesichert, dem Zufälligen, dem Vergänglichen entrückt, das Besondere, Charakteristische, das Spezielle ins Allgemeine, ins Ideale gehoben — denn das Besondere, das Einzigartige erscheint der griechischen Seele als Trübung der Idee — erstarrtes Leben, so stehen die plastischen Gestalten da, einzeln und ohne Beziehung zu irgend einer Umgebung. Diese runde Abgeschlossenheit, dieses Insichruhen, das unauflösbar, mit anderem niemals Verbindung eingehende Einzeldasein der griechischen Gestaltung ist selbst in Friesen und auf Vasenbildern in Architekturen spürbar. Das entspricht dem griechischen Raumgefühl. Der Raum, die Raumtiefe hebt das Einzeldasein auf, sie macht die Größen relativ, sie bringt Unsicherheit. Fragwürdigkeit in die reine Existenz. Der Grieche flieht vor der Dämonie, er flieht vor dem Raum. Wir sehen niemals Tiefendarstellungen, niemals Landschaftliches in antiken Darstellungen. Eine vollkommen adäquate Form hat der Grieche für seine seelische Gestalt gefunden. Darin liegt das Allgemeingültige der Leistung.

Man muß diese bewundern, aber Nachahmung würde dem deutschen Sein widersprechen. Die deutsche Seele schwebt im Raum, sie durchmißt ihn nach allen Richtungen, sie strebt zur Höhe und Tiefe, sie ist dreidimensional, sie ist unruhig, niemals im Gleichgewicht, stets Bewegung, sie sucht nicht die Ideen der Dinge, aber sie versenkt sich ins Einzelne, ins Besondere, ins Charakteristische, sie umfaßt das Große wie das Kleine, sie bringt das Fernste mit dem Nächsten in Beziehungen, sie ist Klang, Rhythmus, Vielstimmigkeit. Gewiß schweift der Geist ins Unendliche, ins Weite, aber er hat für diese Tiefensehnsucht auch eine Form gefunden.

Ein ungeheuer bewegter Rhythmus klingt in den Gestalten deutscher Plastik. Die Apostel sprechen, mit gerunzelten Brauen öffnen sie die Münder, sie heben die Hände, und bis in die Fingerspitzen hinein glüht das Leben, und die Gewandfalten nehmen teil an der inneren Bewegung und Erregung. Es ist ein vielstimmig herrlicher Gesang und ein Reichtum von Zahl und Maß, von Bezüglichkeiten zueinander, Unendlichkeitsrechnungen, Raumgedanken, wie sie dem griechischen Raumgefühl durchaus fremd sind.

Das deutsche Maß ist ein anderes als das griechische, ein anderer Rhythmus bewegt den deutschen Menschen, wie er den griechischen bewegt hat. Vielleicht bis in die biologischen Bezirke hinein wäre, wenn möglich, der Unterschied im inneren Maß, im Lebensrhythmus festzustellen. Für den deutschen Menschen ist das griechische Maß ein strenges, denn er muß sein Tempo vergewaltigen, er muß sein natürliches Ausschreiten in jedem Augenblick überwachen, um dem fremden Tempo gleich zu bleiben. Das bringt Zwang und Steifheit in die Haltung, das verdrängt alle originalen Gedanken.

Für den Griechen ist sein Maß seine Natur, es ist ihm nicht streng. Der Deutsche kann sich mit dem edlen Maß nicht begnügen, es drängt ihn immer zu irgendeiner Ungeheuerlichkeit. Das Gleichmaß beengt die deutsche Seele, sie braucht Spannungen, Explosionen, Versöhnungen, sie braucht starke Gegensätze. Für solche seelische Grundstimmung ist das edle Maß das falsche Maß.

Nur wer in antiker Form befangen ist, kann behaupten, der Deutsche hätte keine Form. Der so oft gedruckte Satz: „Tiefstes Empfinden durch edle Form gebändigt" ist ein aus solcher Befangenheit erwachsener Irrtum. Form ist nicht Bändigung, darf nicht Bändigung sein. Form soll Ausdruck selbst, das Gefäß für die Seele sein. Das ist deutsche

Auffassung. Der Klassizist ist gebändigt. In Nachahmung fremder Form gelangte er zu einer eisernen Erstarrung, die auch keine Spur jenes geheimnisvollen Lebens birgt, das noch hinter jeder antiken Plastik spürbar ist.

Antiker Geist war auch Dürer, Holbein, Shakespeare, Rubens bekannt, sie duckten sich aber nicht unter ein fremdes Formgesetz. Auch Goethe war noch stark genug, den sehr viel stärker aufgenommenen griechischen Geist sich zu assimilieren. Die Vermählung von Faust und Helena, von nordischem und antikem Geist brachte Euphorion hervor. Es war nur ein kurzes Aufflackern des gotischen Empfindens, die Seele ließ sich von Helena willig die Zügel der Konvention, der edlen Form anlegen. In einem faulen, liberalistisch historizistischem Realismus versackte der herrliche Ansturm der Romantik. Kaum jemals gelang die Synthese der beiden widersprechenden Geistesrichtungen. Kunstforderung und seelische Grundstimmung ergeben einen unversöhnlichen Zwiespalt. C. D. Friedrichs gotischer Tiefensehnsucht widerspricht oft genug die klassische Statik einer Raumkonstruktion. Marées, der in der Figuration durchaus dem antiken Vorbild treu bleibt, erhebt sich zu gotischen weitschwingenden Raumgedanken. Im Hubertusbild klingt und singt es von Fern zu Nah, es ist eine Einheit von Fläche und Tiefe erreicht, die durchaus dem klassischen Vorbild widerspricht. Der Schwung und der große Ansatz von Cornelius, Schwind, Overbeck, Schnorr wird durch strenge Forderung gehemmt und niedergehalten, das ursprüngliche Empfinden wird verzerrt, der tieferdringende Blick schrickt zurück in der Erinnerung an eine unumgängliche Schönheitsforderung und klassisch abgerundete, versteifte Allgemeingestalten, denen die verschobene Konzeption aus jeder Geste leuchtet, bewegen sich auf den Bildern. Der Widerspruch zwischen Grundstimmung und Kunstforderung macht aus Genelli fast eine tragikomische Gestalt. Es ist ein tragischer Kampf ausgetragen worden. Jeder wahrhaft Schöpferische wird von dem Vorbild, das der Geist der Zeit aufrichtet, beengt.

In Hölderlins philosophischen Schriften findet sich ein Entwurf: „Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben". Hierin heißt es: „Es scheint wirklich keine andere Wahl offen zu sein, als erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewaltsamer Anmaßung sich gegen alles Erlernte, Gegegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen. Das Schwerste dabei scheint, daß das Altertum ganz unserm ursprünglichen Triebe entgegenzusein scheint" usw. Das Geständnis enthüllt die Tragödie Hölderlins, zugleich die des ganzen deutschen Geisteskampfes der letzten Jahrhunderte.

Zwischen dem Satyr und dem Heiligen (wie Simplizissimus) schwankt der Schaffende, der Suchende hin und her, er kann sich nicht entscheiden. Gespalten, teils wehmütig rührselig, mit wohlgezähmten, verdünnten Gefühlchen, dann wieder expressiv ausbrechend in roher Formlosigkeit, teils edel verzichtend, moralisch übersäuert, oder satyrhaft lüstern schielend, so schwankt die Seele von Widerspruch zu Widerspruch, so entsteht der Kitsch, der süße sowohl wie der saure. Wir geraten in die Zeit der großen Verwirrung. Die Angst vor dem Kitsch, die Bemühung, ihm zu entfliehen, die Einsicht in die Unmöglichkeit einer Synthese der beiden sich widersprechenden Geistesrichtungen erbrachte uns die vielen Experimente: einen raumlosen, nur in der Fläche bleibenden Expressionismus, einen gegenstandslosen Kubismus — Widersprüche in sich — eine auf jede geistige Haltung verzichtende Sachlichkeit.

Es wird behauptet, heute herrsche einseitig die Romantik. Als romantisch bezeichnet man schon jede Art von Gefühlsäußerung. Man setzt Romantik gegen Sachlichkeit. Es gibt Leute, die schon jede Andeutung einer Ferne, die Gebirge, Mond, Wasserfall, ja schon Landschaft schlechtweg für Romantik erklären. Eine so unselige Verwirrung trübt den Blick, macht die Uebersicht und die Beurteilung unmöglich. Wenngleich das Bild gegenwärtigen Kunstschaffens auch verwirrend sein mag, so ist es doch nicht so vielgestaltig, wie es manchem erscheint.

Es stehen sich heute drei Gruppen im Kampf gegenüber. Die Epigonen der Romantik, die das nationale Programm der Romantiker aufnehmend, sich heute ganz besonders empfohlen wähnen. Sie treten derjenigen Gruppe entgegen, die wieder zurückstoßen will zu dem Geist der Väter, dem Geist des weitschwingenden Rhythmus, der Tiefensehnsucht, der Vielstimmigkeit. Die dritte Gruppe sucht das Heil in fernen, fremden Welten, bei den Persern, den Indern, den Chinesen, den Negern, den Sowjets. Sie wendet aller Tradition den Rücken, sie wirft alle Werte nationaler Kunst auf den Kehrichthaufen, um von vorne, mit dem Gestammel fremder Rassen zu beginnen. Die Zukunft kann nur bei der zweiten Gruppe liegen.

Am christlichen Legendenthema hat sich die deutsche Form entwickelt. Dieses Thema ist nicht für uns zurückzuerobern. Wir gelangen nicht zu unserm wahren, verschütteten Wesen, indem wir uns alte Gewänder anziehen. Nicht mit Gottesmüttern, mit bluttriefenden Schmerzensmännern, nicht mit Dürers formbezeichnender Linie, nicht mit Totentänzen oder mit Dürergräsern dürfen wir auf die Zukunft spekulieren. Nicht das Vorbild dürfen wir wechseln, nicht in Nachahmung darf der deutsche Geist versacken: er muß sich auf sich selbst besinnen, er muß zu sich selbst und zu seinem Eigenmaß zurückfinden.

Hugo Preller

# Schwergewichtsverschiebungen innerhalb der Geschichtswissenschaft

## I.

Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten 100 Jahren einen Strukturwandel durchgemacht. Er muß zum allgemeinen Bewußtsein kommen.

Einer unserer besten Forscher und Universitätslehrer, Herrmann Ludwig Heeren, um 1820, benutzt als älteste ihm sichere Zahl in der Geschichte des Altertums Abraham um 2000. Er gibt zwar zu, daß die Geschichte Aegyptens schon vorher beginne, aber was er von ihr weiß, stammt aus dem Alten Testament und drei bis vier griechischen Schriftstellern. Acht Werke nennt er als moderne Literatur. Ebenso eng umgrenzt ist sein Quellenbestand für die assyrische Geschichte, für die er nur vier neuere Werke nennt. In der babylonischen Geschichte hat er „aus der ersten Periode nur bloße fragmentarische Nachrichten", aber das gilt bis hinab zum Jahre 630. Heeren schreibt noch vor der Entstehung der Assyriologie und der Aegyptologie. Beide, in den vierziger Jahren begründet, also noch keine hundert Jahre alt, sind in Deutschland erst während der Bismarckzeit zu jenen Wissenschaften ausgewachsen, die das Gebiet der Alten Geschichte um Jahrtausende rückwärts erweitert haben, nun aber auch an den Fachvertreter ganz enorme Anforderungen stellen. Zu Heerens Zeit konnte der Althistoriker mit Latein, Griechisch, Hebräisch auskommen, der heutige braucht außerdem Aegyptisch, Assyrisch, Sumerisch, Persisch und muß zu den Problemen des Hethitischen und Etruskischen Stellung nehmen können. Dazu will eine umfangreiche Forschungs- und Darstellungsliteratur, die in den letzten 80 Jahren entstanden ist, beherrscht werden, an der auch, und vielfach in erster Linie, Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer teilhaben.

Allein die Schwergewichtsverschiebung nach rückwärts ist damit nicht erschöpft. Die Zeit der großen Göttinger Historiker, zu denen Heeren gehört, liegt auch vor der Entstehung der Urgeschichte. Wir datieren sie seit der Aufstellung des Dreiperiodensystems um 1836; Schweizer Pfahlbauten und Neandertalschädel kommen in den 50er Jahren zu Tage; eine wissenschaftliche Literatur entwickelt sich in Deutschland erst seit der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Noch zu Beginn unsres Jahrhunderts stritt man über den Charakter der Vorgeschichte als „Geschichte", und der erste deutsche Lehrstuhl für Urgeschichte wurde vor zehn Jahren in Königsberg errichtet. Nicht nur der Zeit nach, sondern auch dem geographischen Raume nach erweiterte sich dadurch das Arbeitsgebiet des Historikers ins Grenzenlose. Die Zeiten, in denen sich die Alte Geschichte mit Griechen und Römern in der Hauptsache erschöpfte, sind vorbei; wenn diese zwei Völker des sogenannten Altertums trotzdem noch für den Althistoriker im Vordergrunde unsres Wissenschaftsbetriebes an den Universitäten stehen, so abgesehen von jenen Kräften, die man mit Lindner unter dem Sammelbegriff der Kontinuität fassen kann, aus Gründen besonderer Eignung zur methodischen Schulung.

Aber selbst auf dem Boden der engeren griechisch-römischen Geschichte hat sich eine Schwergewichtsverlagerung vollzogen, seitdem, durch Joh. Gust. Droysens Arbeiten veranlaßt (1833—1843), die Zeit nach Alexander dem Großen, weit entfernt, als Zeit des Verfalls gewertet zu werden, vielmehr in das Licht einer Zeit der Vollendung, der Reife, der Ernte gerückt ist und unter dem Namen des Hellenistischen Zeitalters zum gemeinsamen Arbeitsgebiet der Historiker im engeren Wortsinne, der Religionsgeschichtler und der Kirchenhistoriker sich ausgewachsen hat.

Folgenschwerer indessen als alle diese Wandlungen dürfte die seit 1919 durch § 231 des Versailler Vertrages veranlaßte Schwergewichtsverschiebung nach vorn sein. Sie hat übrigens schon Vorläufer in der Vorkriegszeit; genannt seien z. B. Egelhaafs „Geschichte der Neuesten Zeit seit dem Frankfurter Frieden" (erstmalig 1908) und das damals nicht weniger verdienstvolle Buch des Grafen Reventlow über „Deutschlands auswärtige Politik seit 1888". Die Farbbücher der Mächte aus dem ersten Halbjahr des Weltkrieges, die Methode der Veröffentlichung von Akten, die nicht erst etwa 80 Jahre alt sein mußten, ehe sie an das Licht gebracht wurden, die Flut von Erinnerungen, Verteidigungs- und Anklageschriften der für den Krieg wie für den noch problematischeren Frieden verantwortlichen Staatsmänner und Heerführer aller Nationen sowie die auf solchem immer noch im Wachsen begriffenen erstklassigen Quellenmaterial aufbauende Literatur haben schon jetzt einen Umfang erreicht, daß ihre Beherrschung weiteste Entlastung der verantwortlichen Wissenschaftler von anderen Teilen der Geschichte fordert. Der Schauplatz hat sich von dem engen Westeuropa, das für den Historiker des Mittelalters in Frage kommt, auf die Welt erweitert, und, an den Grundsätzen der Sprachbeherrschung gemessen, die noch vor 50 Jahren selbst für den Neuhistoriker galten, würde heute außer sämtlichen sechs bis sieben westeuropäischen Hauptsprachen auch das Russische, Türkische, Arabische, Neupersische, Chinesische und Japanische als Voraussetzung in Betracht kommen. Zudem erweitert sich für den Neuhistoriker der Umfang der Hilfswissenschaften, und das gilt auch schon für die Zeit von etwa 1750 an, um zwei ganz große und weite Gebiete: Weltwirtschaft und Völkerrecht werden zu wichtigeren Voraussetzungen als die acht etwa von Wilh. Bauer in seiner vortrefflichen „Einführung in das Studium der Geschichte" 1928 herkömmlicherweise genannten, die aus einem der Zeit nach weiter zurückliegenden Stoffgebiet stammen. Ja, die Richtung, in der der Neuhistoriker zu schulen wäre, zeigen zwei Sätze bei Bauer. „Ein Staatsmann hat vor dem Neu-Historiker die Kenntnis der lebenden Kräfte voraus, die in jedem Gemeinwesen zur Geltung kommen." Sollte man nicht vom „Nur-Historiker" fordern, daß er die Kenntnis der lebenden Kräfte, die in jedem Gemeinwesen zur Geltung kommen, mit dem Staatsmann gemein habe? Dazu aber fordert Bauer mit Recht „ent-

sprechende Kenntnisse aus dem Leben der Gegenwart", besonders solche „von technischen Fähigkeiten und Erfahrungen". Es ist also ein grundsätzlich ganz anderer Bildungsgang für den Neuhistoriker zu fordern, als wir ihn von einer an weiter zurückliegenden Stoffen vollzogenen Schulung her gewohnt sind.

II.

Wie verhält sich hierzu die Lehrverfassung an unseren 23 reichsdeutschen Universitäten? Um kurz zu sein: außer besonderen Althistorikern haben wir staatlich-amtliche Professuren für das Gesamtgebiet der „Geschichte"; es bestehen, und das ist die Regel, Professuren für „mittlere und neuere Geschichte", an einzelnen Universitäten gibt es auch die amtliche Lehrabgrenzung nur für „neuere Geschichte". Darunter wird in jedem Falle die ganze Zeit von 1500 bis zur Gegenwart verstanden. Besondere Lehrverpflichtungen für „neue" Geschichte, gleichviel ob man sie bei 1750, 1815 oder gar erst bei 1871 anfangen lassen will, bestehen trotz der enormen zeitlichen, räumlichen und sachlichen Gebietserweiterung, die die Geschichtswissenschaft etwa seit Beginn unsres Jahrhunderts erfahren hat, nicht.

Das wirkt sich nun in der Lehrtätigkeit an den Universitäten geradezu drastisch aus. Eine über die letzten 19 Semester erstreckte Untersuchung der Vorlesungen an den 23 Universitäten, von der leider die Seminare und Uebungen wegen der oft unbestimmten Form der Ankündigung nicht betroffen werden konnten, ergibt, daß an 20 Universitäten die Zahl der für Alte und Mittelalterliche Geschichte angekündigten Themen größer ist als die für die Zeit von 1500 ab; die auf diese Themen verwendete Wochenstundenzahl übersteigt für jene weiter zurückliegenden zwei Gebiete an 22 Universitäten diejenige für die uns näher liegende Zeit. Mehr noch. Es sind ganz seltene, meist mit Stellenbesetzungsfragen zusammenhängende Ausnahmen, daß einmal an einer einzelnen Universität das Gebiet der Alten oder der Mittelalterlichen Geschichte in den Ankündigungen ausfällt. Hingegen schon die Zeit zwischen der Reformation und der französischen Revolution fällt im Sommersemester 1932 an acht Universitäten aus, soweit Vorlesungen in Frage kommen, und für diesen Zeitabschnitt sinkt die Zahl der hierfür in einem Semester keine Vorlesung bietenden Universitäten nie unter drei. Die Ausfallszahlen für die Epoche von 1789 bis 1870 erhöhen sich etwas. Wenn dann aber die mit der Kriegsschuldlüge belastete Vorkriegszeit einschließlich des Krieges selbst in drei verschiedenen Semestern an 13, in weiteren fünf Semestern an zwölf Universitäten ganz ausfällt und die Ausfallsziffer für kein Semester unter acht sinkt, so kann dafür nicht etwa Weltfremdheit der Professoren verantwortlich gemacht werden, wie die Zahl und die Wahl der angekündigten Themen beweist, sondern die staatliche Lehrverpflichtung, die den Inhaber des Lehrstuhls zwingt, seine Zeit und Kraft in der Hauptsache viel weiter zurückliegenden Jahrhunderten zuzuwenden, so daß die uns praktisch am nächsten liegenden Angelegenheiten für den beamteten Lehrer nur so nebenbei in Frage kommen können. Es ist eben die amtliche Lehrverfassung, die dem 19. und 20. Jahrhundert noch immer nicht den Charakter einer eigenen Größe zubilligt, diese Zeiträume vielmehr als Anhängsel zu früheren Jahrhunderten behandelt.

Was die Nachkriegszeit betrifft, — die Ausfallszahl schwankt innerhalb der 19 Semester von Sommersemester 1924 bis Sommersemester 1933 zwischen 21 und 15 — so liegt nach meinen Erfahrungen die Hauptschwierigkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung, d. h. Erforschung wie Darstellung, nicht etwa in einem Mangel, sondern in einer Ueberfülle an Stoff, den kritisch zu sichten die erste und dringendste Aufgabe zu sein hätte. Welcher Historiker dürfte behaupten, die gesamte Quellenmasse und Literatur des In- und Auslandes zu beherrschen, die sich um den einzigen Punkt des Reparationsproblems entwickelt hat? Nun hat Bauer, der mit Recht immer wieder Gegenwarts-

vertrautheit für jeden Historiker fordert, erklärt, pädagogisch, d. h. zur formalen Schulung, sei „das Studium der Neuzeit am wenigsten ergiebig. Sie steht der Gegenwart zu nahe, als daß der Anfänger die nötige Unbefangenheit zur Scheidung des Wichtigen und Unwichtigen aufbrächte. Die leichte Art, noch unbekanntes Material an den Tag zu bringen, verführt zur Ueberschätzung der eigenen Leistung und zur Vernachlässigung der Gründlichkeit". Das würde doch nur bedeuten, daß die Vorbereitung des Historikers für wissenschaftliche Arbeit innerhalb verschiedener Zeitgebiete verschieden zu sein hat und daß für den Neuhistoriker eine wesentlich andere Schulung durchzuführen wäre als für den, der sich vorzugsweise dem Mittelalter zuwenden will. Aber davon abgesehen, — formale Schulung des zukünftigen Wissenschaftlers ist doch nicht die einzige Aufgabe der Universität, wenn auch gewiß eine unerläßliche und wichtige.

Der nicht selten gegen die Pflege der jüngsten Geschichte ins Feld geführte Gedanke des mangelnden Abstandes hält nicht Stich. Wenn er Sinn haben soll, so kann er sich nur auf die Wertungen beziehen, die mit diesem oder jenem Ereignis, mit der einzelnen handelnden Person zu verbinden sind. Wenn aber eine Zeit zur wissenschaftlichen Behandlung erst dann reif sein soll, wenn sie außerhalb des Streites der Wertungen stünde, welche Epoche der Geschichte wäre dann überhaupt wissenschaftlicher Behandlung zugänglich? Vielmehr hat schon Lessing, worauf Egelhaaf hinweist, den Namen eines Geschichtsschreibers nur dem zuerkennen wollen, der die Geschichte seiner eigenen Zeit geschrieben hätte. Und es hat der Größe unserer großen Historiker um die Wende zum 19. Jahrhundert keinen Abbruch getan, daß Joh. Gottfried Eichhorn seine „Geschichte der letzten drei Jahrhunderte" in der ersten 1803 erschienenen Auflage bis 1802 durchführte, daß Heeren sein „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien" zuerst 1809 bis 1804 schrieb, dann in der vierten Auflage von 1822 bis aufs Jahr 1821 fortsetzte, und daß Friedrich Saalfeld seine „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der französischen Revolution" im Jahre 1815 bis zum Jahre 1812 gedeihen ließ. Gleich die ersten Sätze seiner Vorrede sind für unsern Zusammenhang zu bezeichnend, als daß ich sie hier unterdrücken möchte. „Dem Verfasser ist keineswegs das Vorurteil unbekannt, welches unter einem großen Teile des Publikums gegen jede Geschichte der Zeit herrscht... Diese Behauptung aber, so allgemein aufgestellt, ist... grundfalsch und zeugt nur von der Beschränktheit und der Einseitigkeit derer, die sie aussprechen; kaum möchte es sich der Mühe verlohnen, dergleichen Abgeschmacktheit ernsthaft zu widerlegen. Schrieben denn nicht die großen Alten, die ewigen Muster der Geschichtsschreibung, schrieben Thucydides und Tacitus (er hätte hier auch Polybius nennen können) nicht die Geschichten ihrer Zeit?"

## III.

Die in der Sache bereits außerordentlich fühlbar eingetretene Schwergewichtsverschiebung in der Geschichtswissenschaft nach vorn muß also notwendigerweise organisatorische Folgen haben. Wie vor nicht allzuviel Jahrzehnten die „Neuere" Geschichte die Anerkennung ihrer Eigenexistenz gegenüber der „Mittleren", mit der sie ehedem ein einziges Gebiet bildete, erlangt hat, so muß ihr gegenüber die Geschichte der Neuzeit, deren Abgrenzung erst eine Frage zweiter Ordnung ist, wiederum als Eigengebiet besonders beauftragte Pfleger erhalten. Für die wissenschaftliche Schulung zu diesem Studium müssen Wirtschaftswissenschaft und Völkerrecht unerläßlicher Bestandteil sein; an Gelegenheit zu Interpretation, zu Quellenkritik, zu einer allerdings modernen Numismatik, zu Genealogie und selbst zu chronologischen Untersuchungen fehlt es auf dem Gebiete der neuesten Geschichte wahrhaftig nicht.

Dagegen muß die für die beschränkteren Verhältnisse der mittelalterlichen Geschichte noch durchführbare Forderung der Beherrschung derjenigen Sprachen, in denen die

Geschichte des Volkes studiert werden kann, für die neueste Geschichte fallen. Sie ist auch in der Praxis für den Fachmann der neueren Geschichte nicht mehr durchgeführt worden; für die holländische, dänische, schwedische, osmanische Geschichte verläßt sich der Fachmann entweder auf deutsch, englisch oder französisch geschriebene Werke oder auf deutsche Uebersetzungen. So wird in normaler Arbeitsteilung der Neuhistoriker sich für Ostasien auf den Sinologen, für Südasien auf den Indologen stützen müssen; über die Notwendigkeit der Beherrschung des Russischen kann man anderer Meinung sein. Jedenfalls kann die Sprachenfrage nicht als Argument gegen die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte der Neuzeit ins Feld geführt werden.

Alle Bedenken haben zurückzutreten vor der Anerkennung der Wichtigkeit und Notwendigkeit, daß die Universitäten vom Staate in den Stand gesetzt werden, der Nation eine wissenschaftlich begründete, enge Fühlung mit der Geschichte der Neuzeit zu vermitteln. Sollte die Geschichte der Neuzeit weniger wichtig sein als die mit mehreren eigenen Lehrstühlen ausgestattete Urgeschichte?

Paul Mombert

# Die Länge der Generationsdauer

Eine indische Fabel erzählt: ein Schulmeister kaufte täglich sechs Brote. Da fragte ihn einmal ein Bekannter: „Sage mir, lieber Freund, was brauchst du denn immer sechs Brote?" Der Schulmeister antwortete: „Eines für mich selbst, ein anderes werfe ich weg, aber es kommt wieder; zwei leihe ich her und mit den übrigen zweien bezahle ich meine Schulden." „Erkläre dich deutlicher", sagte der andere, „ich verstehe dich nicht". „Nun", sagte der Schullehrer, „ein Brot esse ich, eines gebe ich meiner Schwiegermutter, zwei meinen Kindern, zwei meinen Eltern."

In dieser einfachen Parabel ist die uns allen geläufige, gewissermaßen der Ordnung der Natur entsprechende Tatsache enthalten, daß im allgemeinen stets drei Generationen einer Familie zusammenleben, die eine, die im Heranwachsen und in der Ausbildung begriffen ist, die andere, die auf dem Höhepunkt ihres Schaffens und ihrer Leistungsfähigkeit steht, und die dritte, die sich bereits auf absteigender Linie befindet.

So sehr auch heute in den Grundlinien diese Generationenfolge dem wirklichen Ablauf entspricht, so haben sich doch in ihr, in den letzten Jahrzehnten vor allem, wesentliche Wandlungen mit weitreichenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen vollzogen. Diese Wandlungen beruhen in erster Linie auf der beträchtlichen Zunahme, welche die sogenannte mittlere Lebenserwartung oder mittlere Lebensdauer der Menschen in allen Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten erfahren hat. In dem Zeitraum von 1871/81 bis 1924/26 stieg im Deutschen Reiche bei den Neugeborenen die mittlere Lebenserwartung beim männlichen Geschlecht um 22,39, beim weiblichen um 20,37 Jahre, für die Zwanzigjährigen stieg sie um 8,5 bzw. 7,9 Jahre. Während in dem Jahrzehnt 1871/80 nach den damaligen Sterblichkeitsverhältnissen ein vierzigjähriger Mann noch durchschnittlich 24,26 Jahre zu leben hatte, betrug diese mittlere Lebenserwartung in dem Zeitraum von 1924/26 30,5 Jahre, und für einen Fünfzigjährigen stieg sie in der gleichen Periode von 17,98 auf 21,89 Jahre. In dem letztgenannten Zeitraum hatte ein Mann

von 55 Jahren die Aussicht, länger zu leben als ein solcher von 50 Jahren in dem ersten Jahrzehnt nach der Reichsgründung.

Noch stärker tritt diese Zunahme der mittleren Lebensdauer in die Erscheinung, wenn man noch weiter zurückliegende Zeiten mit der Gegenwart vergleicht. Freilich wissen wir über die älteren Sterblichkeitsverhältnisse, namentlich im Mittelalter, nur sehr wenig, und es stehen zur Beurteilung ihrer Höhe dafür im wesentlichen nur die Angaben über die mittlere Lebensdauer in den deutschen Kaiser- und Fürstenhäusern im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit zur Verfügung. Ihre Sterblichkeit war zweifellos wesentlich günstiger als diejenige der übrigen Bevölkerung. Bei einem solchen Vergleich ergibt sich, daß seitdem die mittlere Lebensdauer noch in weit beträchtlicherem Umfange gestiegen ist als in den letzten beiden Menschenaltern. Mit dieser nicht unbeträchtlichen Verlängerung der Lebensdauer ergeben sich jedoch wirtschaftliche und gesellschaftliche Auswirkungen, die gerade in der jüngsten Gegenwart besonders spürbar sind.

In älteren Zeiten, in denen das Leben von kürzerer Dauer war, ergab sich dafür ein gewisser Ausgleich, daß Ausbildung und Berufstätigkeit wesentlich früher begonnen haben. Die großen Humanisten, Geiler und Reuchlin, kamen schon im fünfzehnten, Wimpheling schon im vierzehnten Jahre zur Universität; Kant bezog sie mit sechzehn Jahren, Schelling schloß sein Universitätsstudium mit dem siebzehnten Jahre ab, und der Philosoph Krause konnte bereits im einundzwanzigsten Lebensjahre die Dozentenlaufbahn beginnen. Wenn wir damit die Verhältnisse in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vergleichen, so erhalten wir ein ganz anderes Bild. Die Berufstätigkeit beginnt in den meisten Berufen weit später als früher, was ganz besonders für die sogenannten gelehrten Berufe gilt, um dann aber auch entsprechend der Steigerung der mittleren Lebensdauer umso länger zu währen.

Es ist leicht einzusehen, daß die bei uns jetzt so viel länger währende Berufsausbildung und der so viel später einsetzende Beginn der Berufstätigkeit wirtschaftlich gar nicht möglich gewesen wären, wenn nicht die mittlere Lebensdauer so sehr zugenommen hätte. Ein bekannter Statistiker hat schon vor mehr als einem Menschenalter einmal gesagt, daß der gebildete Europäer seine ersten 25 Jahre nur damit zubringe, zu lernen, und daß ihm bei einer mittleren Lebensdauer von 40 Jahren nur 15 Jahre übrig blieben, um das Gelernte in dem Dienst der Menschheit zu verwerten. Seitdem diese Worte geschrieben wurden, ist die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen bei uns um 18 Jahre gestiegen. Es wurde schon eben darauf hingewiesen, daß ohne eine solche Zunahme der Lebensdauer eine derartige Verlängerung der Ausbildungszeit für den Menschen aus ökonomischen Gründen gar nicht möglich gewesen wäre. Sonst wäre auch die Zeit zu kurz, die einem Menschen zur Verfügung stände, das, was er gelernt hat und kann, auch im Interesse des Ganzen zu verwerten. Ungemein Vieles von dem, was uns die neuere Zeit in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht gebracht hat, hätte sich ohne diese starke Zunahme der mittleren Lebensdauer gar nicht durchführen lassen.

Kann man aus diesem Grunde die Verlängerung der Lebensdauer als etwas Günstiges ansehen, so gilt das Gleiche auch unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Mit der Zunahme der aktiven Lebenszeit tritt für die Volkswirtschaft ein großer Gewinn an Arbeitskraft ein; wirtschaftlich wertvolle Leben werden verlängert, die ganze Arbeits- und Handlungsfähigkeit eines Volkes erfährt dadurch eine Zunahme.

Freilich kann eine solche Verlängerung der mittleren Lebensdauer auch ihre großen Nachteile haben. Das können wir gerade in der jüngsten Gegenwart feststellen. Je länger nämlich die mittlere Lebensdauer ist, je später damit die Menschen aus dem Leben und aus ihrer Berufstätigkeit scheiden, umso später kommt die heranwachsende Generation zur wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeit. Im Erbübergang wird das Vermögen der Eltern später auf die Kinder übergehen, sie gelangen damit später zur wirt-

schaftlichen Selbständigkeit. In den Beamtenberufen werden die vorhandenen Stellungen für die nachwachsende Generation erst später frei, und das Gleiche gilt auch von vielen anderen Berufstätigkeiten.

Gerade in einer Zeit wie derjenigen der letzten Jahre, in denen als Folge der starken Geburtenjahrgänge der Vorkriegszeit die heranwachsende Generation so zahlreich ist, wie noch nie zuvor, mußte sich deshalb die Verlängerung der mittleren Lebensdauer recht ungünstig auf den Arbeitsmarkt auswirken.

Wenn auch an der großen Arbeitslosigkeit, unter der wir zu leiden haben, noch andere Ursachen und noch in stärkerem Maße beteiligt sind, so hat zu ihr unstreitig auch diese Verlängerung der mittleren Lebensdauer ebenfalls beigetragen. Obgleich dabei die besonders starken geistigen und seelischen Umstellungen und Gegensätze der Gegenwart nicht übersehen werden dürfen, so hängen diese Gegensätze innerhalb der Generationen doch auch damit zusammen, daß die heranwachsende Jugend heute so viel später als früher zur wirtschaftlichen Entfaltung und Selbstständigkeit gelangt.

In einer Zeit, in der — wie bei einer aufsteigenden Konjunktur — die Wirtschaft eines Landes imstande ist, den ganzen Nachwuchs, der ins erwerbsfähige Alter hineinwächst, so ziemlich restlos aufzunehmen, hat eine Verlängerung der mittleren Lebensdauer keine solchen ungünstigen Folgen. Diese Folgen werden auch an Bedeutung zurückgehen, wenn als Wirkung des Geburtenrückganges der Nachwuchs, der in das erwerbsfähige Alter hineinkommt, in einer Reihe von Jahren selbst geringer werden wird. Aber in der Gegenwart sind diese ungünstigen Wirkungen deutlich fühlbar.

Ueber diese wirtschaftlichen Wirkungen jedoch hinaus, die je nach der Lage der Konjunktur und je nach der Stärke des Nachwuchses mehr oder weniger günstig oder ungünstig sein können, hat das Problem der Zunahme der mittleren Lebensdauer noch eine allgemeinere Bedeutung in kultureller und gesellschaftlicher Hinsicht. Es handelt sich um die ganz allgemeine Frage, ob es unter diesen Gesichtspunkten erwünschter erscheint, daß die Generationen näher beisammen oder weiter auseinander liegen. Der französische Soziologe A. Comte hat darauf hingewiesen, daß die heranwachsende Generation mehr dem Neuen zuneige, während die ältere Generation mehr konservativ, dem Neuen gegenüber zurückhaltender sei, daß also von der Länge der Generation doch große allgemeine Einflüsse auf die ganze geistige und kulturelle Entwicklung in einem Lande ausgehen können.

Ein allgemeines Urteil darüber, ob unter solchen Gesichtspunkten eine kurze oder eine lange Generationsdauer günstiger zu beurteilen ist, läßt sich nicht fällen. Es hängt dies von den besonderen Verhältnissen des Landes ab, auf die eben schon kurz hingewiesen wurde.

Man darf auch nicht übersehen, daß diese Gegensätze von Jung und Alt im Wollen und Streben selbst dem geschichtlichen Wandel unterworfen sind. Der ältere Mensch von heute ist für das Neue auf allen Gebieten sicherlich viel empfänglicher als der jüngere Mensch in früheren Jahrhunderten. Eine wesentliche Rolle für die aufgeworfene Frage spielt dann auch die Tatsache, ob es sich um Zeiten der Ruhe und Beharrung für ein Volk oder um Zeiten starken Fortschrittes auf allen Gebieten handelt. Mit der Verlängerung der mittleren Lebensdauer hat gleichzeitig auch das Tempo unserer ganzen geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung eine Beschleunigung erfahren. Je langsamer dieses Tempo ist, um so mehr sind der Antrieb und die Tatkraft der jüngeren Generation am Platze, während dann im umgekehrten Falle, wenn diese ganze Entwicklung stark vorantreibt, der mehr konservative, zur Ruhe gemahnende Zug der älteren Generation seine bestimmte Bedeutung haben mag. In dieser Weise kann man vielleicht versuchen, auf die oben aufgeworfene Frage eine Antwort zu geben.

Rudolf Zesch

# Gustav Nachtigal in Tunis (Schluß)

## Unveröffentlichte Briefe des Afrikaforschers

Die noch im letzten Brief aus Tunis vom 30. Juli 1864 von Nachtigal erhoffte Anstellung als Militärarzt der einen Expedition verwirklichte sich tatsächlich wenige Tage später. Am 7. August war er zum „Lager", das „von verheerenden Krankheiten heimgesucht war", aufgebrochen und hatte — wie er am 28. September aus Mdjez-el-Bab schrieb — „während eines Monats einen vortrefflichen Gesundheitszustand" herbeigeführt. Im gleichen Brief: „Ich bedaure nur, daß die gänzlich wiederhergestellte Ordnung im Lande ein so schnelles Ende der Expedition herbeiführen wird; denn das beraubt mich sehr ansehnlicher Appointements. Ich habe 2000 Piaster per Monat, ca. 350 Th., also gerade so viel, als ich noch Jahre lang in Königl.-Preuß.-Militärdiensten per Jahr gehabt haben würde."

Aber auch sonst ist er mit dieser Veränderung sehr einverstanden. Mit dem „Commandant en chef", einem mit europäischem Wesen wohl vertrauten General Rustam, steht sich Nachtigal, der als Engländer „passirt", sehr gut. „Ich habe überhaupt als Nicht-Franzose augenblicklich einen Stein im Brette. Letztere haben sich während der Revolution hier so verhaßt gemacht durch ihre Politik, daß ihre Nationalität keinen großen Vorteil für den Europäer hier bildet. Ich passire, da man von Deutschen nichts weiß oder doch nur wenig, für einen Engländer, was ich mir auch, wenn ich nicht direct gefragt bin, gefallen lasse, da diese Nation augenblicklich im Einfluß ist."

Obwohl die Haupttätigkeit der Expedition im Eintreiben von Steuern bestand, empfand Nachtigal keine Langeweile. „Meine Pflichten als Arzt nehmen 6—7 Stunden täglich in Anspruch; den Rest occupiren die nützlichen Beschäftigungen des Essens, Trinkens und Schlafens. Mein Suchen nach Alterthümern, das mir viel Vergnügen und Instruction gewährt und Lectüre, mit der ich, wenn nicht reichlich, so doch notdürftig versehen bin" — berichtete er am 30. Oktober.

Anfang November war man dem Flusse Medjcherda (dem alten „Bagrados") folgend nach El-Kef aufgebrochen, einer Bergfeste nahe der algerischen Grenze, dem römischen Sicca Venerea. Ganz begeistert schrieb er von dort am 29. November:

„Die vielbesuchten Ruinen von Karthago, Utika, Udina in der Nähe von Tunis, sind garnicht zu vergleichen mit den prächtigen Resten, welche man jeden Tag im Innern des Landes findet. Die Ruinen von Dugga (Thugga) sind z. B. splendid, grandios, kolossal. Auf der Höhe eines Bergplateaus liegend bedecken sie ungefähr eine halbe Quadratmeile und bieten uns Trümmer dar, welche in ihrer Conservirung uns in das Alterthum zurückversetzen und alles um uns hier vergessen zu machen wohl geeignet sind." Von El-Kef sollte die Expedition eigentlich in die Hauptstadt zurückkehren. Dem letzten Rebellenführer, Ali-Ben-Gohdahum, war es aber gelungen, „das Centrum und den Westen der Regentschaft bis El-Kef hinauf aufs Neue aufzuwiegeln", so daß es doch noch zu kriegerischen Ereignissen kam. Nach vielem Kreuz- und Quermarschieren hatte man das Lager in Bordj-el-Aribi aufgeschlagen, von wo Nachtigal am 26. Januar 1865 seinen ersten wirklichen Kriegsbericht senden konnte. Beim Abmarsch des Lagers von der Quelle Aïn-Babusch am 13. Dezember hatte Ali-Ben-Gohdahum mit seiner ganzen Macht die schwächere Kolonne Rustans überfallen. Die mitgeführten 4 Kanonen taten aber ihre Wirkung: „wir waren unbestritten um 12 Uhr Herren des Terrains"...

„Sobald neue Provisionen angekommen waren, setzten wir unseren Marsch gegen Süden fort, dem Rebellenchef folgend. Von jetzt ab mußte ich eine fabelhafte Tätigkeit entwickeln. Eine schädliche Quelle hatte bösartige Fieber in Menge erzeugt und ich hatte für ungefähr 20 Schwerkranke (ungerechnet die minder bedenklichen Kranken) zu sorgen,

ihren Transport zu ermöglichen, sie gegen die stets zunehmende Kälte zu schützen, ihnen Suppe oder kleine Labungen zu verschaffen, sie zu trösten, ihnen Medicin zu bereiten usw. usw. Denkt Euch dies ohne alle Existenz auch nur der nothdürftigsten Erfordernisse zur Erfüllung der genannten Zwecke, ohne Wägen, ohne Decken, ohne für Kranke geeignete Nahrungsmittel, ohne Alles, und dabei täglichen Lagerwechsel. Dabei keine Stadt weit und breit, wohin die Armen hätten transportiert werden können, keine Seele, die sich ihrer angenommen hätte als ich: so sehr war Alles mit der wichtigeren Aussicht auf Kampf und Sieg beschäftigt, so wenig achtet man Menschenleben in diesem Lande. Ich weiß in der That nicht, was ohne mich aus ihnen geworden wäre; meine Verdienste sind, ohne Eitelkeit kann ich es sagen, in dieser Hinsicht anerkennenswerth. Von Allen starb nur Einer, was die Freudigkeit meiner Bemühungen nicht wenig erhöhte.

So kamen wir nach fast täglichem Weiterziehen am 7ten Januar an das Flüßchen Haïdra, den Namen von den berühmten Ruinen von Haïdra empfangend, welche nahe der französischen Grenze liegen."

Noch einmal stellte sich dort der Gegner. „Bald entspann sich ein mörderischer Kampf, den man vom nächtlichen Hügel aus herrlich beobachten konnte. Heute gab es mehr zu thun; ich war den ganzen Vormittag mit Kugeln suchen und ausschneiden, mit Blutgefäßen unterbinden und Verbinden beschäftigt. Um gleich bei der Hand zu sein, näherte ich mich dem Kampfplatz etwas, zumal mein jüdischer Hülfsarzt sich weigerte, dieser Pflicht nachzukommen. Während dem kamen plötzlich ungefähr 1500 Reiter vom Lager Si Ali-Bey's vom Stamme der Djellas und Hamema, welche den aufgestandenen Tribus nicht besonders freundlich gesinnt sind und fielen mit den Unsrigen gemeinsam über den Feind her. Um Mittag war die Sache beendigt, der Feind in regelloser Flucht, die Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurücklassend. Die Unsrigen und die Djellas, denen Ali Bey gesagt hatte, er wolle sie nicht wieder ansehen, wenn sie ohne den Kopf des Hochverräthers zurückkehrten, verfolgten ihn eilig. Um Mittag brachen wir unser Lager ab und verlegten dasselbe nach den Ruinen von Haïdra. Ich ritt mit dem General über das Schlachtfeld und war entsetzt über die zahlreichen Opfer, die der Kampf kostete. Unsere Pferde entsetzten sich alle 20 Schritt über eine Leiche ohne Kopf; über einen mit Blut bedeckten schwer Verwundeten, der sich aus Todesschmerzen krümmte oder über einen gleichen Kopf, dessen gläserne Augen noch umherzustarren schienen, ohne Rumpf. Ich ritt wie in einem bösen Traume einher und entsetzte mich in gleicher Weise über das entsetzliche Bild, als über die naive Freude der Sieger, die jauchzten, ihre Mitbürger ermordet und ihr einwohnerloses Vaterland so vieler Arme beraubt zu haben. Der Befund des Schlachtfeldes und die nachträglichen Berichte machen den Tod von über 500 Menschen wahrscheinlich. Ich hatte 14 Verwundete zu besorgen, von denen 8 in den ersten Tagen starben. Zwei Tage habe ich Nichts gegessen, sondern mich durch Tee mit Cognac und Kaffee aufrecht erhalten, so viel hatte ich zu thun, theils mit der ärztlichen Behandlung, theils in dem Bestreben, den Verwundeten Nahrung, Schutz gegen die Kälte (wir hatten Nachts bis zu 6 Kältegraden), Labsal und Transportmittel zu verschaffen. Um dies zu verstehen, muß man denken, daß auch Nichts, Garnichts der Art vorhanden ist, daß der Arzt gar keinen Beistand hat, sondern Alles selbst thun muß. Besonders die Djellas, die seit 48 Stunden ununterbrochen auf dem Pferde waren, ohne Nahrung für sich und die Thiere, schrien nach Nahrung, ohne daß ich sie ihnen anfangs verschaffen konnte. Ich ließ ihnen einige Mal Kaffee bereiten, bis Suppe für sie gekocht war, froh, denen, die gleich darauf ihren Geist aufgaben, noch diese Erquickung verschafft zu haben.

In unmittelbarer Nähe der algerischen Grenze hielten wir an. Nach 2 Tagen kehrten die verfolgenden Reiter zurück, der Insurgentenführer war über die Grenze gegangen nach Tebassa und hatte französischen Schutz nachgesucht..."

„So endigte die tunesische Revolution, welche fast ein Jahr lang den ohnehin schon mangelnden Wohlstand der Regentschaft gänzlichem Elend entgegenzuführen drohte. — Da diese Gegend reicher als der Osten, Süden und Norden ist, haben wir einige Millionen Kriegskontribution einzutreiben und erwarten deren Eingehen, um dann, unsere Geldkisten gefüllt, den Dank des geretteten Vaterlandes zu empfangen, nach Tunis zurückzukehren. Alsdann hoffe ich ebenfalls, mein bescheidenes Theil der gesammelten Lorbeeren zu erhaschen und demnächst einen Besuch in Europa machen zu können. —"

So schnell sollte sich Nachtigal's Wunsch noch nicht erfüllen. Aus Djebel-Selata schrieb er am 7. April 1865 etwas niedergeschlagen:

„Die ganze Colonne ist aufs Aeußerste gelangweilt, ermüdet und abgerissen. Alles ersehnt lebhaft die Rückkehr, deren Termin sich leider nicht bestimmen läßt. Es fehlt etwa noch eine halbe Million Piaster, doch wenn man weiß, mit welcher Mühe es verknüpft ist, einem Beduinen einige Piaster aus den Knochen zu reißen (wie man sich wohl ausdrückt), so wagt man nicht einen Termin als wahrscheinliches Ende anzugeben."

Dieser letzte Brief aus der im Reichsarchiv liegenden Sammlung schließt wieder mit der Hoffnung recht baldigen Eintreffens in Tunis, um einen „reellen Nutzen" aus der Dankbarkeit der Regentschaft ziehen zu können, der ihm endlich die finanzielle Unabhängigkeit sichern soll:

„Doch die Finanzwirtschaft in diesem Lande ist zu schlecht; die Regierung kann nicht lange so bleiben, ohne Conflicte im Lande herbeizuführen und im Laufe der Jahre vielleicht doch französische Occupation im Gefolge zu haben. Für den Augenblick haben sie glücklicherweise Geld genug und ist also nichts zu besorgen. Meine Freunde Schmidt u. Comp., Bankiers des Gouvernements[1]), werden schon zeitig genug den passenden Moment zum Rückzug andeuten."

Aus anderen Quellen[2]) wissen wir, daß er noch bis zum 3. Juli sich gedulden mußte, ehe der — wie er schon im April gefürchtet hatte: „nur in glatten Worten" bestehende — Dank ihm zuteil wurde. Der Bey verlieh ihm einen hohen Orden, Sidi Mustafa Khasnadar ernannte ihn zu seinem Hausarzt — ehrenhalber.

* * *

In „gräßlicher Nichtsthuerei" verbrachte er nun seine Tage. „Die Sehnsucht nach germanischer Civilisation verzehrt mein afrikanisches Gemüth ... Der Rest meiner deutschen Natur sträubt sich mit dem erwachenden Frühling mehr denn je gegen diesen geistigen Tod", klagte er seinem Freunde Dr. Berlin bereits im März 1867. Allerdings hatte er die Genugtuung, sein Ausharren dann doch belohnt zu sehen. Er wurde Hofarzt des Bey, konnte seine Privatpraxis von Monat zu Monat vergrößern und gewann nun auch in der Fremden-Kolonie eine führende Stellung.

Erst 1868 sah Nachtigal die Heimat wieder. Der drohende Staatsbankrott, der später Jahre hindurch die europäischen Kabinette beschäftigt hat — wegen des genannten deutschen Bankhauses Erlanger auch Bismarck — machte die Entsendung des Finanzministers nach Europa notwendig. Es lag nahe, ihm Nachtigal als Dolmetscher beizugeben. Kaum hatte er jedoch seinen Urlaub angetreten, da rief ihn die Nachricht vom Ausbruch des Hungertyphus wieder nach Tunis zurück.

Für alle freundlichen Ratschläge, sich nicht der Ansteckungsgefahr auszusetzen, in Deutschland zu bleiben, zumal er doch seit Jahren kein ordentliches Gehalt bezogen habe, hatte Nachtigal nur die Antwort: „Noch stehe ich in meiner Pflicht und es kann für mich nicht maßgebend sein, welchen Gefahren ich mich dabei aussetze".

Als er nach der erfolgreichen Bekämpfung der Seuche endlich daran denken wollte, längeren Urlaub zur weiteren Ausbildung zu nehmen, warf diesmal er selbst alle Pläne um. Gerhard Rohlfs Bitte, nach Bornu zu gehen, nahm er bereitwilligst an. „Du weißt, es war immer eine Lieblingsidee von mir und bevor ich Afrika gänzlich verlasse, will ich noch einige seiner Central-Geheimnisse erlauschen" — schrieb er an Dr. Berlin.

Kurz vor Weihnachten 1868 verließ Nachtigal Tunis, um die Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Wenige Tage vor seinem 35. Geburtstage, am 18. Februar 1869, trat er von Tripolis aus die Reise ins Ungewisse an. Daß er sie mit solchem Erfolge durchführen konnte, verdankt Nachtigal letztlich sich selbst, seinem harten Daseinskampf in den ersten Jahren seines tunesischen Aufenthaltes.

[1]) Vertreter des Pariser bzw. Frankfurter Bankhauses Erlanger.

[2]) Die schon genannte Aufsatzsammlung von Dorothea Berlin, „Erinnerungen an Gustav Nachtigal" und „Deutsche Afrikareisende der Gegenwart" von Fr. Ruhle, 1. Band, Gustav Nachtigal, Aschendorffsche Buchhandlung, Münster i. W., 1892.

# Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

## Die Volksabstimmung im Saargebiet

I.

„Der Gegensatz zwischen der Auffassung der Regierungskommission und derjenigen der Saardeutschen ist offenbar der, daß die Regierung nach dem im Versailler Vertrag verankerten Statut die Meinung vertritt, die „unbeeinflußte Stimmabgabe", die im Jahre 1935 gesichert werden soll, verbiete schon jetzt Kundgebungen des nationalen Willens der deutschen Bevölkerung, wogegen diese der Ueberzeugung ist, ein international anerkanntes Recht hierauf zu haben. Ich bin nicht dazu berufen, die Streitfrage zu entscheiden.

Vielleicht dürfte es aber angezeigt sein, daß der Völkerbund, der Treuhänder des Saargebietes und somit seine oberste Aufsichtsbehörde, angesichts der gefährlichen Zuspitzung der Verhältnisse in dem ihm anvertrauten Territorium, sich so rasch als möglich mit dieser Lage befaßt und für eine Abklärung sorgt, wie er das schon 1923 durch seine damalige Resolution getan hatte."

Dies ist die Schlußfolgerung einer Broschüre, die vor wenigen Wochen erschienen ist. (Dr. jur. L. Maisch: Zum Verständnis für das Saargebiet und zur Verständigung. 68 Seiten. Preis 8,50 Fr. Solothurn 1933. Verlag Buchdruckerei Vogt-Schild.)

Sie will dem Verständnis für das Saargebiet und der Verständigung dienen. Ihr Verfasser ist Fürsprecher (Rechtsanwalt) Dr. jur. L. Maisch, Bern, Mitglied der Internationalen Rekurskommission für die Verteilung der Saar-Kontingente. Wie befremdet und verwundert dieser Neutrale den neuesten Verfügungen und Maßnahmen der Regierungskommission gegenübersteht, erhellt aus dem Gegensatz, in dem seine oben mitgeteilte Schlußfolgerung zu dem Kerngedanken der Schrift steht. Als er sie verfaßte (sie ist im wesentlichen der unveränderte Abdruck eines im Spätherbst 1932 vor einem Berner Freundeskreis gehaltenen Vortrages), konnte er in den Mittelpunkt seiner Darlegung die Forderung stellen: Verzicht auf die Abstimmung! Ihr Ergebnis liegt heute schon fest, es wird ein unbedingtes und vorbehaltloses Bekenntnis zu Deutschland sein. Warum also abstimmen lassen über eine schon jetzt unbezweifelbare Tatsache! Einzige Folge der Abstimmung und des ihr vorhergehenden Kampfes könnte ja doch nur eine weitere Trübung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich sein. Daher führe man das Saargebiet ohne Abstimmung zu Deutschland zurück, das müßte die Beziehungen der beiden großen Nachbarvölker bereinigen und zur Befriedung Europas beitragen. Voraussetzung dafür wäre die Preisgabe von Prestige-Erwägungen auf beiden Seiten. Daß der frühere Versuch 1929/30, die Saarfrage ohne Abstimmung zu lösen, fehlgeschlagen ist, entmutigt den Verfasser nicht: „Wenn es richtig ist, daß wirtschaftliche Erwägungen im Jahre 1930 den Ausschlag dafür gegeben haben, daß eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich nicht stattfinden konnte, so will mir scheinen, daß vor 1935 neue Versuche, zu einer Verständigung zu gelangen, gemacht werden könnten, da das politische Interesse an einer Verständigung jetzt sicher das bedeutendere ist."

Aus dieser wichtigen Stimme eines Neutralen geht hervor, wie aktuell — hier zunächst im internationalen Sinne — die Abstimmung des Saarvolkes über sein Schicksal ist. Zugleich drängt sich aus dem Tenor der Broschüre eine sehr wichtige Vorfrage in bezug auf die Abstimmung auf. Sie heißt: ist die Rückgabe des Saargebietes schon vor 1935, d. h. also ohne Abstimmung möglich? Bevor auf diese Frage eingegangen wird, sei zunächst über die Abstimmung selbst das Grundsätzliche gesagt.

II.

Das Saargebiet, durch den Versailler Vertrag dem Völkerbund bis zum Jahre 1935 zu treuen Händen übertragen, der seinerseits wieder die Regierung durch einen von ihm ernannten Fünf-Männer-Ausschuß, die Regierungskommission, wahrnehmen läßt, empfängt bis 1935 für sein staatliches Leben die Rechtsgrundlage im Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919. Die Bestimmungen über das Saarbecken befinden sich in Teil III Abschnitt 4 in den Artikeln 45 bis 50, die ergänzt werden durch das sogenannte Saarstatut, d. i. eine Anlage von drei Kapiteln. Dieses Saarstatut bildet nach Artikel 50 einen untrennbaren Bestandteil des Vertrages.

Nach Art. 45, 46 des Versailler Vertrages (ergänzt durch Kapitel I des Saarstatuts) hat Deutschland an Frankreich sämtliche Kohlengruben des Saarbeckens übertragen einschließ-

lich aller dazugehörigen Anlagen, Einrichtungen und Gerätschaften. Der französische Staat erwarb daran mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages (am 10. Januar 1920) ohne Rücksicht auf den bisherigen Eigentümer das volle, unbeschränkte, schulden- und lastenfreie Eigentum sowie das ausschließliche Ausbeutungsrecht (§ 1 das Saarstatuts). Sache Deutschlands ist es, die Eigentümer oder sonstigen Beteiligten zu entschädigen (§ 5 Abs. 3).

Die Besonderheiten der staatsrechtlichen Stellung des Saargebiets haben ihren Grund in der Abtretung der Saarkohlengruben an Frankreich:

„Als Ersatz für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich und als Anzahlung auf die von Deutschland geschuldete völlige Wiedergutmachung der Kriegsschäden tritt Deutschland das volle und unbeschränkte, völlig schulden- und lastenfreie Eigentum an den Kohlengruben im Saargebiet, wie es in Art. 48 begrenzt ist, mit dem ausschließlichen Ausbeutungsrecht an Frankreich ab (Art. 45)."

Damit Frankreich in dieser Ausbeutung in keiner Weise gehindert ist, wird bis zur endgültigen Regelung in 15 Jahren das Saargebiet unter die Herrschaft des Völkerbundes gestellt.

„Deutschland verzichtet zugunsten des Völkerbundes, der insoweit als Treuhänder gilt, auf die Regierung des obenbezeichneten Gebietes.

Nach Ablauf einer Frist von 15 Jahren nach Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrags wird die Bevölkerung zu einer Aeußerung darüber berufen, unter welche Souveränität sie zu treten wünscht (Art. 49)."

III.

Es ergibt sich zunächst die Frage, ob es möglich sei, ohne Verletzung des Versailler Vertrages das Saargebiet schon vor 1935 an Deutschland zurückzugeben. Frankreich erklärt: Nein. Es stützt sich darauf, daß § 38 der Anlage zum Abschnitt IV des Friedensvertrages nur über wirtschaftliche Fragen (Rückkauf der Minen) frühere Vereinbarungen zwischen Deutschland und Frankreich, nicht dagegen eine Vorverlegung des Termins für die Volksabstimmung vorsieht. „Selbst wenn wir es wollten, hätten wir nicht das Recht, über die Saarbevölkerung zu verfügen. Selbst wenn wir es wollten, könnten wir nicht einer Bevölkerung die Rechte entziehen, die ein von einer großen Anzahl Nationen unterzeichneter Vertrag ihnen übertragen hat", hat der Außenminister Briand im November 1929 in der französischen Kammer erklärt.

Der Völkerrechtler Dr. Böhmert (Kiel) erwidert diese Frage positiv: Briands Ansicht hält jedoch einer näheren Prüfung nicht stand. Das Saargebiet kann schon heute Deutschland zurückgegeben werden, wenn Frankreich die Rückgabe will. Es gibt keinen Rechtssatz des Völkerrechts, der dagegen spricht. Zunächst ist es gleichgültig, daß der Versailler Vertrag einen früheren Termin nur für Vereinbarungen über wirtschaftliche Fragen zuläßt. Wenn in einem Vertrag einzelnen Vertragsteilen gewisse Rechte eingeräumt sind, so können sie, falls nicht etwas anderes ausdrücklich vereinbart ist, frei darüber verfügen.

Das gilt für das Völkerrecht genau so wie für das bürgerliche Recht. Ebenso wie Belgien das ihm abgetretene Eupen und Malmedy an Deutschland wieder zurückgeben kann, ohne daß die übrigen Vertragsparteien des Versailler Friedens zustimmen müssen; ebenso gut können die drei Anwartschaftsberechtigten auf das Saargebiet — Deutschland, Frankreich und der Völkerbund — auf das ihnen eingeräumte Anwartschaftsrecht verzichten, ohne daß eine Abänderung des Friedensvertrages notwendig ist, denn dieser verbietet nicht die friedliche Veränderung des in ihm festgelegten Besitzstandes durch Sonderabkommen der Beteiligten. Es steht also nichts im Wege, daß das Saargebiet auf Grund eines deutsch-französischen Vertrags, der vom Völkerbundsrat genehmigt wird, an Deutschland schon jetzt zurückübertragen wird.

Allerdings würde dieses Abkommen erst nach seiner Genehmigung durch die Saarbevölkerung wirksam werden. Denn daran kann nach der Entwicklung des Völkerrechts kein Zweifel sein, daß, wenn in einem Staatenvertrag das Schicksal eines Gebietes von einer Volksabstimmung abhängig gemacht wird, dieser Bevölkerung dadurch nach Artikel eines Vertrages zugunsten Dritter ein Recht auf Volksabstimmung eingeräumt wird. Wenn also das Saargebiet vor 1935 an Deutschland zurückgegeben werden soll, so ist der vorherige Verzicht der Saarbevölkerung auf das ihr vertragsmäßig für 1935 zugesicherte Recht auf Selbstbestimmung erforderlich.

Einen solchen Verzicht könnte die von Briand als Subjekt vertragsmäßiger Rechte, d. h. als „Völkerrechtssubjekt" anerkannte Bevölkerung durch eine Abstimmung erklären, die sofort nach Abschluß des deutsch-französischen Vertrages

stattfinden könnte und müßte. Die dem Wahlberechtigten vorzulegende Frage würde zu lauten haben: „Sind Sie dafür, daß die im Versailler Vertrag für 1935 festgesetzte Volksabstimmung nicht stattfindet und das Saargebiet sofort an Deutschland zurückfällt?"

Zudem haben ja auch die Pariser Saarverhandlungen der Jahre 1929/30 diese Frage in praxi bejahend beantwortet. Sie hätten ja gar keinen Zweck gehabt, wenn nicht die Absicht der politischen Rückgliederung vor 1935 ihre Grundlage gewesen wäre.

IV.

Da nun der Abstimmungstermin immer näher heranrückt und bis dahin mit neuen Verhandlungen wegen der Saarfrage zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr zu rechnen ist, erwächst für alle Saardeutschen die Pflicht, sich über die Abstimmungsberechtigung näher zu unterrichten.

Da der Versailler Vertrag am 11. Januar 1920 in Kraft getreten ist, läuft also mit dem 10. Januar 1935 die 15jährige Frist, während der Deutschland auf die Regierung des Saargebietes verzichtet, ab. Bis zu diesem Tage muß im Saargebiet eine allgemeine Volksabstimmung stattfinden. Es ist eine dreifache Abstimmung (Willensäußerung) vorgesehen. Dabei soll die gemeinde- oder bezirksweise Abstimmung über folgende drei Fragen stattfinden:

a) Beibehaltung der durch den Friedensvertrag geschlossenen Rechtsordnung, d. h. dauernde Abtrennung des Gebietes vom Deutschen Reich unter Beibehaltung der vom Völkerbund eingesetzten Regierungskommission.
b) Vereinigung mit Frankreich.
c) Vereinigung mit Deutschland.

Der Völkerbund entscheidet gemäß dem durch die Volksabstimmung ausgedrückten Wunsche darüber, unter welche Souveränität das Gebiet tritt. Dabei kann entsprechend der Abstimmung in den einzelnen Teilen des Gebietes auch eine Trennung nach den oben unter a) bis c) geregelten Möglichkeiten erfolgen, d. h., es können Gebietsteile beispielsweise unter die Regierung Deutschlands oder Frankreichs gestellt werden.

Die endgültige Entscheidung über die Regelung nach der Abstimmung hat der Völkerbund. Die Saarabstimmung ist auch schon deswegen von größter Bedeutung, weil sie die letzte Abstimmung ist, die auf Grund des Versailler Diktates über das Schicksal deutschen Landes vorgenommen wird.

Abstimmungsberechtigt sind alle Personen beiderlei Geschlechts, die

1. am Tage der Unterzeichnung des Versailler Diktats, am 28. Juni 1919, im Saargebiet gewohnt haben und
2. am Tage der Abstimmung (im Jahre 1935) über 20 Jahre alt sind. Also entscheidend ist neben dem Alter demnach nur, daß man am 28. Juni 1919 im Saargebiet wohnte.

Ob man hier geboren ist, ob man die Eigenschaft als „Saareinwohner" besitzt („Saareinwohner" ist gemäß Abschnitt 1 und 2 der Saarstatutsanlage derjenige, der dort wohnt, also auch der Ausländer) ist von keinerlei Bedeutung. Nicht ganz so klar liegt die Frage, wer nun am 28. Juni 1919 im Saargebiet dem Buchstaben nach „wohnte", also hier seinen Wohnsitz hatte. Wer an diesem Tage in einem Ort des Saargebiets polizeilich angemeldet war, hat natürlich dadurch ohne weiteres den Beweis, daß er am Stichtag hier seinen Wohnsitz hatte. Wie aber steht es mit Militär, von den Besatzungsbehörden seinerzeit Ausgewiesenen u. ä.?

Auf diese sehr wichtigen Fragen gibt eine Rechtsstudie Auskunft, die gerade jetzt zur rechten Zeit erscheint: „Die Volksabstimmung im Saargebiet" von Dr. Curt Groten, Gerichtsassessor in St. Wendel/Saar (Verlag Haussen-Saarlouis). In der Broschüre werden alle Probleme der Abstimmung knapp und eindeutig behandelt und die vielen Zweifelsfragen klar beantwortet.

V.

Daß die Abstimmung endlich auch mancherlei Gefahren in sich birgt (trotz der unwandelbaren Treue von 99,6 Prozent des Saarvolkes), ist bis jetzt leider zu selten und nicht eindringlich genug dargelegt worden. Daher mag auch hierüber kurz das Wesentliche angedeutet sein.

Der Versailler Vertrag sieht ausdrücklich die Möglichkeit einer Teilung des Saargebietes vor. Um nun 1935 ein möglichst günstiges Abstimmungsergebnis zugunsten Frankreichs zu schaffen, sind eine Reihe von gewissen Erleichterungen für die Einbürgerung von Saareinwohnern in den französischen Staatsverband geschaffen worden. Der § 27 des Saarstatuts bestimmt, daß niemand gehindert ist, eine andere Staatsangehörigkeit zu erwerben. Obgleich ein Ausländer nach vollendetem 18. Lebensjahre die französische Staatsangehörigkeit erwerben kann und zwar unter der Voraussetzung, daß er ununterbrochen in Frankreich gelebt hat, so ist zu beachten, daß der Aufent-

halt in einem mit Frankreich in Zollunion stehenden Lande dem ständigen Aufenthalt in Frankreich gleichgestellt ist. Das Saargebiet ist aber bekanntlich in Zollunion mit Frankreich, so daß die deutschen Saareinwohner auf Antrag die französische Staatsangehörigkeit erwerben können. Es liegt also hier die Gefahr vor, daß Personen, sei es aus persönlichen Gründen, sei es unter dem Druck der französischen Bergwerksverwaltung von diesem Recht Gebrauch machen können und damit die Abstimmung wenigstens gemeindeweise ungünstig beeinflussen können. Das ist von besonderer Bedeutung für die Grenzgrubengemeinden des Warndt. Bekanntlich ist ja das Grenzgrubengelände des Warndt das beste Saarkohlengelände, so daß also von deutscher Seite alles versucht werden muß, gerade auch in diesen Bezirken die Abstimmung hundertprozentig für Deutschland zu erzielen. Deshalb tut eine verschärfte Saarpropaganda in Deutschland in dem letzten Jahre vor der Abstimmung dringend not. Es gilt, zu erkennen, welche Gefahr im Spiele ist, weil Frankreich „danach strebt, über die Bestimmungen des Versailler Vertrages hinaus das Saargebiet in eine solche wirtschaftliche Verstrickung mit Frankreich zu bringen, daß im Jahre 1935 doch diese wirtschaftliche Verstrickung in eine politische umgewandelt würde." (Schücking). Johannes Dierkes

# Literarische Rundschau

## Weihnachtsfreude und innere Einkehr

Von den bekannten und bewährten treuen Jahresbegleitern liegen jetzt für 1934 schon vor: „Blodigs Alpenkalender", bildmäßig wohl am schönsten ausgestattet, von dem bekannten Alpinisten Karl Blodig herausgegeben (München, Paul Müller, Mark 2,90), der dieses Jahr wiederum mit einer Auswahl der prachtvollsten, großartigen und stillen Aufnahmen aus der Bergwelt aufwartet. Die farbigen Kunstbeilagen sind ganz besonders schön ausgeführt. So eine Zusammenstellung kann eben nur jemand machen, der ein rechter Alpinist und von tiefster Liebe zur Bergwelt erfüllt ist. — Auch das Deutsche Ausland-Institut bringt seinen „Kalender des Auslanddeutschtums", eingeleitet von dem Bekenntnis Adolf Hitlers zum Auslanddeutschtum in seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 und des Vizekanzlers v. Papen in der Stuttgarter Rede vom 4. März 1933. Das Leitwort, unter dem auch der diesjährige Kalender steht, will die deutsche Kulturleistung von Jahrhunderten zeigen, die Verbreitung des Deutschtums in der Welt, die Einheit der deutschen Geistesgemeinschaft und auch die wirtschaftliche Verbundenheit von Reich und Auslanddeutschtum. Die Auswahl ist im richtigen Geiste getroffen, denn ohne viele Worte drücken manche Bilder die deutsche Schicksalsgemeinschaft so überzeugend aus, daß sie mehr wirken werden als lange Aufsätze. (Stuttgart, Ausland und Heimat, 2,— Mark). — „Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1934" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 2,80 Mark), der sich als einziger durch die Bebilderung jedes einzelnen Tages auszeichnet, steht auf alter Höhe und wird jedem willkommen sein. Das eigenartige Titelblatt stellt ein Kalenderzeichen aus der Dresdner Maya-Handschrift dar. Die sachlichen Daten, Sprüche und Bilder sind so ausgewählt, daß sie jedem geistig Interessierten neues Wissen vermitteln und altes auffrischen. — Der bekannte Kalender-Verlag Wilhelm Limpert (Dresden) bringt eine Fülle von gut illustrierten Kalendern heraus zum Preise von 2,— Mark. Sehr hübsch wiederum der „Deutsche Kinder-Kalender" mit entzückenden, lebenswarmen und unmittelbar aus dem Leben genommenen, nicht gestellten Kinderbildern. Gut ist auch „Limperts-Wanderkalender 1934", der in sehr gut gewählten Bildern und Textbeiträgen den tieferen Sinn des Wanderns der Jugend und dem Alter klar zu machen versteht. — Sehr zu empfehlen ist auch der Kalender „Das schöne Deutschland 1934", der „Deutsche Tierschutz-Bildkalender 1934", der an der lobenswerten Aufgabe der Vertiefung der Liebe zu den Tieren und ihres wirksameren Schutzes mithelfen will, der „Deutsche

Luftfahrt-Kalender 1934" mit dem Titelbilde Hermann Görings, und, damit auch der Humor zu seinem Recht kommt, „Das lachende Jahr 1934", der erstmalig erscheint und dem wahren Frohsinn im Tanz der Stunden seinen Platz anweisen möchte.

*

Auch der Eiserne Hammer (Königstein, Taunus) kommt wiederum mit zwei schönen Jahresgaben zum billigen Preise von Mark 1,20: 47 Naturaufnahmen „Die Lüneburger Heide" von Wilhelm Carl Mardorf mit einer erdgeschichtlichen Einleitung und „Drei Kaiserdome. Mainz, Worms, Speyer". 45 Bilder von Paul Wolff mit ganz ausgezeichnetem Text von Wilhelm Pinder.

*

Auch die ersten Kinderbücher sind erschienen. Der Verlag K. Thienemann (Stuttgart) legt in seinen illustrierten 2-Mark-Büchern wieder gute Jugendliteratur vor. Werner Chomton „Soldat in den Wolken" gibt mit 40 Photos und Zeichnungen ein lebenswarmes Bild von den Heldentaten unserer Flieger, des Beobachters „Franz" und seines „Emil", des Fliegers, im Kriege. Das Buch ist wohl geeignet, die Achtung vor den Mannesleistungen bei der Jugend zu wecken und zu gleicher Zeit sie anzuspornen, selber Herren der Luft zu werden. — Frisch und packend ist die Geschichte von Walther Georg Hartmann „Wer ist Herr Philipps?", in der Großstadtjungen auf einer einsamen Sägemühle Wunder erleben und ihnen die Natur erschlossen wird. — Eine Geschichte für Mädels ist das Buch von Elfriede Brandt „Zickzack ins Blaue", die abenteuerliche Fahrt von Berliner Mädels nach Lübeck und in die Ferne, mit hübschen Bildern von Marie Luise Scherer schildernd. — Und endlich ist zu besonderer Freude „Zwieselchen" wieder da, dessen erste Abenteuer, von Werner Bergengruen so wundervoll und richtig für die kindliche Psyche dargestellt, wir hier schon mit Begeisterung anzeigten. „Zwieselchen" macht jetzt seine „große Reise", die mit Bildern von Fritz Kredel illustriert wird. Jeder Junge, der die ersten „Zwieselchen"-Bücher in der Hand hatte, wird freundlicher Empfänger auch des neuen sein.

*

Uebrigens hat Werner Bergengruen auch den Erwachsenen ein prächtiges Geschenk gemacht, das er in echt Bergengruenscher Art „Des Knaben Plunderhorn" genannt hat (Berlin, Otto Schlegel, Vorhut-Verlag, 4,50 Mark). Hier ist ein Extrakt alles dessen, was wir an Bergengruen lieben. Das Buch ist launig, ohne Pose und Geziertheit, es ist der wahre Humor des Herzens, nach außen gekehrt, und bringt mit lächelnder Ueberlegenheit eine überwältigende Uebersicht über das Panoptikum komischer Menschen, die der Verfasser wie bunte Schmetterlinge aufgespießt hat.

*

In der guten Sammlung „Die kleine Bücherei" (München, Langen-Müller) sind wiederum sechs Bände erschienen, die sich selbst empfehlen. Da ist Rudolf Huch mit seiner Erzählung „Die Fichtenauer", Heinrich Zillich „Der Urlaub", Börries v. Münchhausen mit „Idyllen", Eduard Reinacher „Herr Wilhelm und sein Freund", ein Elsässer Totentanz, der verstorbene Henry v. Heiseler mit „Wawas Ende", auf Grund eines Dokumentes die furchtbaren Erlebnisse und das traurige Ende eines russischen Offiziers im Kerker der GPU. schildernd, und Stijn Streuvels mit „Letzte Nacht".

*

Von den Almanachen liegen vor „Der Insel-Almanach auf das Jahr 1934" mit sehr feinen und schönen Beiträgen und dem gewohnten Kalendarium und der „Deutsche Almanach für das Jahr 1934" des Verlages Reclam, der Arbeiten volksdeutscher Dichter bringt, wie Beumelburg, Blunck, Ruth Schaumann, Waggerl, Münchhausen, Schauwecker und andere.

*

Ein tapferes Buch ist der Roman von Josef Maria Frank „Keine Angst vor morgen" (Berlin, Universitas), in dem das harte Streben und das Gelingen des Ringens zweier junger Menschen, aus der Arbeitslosigkeit in wirkliche Gemeinsamkeit herauszukommen, mit erwünschter Vertiefung und Humor geschildert wird.

*

Wilhelm Buschs „Humoristischer Hausschatz" ist ein Volksbuch im allerbesten Sinne geworden, in ihm findet sich Jung und Alt heute noch im Lachen vereint, und wenige sind es, denen seine Art verschlossen blieb. So begrüßen wir es besonders, daß jetzt das neue „Wilhelm-Busch-Album" als eine notwendige Ergänzung zu einem so niedrigen

Preise erschienen ist, daß es auch Hausschatz werden kann. Das glänzend ausgestattete Buch mit 428 Seiten in großem Quartformat, mit rund 1500 Bildern, in der gleichen Stärke wie sein „Humoristischer Hausschatz" kostet nur 9,50 Mark (Leipzig, Gustav-Weise-Verlag). Hier findet sich alles das, sorgsam gesammelt und verständnisvoll aneinandergereiht, was auf losen Bilderbogen an so vielen verstreuten Orten schon erschienen ist, in vier Büchern vereint. Im ersten Buch „Der heilige Antonius von Padua", der wunderbare „Hans Huckebein", „Das Pusterohr" und „Schnurrdiburr oder die Bienen" neben anderen, im zweiten Buch „Schnaken und Schnurren" wie das „Naturgeschichtliche Alphabet", „Das Rabennest", „Die bösen Buben von Korinth", „Der Schnuller", „Die Fliege", „Vetter Franz auf dem Esel" und andere Perlen, die man höchst erfreut im Buche wiedersieht, nachdem der erste Anblick sich als Erinnerungsbild für immer festgesetzt hatte. Ferner die „Bilderbogen" und im Abschnitt „Kunterbunt" eine ganze Reihe von zum Teil verschwundenen Werken, die an Kraft und Frische den besten Buscharbeiten gleichstehen. Im dritten Buch endlich sind die Gedichte „Schein und Sein" und der so nachdenkliche Band „Hernach" aufgenommen. Der Freund Buschs wird es begrüßen, daß in einem vierten Buche seine Erben Hermann, Adolf und Otto Nöldeke „Heiteres und Ernstes aus seiner Lebenswerkstatt" beigetragen haben: von den Kinderjahren an über die Studienjahre bis zur Einsiedelei in Wiedensahl. Den Abschluß bildet eine Studie über Lebensanschauung und Charakter Wilhelm Buschs von Hermann Nöldeke und der letzte Abschnitt, als es zum Ende ging, ist „Mechtshausen", wo sich sein Grab befindet. Der Umschlag bringt in Vierfarbendruck Buschs Selbstporträt und auf der Rückseite sein Geburtshaus, gemalt von Hans Hähnel. Daß Busch so sehr viel mehr war als ein landläufiger Humorist, das wissen alle, denen er durch Lachen das Herz und die Seele einmal gelöst hat, und wer's noch nicht weiß, mag es aus dieser prächtigen Gabe lernen!

*

Will Vespers Hutten-Roman „Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten" aus dem Jahre 1920, der erstmalig 1921 erschien, liegt nun in neuer Auflage vor (Gütersloh, C. Bertelsmann). Vesper wählte bekanntlich die Tagebuchform für diesen Roman, und trotz dieser dichterischen Erschwerung gelang es ihm in bekannter Meisterschaft, das Bild dieses glühenden Geistes und großen Deutschen ohne gefällige historische Täuschung einprägsamst festzustellen: sein Wollen, sein Ringen, sein Können, sein Niederbruch und Wiederaufstieg, die Unstetheit, die Gesetz seines Wesens war, weil ihm die letzte Erfüllung und Bestätigung versagt blieb, alles das eint sich zu einem Bild, in dem kein Zug des wahren Hutten mehr fehlt.

*

Lulu v. Strauß und Torney hat zu ihrem 60. Geburtstage dem deutschen Volk eine starke Gabe beschert in ihrem Bauernroman „Judas" (Jena, Eugen Diederichs). Er spielt in Niederdeutschland in der Zeit der französischen Revolution und gibt die Zuckungen wieder, die damals durch das deutsche Bauerntum liefen. Der Judas ist ein zweiter Bauernsohn, der, um den Hof zu retten, aus schicksalhafter Bodenverbundenheit heraus die Beseitigung seines untüchtigen Bruders nicht scheut und den Haß aller anderen Bauern auf sich nimmt, um einsam in verbissener Zähigkeit dem Boden zu dienen. Trotz des traurigen Ausgangs bleibt dies Buch ein hohes Lied der siegreichen Liebe zur Scholle. Lulu v. Strauß und Torney versteht mit männlicher Kraft, ohne jede Verzierung und Verzeichnung, den niederdeutschen Bauern so in seine Landschaft zu stellen mit all seiner Schwere, Dumpfheit und Verhaltenheit, aber auch in seiner prallen Lebenskraft und -lust, daß das Ganze ein Gemälde reifer Künstlerschaft in dunklen Tönen ist.

Ein erfrischendes und erfreuliches Buch ist die Sammlung von Joseph Papeschs heiteren Fliegergeschichten „Mein Freund, der Flieger Falkenbach" (Graz, Das Bergland-Buch). Papesch schildert in der männlichen Sprache, die besonders die Angehörigen der Luftwaffe in allen Ländern auszeichnet, die Front- und Ruheerlebnisse einer Fliegerstaffel, deren Führer und auch nach dem Zusammenbruch innerer Mittelpunkt sein Falkenbach ist. Das liest sich sehr gut, ist anspruchslos und gibt eine — was uns heute besonders wesentlich ist — volle Bestätigung der großdeutschen Gemeinsamkeit: denn so wie im Reich „Emil" und „Franz", Flieger und Beobachter, zusammenlebten in Mannesfreundschaft und aufgelegt zu jedem Schabernack gegeneinander, feinerer und derberer Art, so war's in Oesterreich nicht anders. Das Buch ist auch ein Stück von uns.

„Wasserminna" nennt Paula Busch, die berühmte Leiterin des weltbekannten Zirkus und Artistin von hohen Graden, ein hübsches und frisches Buch (Berlin, Rowohlt). Sie hat hier in einer Erzählung, die kein Roman sein will, das Leben ihres „Minneken", die allen Kreisen der Zirkusfreunde ein leibhaftiger Begriff ist, eingefangen und mit einer Natürlichkeit und Echtheit geschildert, daß es einem warm ums Herz wird bei diesem Stück starken und bunten Lebens.

✶

Bunt und bewegt ist auch Leni Riefenstahls Lebensgang. In einem prächtigen Buch mit vielen schönen Bildern schildert sie ihren Weg vom Tanz zum Film, die Arbeit an den großen Bergfilmen, die sie endlich nach Grönland führte, wo der große Film „SOS Eisberg" entstand. Das Buch heißt „Kampf in Schnee und Eis" (Leipzig, Hesse & Becker, 4,80 Mark) und ist unter Abzug der bei allen Berührungen mit dem Film unvermeidlichen Oeffentlichkeitsprozente ein anschauliches Lehrbuch für das Leben eines Stars, aber mehr noch für den zähen Ernst, den jeder aufbringen muß, der zu wirklicher künstlerischer Leistung befähigt sein soll. Leni Riefenstahl, offiziell und intim, aber Leni Riefenstahl in jeder Zeile sie selbst und höchst lebendig.

✶

Max Hildebert Boehm, der jetzt auf eine Professur für Volkstheorie und Volkstumssoziologie in Jena berufen ist mit gleichzeitigem Lehrauftrag an der Berliner Universität, läßt eine Schrift neu erscheinen, die seinerzeit lebendiger Ausdruck des Wollens eines ganzen Kreises war, „Ruf der Jungen" (Freiburg, Urban-Verlag). Der Untertitel heißt „Eine Stimme aus dem Kreise um Moeller van den Bruck". Um diesen Kreis näher zu erklären, hat Boehm seiner damaligen Schrift, die selbstverständlich bei den damals am Ruder Befindlichen völlig ungehört verhallte, mit Anfügung einer Denkschrift über „Rechtsparteien und Rätesystem" und der Gedenkrede am Grabe Moellers van den Bruck, eine Einleitung vorausgeschickt, in der im Umriß nur—denn mehr konnte und wollte Boehm wohl jetzt nicht geben — erstmalig eine Geschichte des Juni-Clubs versucht ist. Es soll uns recht sein, wenn hier der Verfasser für sich und den damaligen Kreis eine Visitenkarte abgibt, die ohne jede Aufdringlichkeit doch in ruhiger Sicherheit den Anspruch anmeldet, den Moeller van den Bruck und seine Freunde mit Fug und Recht erheben dürfen für die Beeinflussung der Entwicklung des Nachkriegsdeutschlands zur nationalen Revolution hin. Wenn die Zeit gekommen sein wird, die Geschichte der nationalen Kreise, die außerhalb der Parteien gearbeitet haben, zu schreiben, so wird Boehm einen wichtigen Beitrag dazu beizusteuern haben. Das könnte sich erweitern zu einer grundsätzlichen Untersuchung, wie die geistigen Menschen, sie seien zusammengeschlossen oder nicht, auch im anonymen Wirken entscheidendere Dinge für die Entwicklung des Volksbewußtseins und politischer Entscheidungen beitragen können als Männer der sogenannten Tat und des lauten Wortes.

✶

„Völker und Mächte im Fernen Osten" nennt Gouverneur a. D. Dr. Heinrich Schnee die Ergebnisse seiner Reisen mit der Mandschurei-Kommission (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft). Zahlreiche Photos und Karten sind beigegeben und unterstreichen lebendig den Wert dieser gründlichen und tüchtigen Arbeit. Die undankbare Aufgabe, die die Mandschurei-Kommission hatte, hat sie bewältigt. Daß keine bleibenden Ergebnisse herauskamen, ist nicht ihre, sondern des Völkerbundes Schuld, der in seiner Machtlosigkeit mit der Arbeit dieser Männer nichts anzufangen verstand. Schnee bewährt, wie immer, seinen klaren, kühlen Blick und eine Tatsachennüchternheit, die in schwierigen Fragen überhaupt erst zu einem Urteil befähigen. Das Buch sollte aufmerksamste Leser finden, denn es enthält im Kern alles das, was für die bedeutsame und für ganz Europas Existenz wesentliche Entwicklung im Fernen Osten wichtig ist.

✶

Vom „Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums", herausgegeben von Carl Petersen und Otto Scheel, liegt nun endlich die erste Lieferung von Band 1 vor (Breslau, Ferdinand Hirt, Mark 3,—). Wir wiesen bei der Ankündigung bereits auf dieses Werk hin, müssen uns aber eine eingehende Würdigung und die Feststellung, ob der große Zweck erreicht ist, vorbehalten, bis weitere Lieferungen ein umfassenderes Bild vermittelt haben.

✶

In der Reihe „Dokumente zur Weltpolitik der Nachkriegszeit", herausgegeben von Otto Hoetzsch (Leipzig, B. G. Teubner, je Mark 2,80) sind drei neue Hefte erschienen „Abrüstung und Sicherheit", „Der euro-

päische Osten" und „Südosteuropa und Naher Orient". Die Zusammenstellung der aus den verschiedenen Friedens- und anderen Verträgen genommenen Dokumente ermöglicht erst ein begründetes Urteil über die gegenwärtige Lage. Hier sind die staatsrechtlichen Grundlagen der Politik.

Ein wichtiges Buch ist Karl Werners „Fragen der deutschen Ostgrenze" (Breslau, W. G. Korn, Mark 3,80) mit ausgezeichnetem Kartenmaterial. Aus der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung wird die Unsinnigkeit der Grenzziehung von Versailles noch eindringlicher klar. Auch der Osten als Bevölkerungskraftquelle Deutschlands wird eindringlich deutlich. Das Buch will durch seine Karten wirken, dem ordnet sich der Text so unter, daß er den angestrebten Zweck auf das wirksamste unterbaut.

Ein Sonderdruck aus den „Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums", „Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslanddeutschtum" von Gottfried Fittbogen, Berlin, vertrieben durch den Volksbund für das Deutschtum im Ausland, verdient wegen der Gründlichkeit der Arbeit und der Uebersichtlichkeit der Zusammenstellung allen Freunden des Auslanddeutschtums auf das wärmste empfohlen zu werden.

*

Zu dem geopolitischen Buch von Karl Springenschmid „Die Staaten als Lebewesen" (Leipzig, Ernst Wunderlich, 4,40 Mark) schrieb Karl Haushofer eine Einführung. Das Buch hält mehr, als der Titel „Skizzenbuch" verspricht. Es ist sozusagen eine Einführung in die Grundsätze der Geopolitik, in außerordentlich lehrreichem Kartenmaterial dargestellt, und eine Fibel für alle geopolitisch Interessierten.

*

Sehr wichtig ist die Veröffentlichung in der Reihe „Ostpreußische Landeskunde in Einzeldarstellungen" „Das Frische Haff und die Frische Nehrung", herausgegeben von Hanns Bauer und Carl Lange (Königsberg, Gräfe und Unzer), in dem das Wesen und Werden dieser eigenartigen und wunderschönen Landschaft einprägsam geschildert wird. Wir weisen besonders auf die Beiträge von E. Kolumbe „Aus der Geschichte des Frischen Haffs", B. Schmid „Die Ordensburgen am Frischen Haff", Paul Fechter „Die Landschaft der Haffküste" hin, ebenso auf den Aufsatz von Hanns Bauer „Elbing als Seehafen zur Ordenszeit". Alle Mitarbeiter haben in einheitlichem Geiste zusammengearbeitet, und so ergibt sich ein klares und unvergeßliches Bild dieser deutschen Landschaft.

*

Fritz Schillmann will in seinem Buche „Venedig. Geschichte und Kultur Venetiens" (Leipzig, Dr. Hanns Epstein-Dr. Rolf Passer) den vielen deutschen Besuchern Venedigs die Grundlage zum Verständnis und zur traditionellen Liebe zu dieser Stadt liefern, indem er zeigt, wie der im Mittelalter von einzigartiger Bedeutung gewesene Staat wuchs, als Staat verging, aber seine Kultur und Kunst, die nur aus seiner Geschichte zu verstehen sind, blieben. Das Buch ist mit vielen Bildern ausgestattet und eine erschöpfende Darstellung alles dessen, was man von Venedig wissen muß. Der Preis des 660 Seiten starken, illustrierten Bandes ist nur 12,50 Mark.

*

Das „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft", herausgegeben von Max Hecker, bringt in seinem 19. Bande für das Jahr 1933 (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) wiederum sehr bedeutsame Beiträge. Es beginnt mit dem Faksimile „Wieland an »Alceste«" und einem Vorspruch Heinrich Lilienfeins zu Wielands „Alceste". Wichtig sind die Beiträge von Theodor Lockemann „Der Tod in Goethes »Wahlverwandschaften«", Max Hecker „Goethes ästhetisches Testament", Julius v. Twardowski „Goethe und Polen, Polen und Goethe", Werner v. d. Schulenburg „Unsere Zeit im Spiegel der Weltbetrachtung des alten Goethe", Hans Wahl „Wieland und die »Allgemeine Literatur-Zeitung«" und der große Jubiläums-Festvortrag von Emil Ermatinger „Wielands geistige Welt".

Der 46. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft) bringt „Die Werther-Illustrationen des Johann David Schubert", eingeleitet von Wolfgang Pfeiffer. Die Zeichnungen sind im Jahre 1786 erstanden, im ganzen zwölf Blätter. Sie waren als Vorlage zur Uebertragung auf Porzellan gedacht in der Meißner Manufaktur. Sie werden hier erstmalig wiedergegeben. In dem gedachten Zweck finden sie ihre künstlerische Auswahl und Ausführung, ihre Er-

klärung und Begrenzung. Die Goethe-Gesellschaft hat durch die beiden Veröffentlichungen wiederum einen überzeugenden Beweis für die Notwendigkeit ihrer Arbeit geliefert, die jeder kunstliebende Deutsche durch Beitritt zu ihr gerade in der gegenwärtigen Zeit fördern sollte.

*

In den „Schriften des Deutsch-Niederländischen Instituts" erscheint die Arbeit von J. Huizinga „Holländische Kultur des 17. Jahrhunderts" (Jena, Eugen Diederichs, 3 Mark), die in knappester Weise ihre sozialen Grundlagen und nationale Eigenart darstellt und so aus der berufensten Hand des bekannten holländischen Gelehrten eine ausgezeichnete Einführung in das Verständnis auch des heutigen Holland ist, da er die landschaftlichen Bedingtheiten für die Entwicklung der Volkskräfte in der Kunst sehr klar und eindringlich herausarbeitet.

*

Ein interessantes und nachdenkliches Buch ist die Schrift „Griechische Steinschriften als Ausdruck lebendigen Geistes", die Dr. M. Hartge nach Aufzeichnungen und Darlegungen von Arthur Muthmann bearbeitet und herausgegeben hat (Freiburg, Urban-Verlag). Hier wird der kühne Versuch unternommen, Erkenntnisse der wissenschaftlichen Handschriftendeutung auf Steinschriften aus alten Zeiten zu übertragen. Aber darüber hinaus ist dies Buch, dessen Ergebnisse sicherlich lebhafte Diskussion auslösen werden, ein Beitrag, in die letzten Quellen griechischer Psychologie einzudringen, da die Formungen der archaischen Steinschrift als Symbol erfaßt sind und als Ausdrucksform psychischer Kräfte gedeutet werden.

*

In der „Jedermanns Bücherei" ist die neue und verbesserte Auflage von Ernst Wilhelm Eschmanns Buch „Der faschistische Staat in Italien" erschienen (Breslau, Ferdinand Hirt, 2,85 Mark), das naturgemäß gerade in der gegenwärtigen Zeit auf ganz besonderes Interesse stoßen dürfte.

Im Armanen-Verlag (Leipzig) sind drei wichtige Schriften erschienen „Der Freiheitskampf des deutschen Saarlandes" (0,80 Mark) von Paul Ostwald, dem besondere Bedeutung hinsichtlich der Abstimmung im Jahre 1935 zukommt, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" (0,80 Mark), die erstmalige deutsche Veröffentlichung des Berichts über die Pläne der internationalen Freimaurerei in ihrer Pariser Sitzung im Jahre 1917, in der die Gründung des Völkerbundes und die Zerstückelung Deutschlands beschlossen wurde, und Friedrich Avemarie „Benito Mussolini" (0,60 Mark).

Eine wirksame Waffe im Kampfe zur biologischen Erneuerung unseres Volkes ist die Schrift von F. K. Scheumann „Bekämpfung der Unterwertigkeit" (Berlin, Alfred Metzner), in der grundlegende Beiträge zur Frage der planmäßigen Vorsorge für die deutsche Familie gegeben werden. Scheumann ist ein Vorkämpfer der Eugenik lange vor der Umwälzung in Deutschland gewesen. Heute, nachdem von Regierungsseite die große Aufgabe energisch in Angriff genommen ist, werden gerade seine Ausführungen willige Ohren finden.

*

M. R. Gerstenhauer, ein Träger der völkischen Bewegung, legt in seiner Schrift „Der völkische Gedanke in Vergangenheit und Zukunft" (Leipzig, Armanen-Verlag) Rechenschaft ab über Ziele, Zwecke, Werden und Wachsen der völkischen Bewegung aus der Vorkriegszeit, im Werden des dritten Reiches und im Programm der völkischen Politik des dritten Reiches. Er bemüht sich, die ernsten und guten Vorarbeiten als lebendiges Gut der Neugestaltung zu erhalten und mit ihr in organische Verbindung zu setzen.

*

Joachim v. Kürenberg bringt ein Buch „14 Jahre — 14 Köpfe" (Berlin, Universitas) heraus, enthaltend die Abschnitte Erzberger, Liebknecht, Ebert, Graf Brockdorff-Rantzau, Spengler, Kapp, Rathenau, Groener, Stinnes, Thälmann, Stresemann, Theodor Wolff, Brüning, Otto Braun. Das Buch strebt nach Objektivität und Gerechtigkeit mit der durch die gegenwärtige Hochspannung gebotenen Einschränkung. Es will aus einer kleinen Vergangenheit Lehren ziehen für eine größere Zukunft. Ueber manches wird man anderer Ansicht sein können: die Grundhaltung des Buches ist zu bejahen. Es ist eine ernste und eindringliche Arbeit, die sich auch durchaus bemüht, Männern wie Groener und Brüning Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der achtzigjährige Generaloberst v. Einem läßt seine „Erinnerungen eines Soldaten 1853—1933" erscheinen

(Leipzig, K. F. Koehler, 5,80 Mark). In Klarheit und kritischer Ueberschau über acht Jahrzehnte, die ausgefüllt waren durch militärischen Dienst an maßgebender Stelle für Volk und Reich, berichtet der greise Generaloberst aus seinem reichen Leben. Von geschichtlicher Bedeutung sind die Abschnitte über seine Tätigkeit als Kriegsminister des letzten Kaisers, für den er Worte eines anständigen und aufrechten Herzens findet, und die Erinnerungen an seine Tätigkeit im Weltkriege.

Das Buch des früheren französischen Botschafters Maurice Paléologue „Alexandra Feodorowna" (Berlin, Universitas) bringt wenig Neues zu den bereits bekannten Dokumenten über das Leben und Ende der unglücklichen letzten Zarin. Ihre geistige Hörigkeit zu Rasputin und ihre tragische Verstrickung in der klaren Erkenntnis der Aufgabe, die sie gegenüber dem über alles geliebten Mann hatte, und der, die sie bei seinem Versagen für das russische Volk lösen zu sollen meinte, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Das Buch, das nicht zu Unrecht wohl den Untertitel „Roman der letzten Zarin" führt, ist trotz eines vorgeblich warmen psychologischen Interesses abstoßend durch die nicht verhüllte Eiseskälte des Betrachters, der seinen Anteil an dem Untergang des russischen Kaisertums natürlich verschweigt. D. R.

## Karl Vossler: Lope de Vega

Von Lope de Vega weiß der Deutsche meist nicht mehr, als daß er ein spanischer Bühnendichter und ein ganz großer gewesen; war doch bisher die einzige Möglichkeit, ihm zu nahen, die, daß man ihn in der Ursprache zu lesen suchte. So haben denn die von uns, die Liebe und Sehnsucht nach Großem hegen, den Drang, auch diese Größe zu erfassen und an ihr menschlich zu wachsen, bisher nur ausnahmsweise befriedigen können. Ihnen kommt Karl Voßler mit seinem Werke „Lope de Vega" (München 1932, Beck) entgegen.

Zwei Sätze Voßlers bezeichnen, unseres Erachtens, Schlüsselstellungen auf dem Wege, zu Kern und Wesen des von ihm dargestellten Gegenstandes zu gelangen. Auf Seite 221 heißt es: „Das Leben, wie es die Bühne (gemeint ist die damalige spanische Bühne) darstellte, konnte sich selbst nicht genügen... aus der Schicht des reinen Seins, aus dem Jenseits nur bezog es ja seine Wirklichkeit." Und auf Seite 226 steht: „Wir nehmen das irdische Leben für voll und nicht wie Lope und seine einstigen Bewunderer für halbwirklich und mehrdeutig." Halten wir diese Aeußerungen zusammen mit dem mehrfach vom Verfasser ausgesprochenen oder angedeuteten Gedanken, daß nicht nur die damalige spanische Bühne, sondern auch das damalige spanische Leben seine Wirklichkeit aus dem Jenseits bezog, daß — mit anderen Worten — der damalige Spanier sein Leben in steter Verbundenheit mit dem Tode, auf dem Hintergrund des Todes und unter Anschaun des Todes als des Sinngebers des Erdendaseins führte, dann begreifen wir, warum sein Leben so wunderleicht und warum Lopes Dichtung so wunderleicht war, so getrost und so bar des Geistes der Schwere. „Dieses Hinwegschlüpfen", führt Voßler näher aus, „von einer Daseinsform in die andere mutet uns an wie ein Ausweichen vor den Aufgaben und Schwierigkeiten des Lebens . . . Aber Lope bejaht das Leben und freut sich gerade deshalb daran, weil es ein Maskenspiel und keine volle Wirklichkeit ist."

Aber — und auch dieses finden wir in Voßlers Werk bestätigt — hier offenbart sich nicht nur ein Zug des damaligen Spaniers, hier offenbart sich auch ein wesentlich nationalspanischer Zug. Ich möchte ihn, wie schon oft, an einem mir besonders geläufigen Symbol — und Symptom — dartun: Nur der Spanier — auch noch der heutige — kennt das Spiel mit dem Tode als Würze des Lebens, weil er eben den Tod nicht „voll nimmt". Das Wesen des Stiergefechtes ist nichts anderes; es ist verdeckt, wo vor einer großen Oeffentlichkeit bezahlte Kämpfer auftreten, es liegt dort zutage, wo Hoch und Niedrig sich in engerem Kreise mit dem Untier mißt. Da zeigt es sich, daß der fechtende Spanier den Tod nicht ernst nimmt, wie er vom Stier, dem er ein anständiges Wesen zutraut, ebenfalls voraussetzt, daß auch er den Tod nicht ernst nehme. Woraus folgt, daß die Spanier so lange ein anständiges Volk bleiben werden, als sie die Stiergefechte nicht abschaffen. Wer also in das Wesen des Stierfechtens eingedrungen, den überrascht auch das Wesen Lopes nicht. Es wurzelt in der Freude, nicht trotzdem, sondern weil man stirbt.

Aus der Erfassung dieses Spanischen und dieses Lopeschen Wesens erhält aber Voßlers Buch eine ungeheure Bedeutung für unsere Zeit, die ja den Tod aus der Welt der Gedanken hat eskamotieren wollen und, seit der Weltkrieg das als aussichtsloses Beginnen entlarvt hat, verzweifelt. Ein heutiges Bühnenwerk, Thalhoffs „Totenmal", drückte nicht nur Empörung darüber aus, daß man im Kriege fallen

kann, sondern auch darüber, daß man überhaupt einmal stirbt. So wie der Mensch, der sich im Dunkeln fürchtet, seine Angst durch kecke Lieder zu übertönen sucht, wurde dort — und wird überhaupt — der Versuch gemacht, durch Schimpfen auf den Tod, durch übermenschliche Steigerung der Menschenbedeutung usw. den Tod zu übertönen — soweit man nicht schon wieder ihn zu eskamotieren versucht. Demgegenüber wirkt die Darstellung einer Welt, in der vor lauter Todesschauen das Leben leicht geworden war, in der man, um mit dem Psalmisten zu reden, klug war, weil man gelernt hatte, daß man sterben muß, stärkend, tröstlich und, wie wir hoffen, beispielhaft und zur Umkehr weisend. Es ist ja, wie Voßler dartut, durchaus nicht Ruchlosigkeit, sondern ebenfalls nur ein nicht Ernstnehmen des Todes, wenn Lope de Vega der Frau, mit der er ein Verhältnis hat, zum Tode ihres Ehemannes Glück wünscht.

Das Werk zerfällt in einen biographischen Teil und in einen literar-historischen. „Lopes Privatleben nach den bürgerlichen Ordnungen, Forderungen und Reinlichkeitsbegriffen der Neuzeit zu beurteilen, ist weder gerecht noch verständig", sagt Voßler. Er zeigt uns einen Mann, dem die Dürftigkeit seiner Jugend und die abhängige Stellung seiner Mannesjahre sich aufgeprägt haben, der unter der Herrschaft der Sinnenlüste steht, der aber ein voller Mensch ist. Aus seinem „unsteten und regellosen Leben" hebt ihn auch die Priesterweihe nicht, der er sich als beginnender Fünfziger unterzog. „Uebrigens ist Lope", heißt es an einer Stelle, „der so leicht und oft zu Falle kommt wie ein Kind, das gehen lernt, immer wieder bereit, sich aufzuraffen, und unermüdlich in guten Vorsätzen, Gewissensbissen, Bußübungen, Zerknirschungen und Gebeten, die alsbald durch sündige Rückfälle abgelöst werden... Die Nöte seines Gewissens, so aufrichtig und lebhaft von ihm selbst empfunden, können daher von uns nicht wichtiger genommen werden, als die Anfälle von Seekrankheit, von denen ein Passagier eines so sicheren und mächtigen Fahrzeugs beunruhigt wird, wie es die Kirche im damaligen Spanien war." Lesen wir diese Stelle mit der folgenden zusammen, wo darauf hingewiesen wird, daß bei Lope etwas Besonderes, Spanisches sich in diesem Verhalten offenbare: „Hier wird nicht in einem haltlosen Schwächling, sondern in einem hohen und genialen Geist das sittliche Bewußtsein derart überpersönlich, jenseitig und äußerlich, daß es sich ganz an ein religiöses und nationales Gemeinschaftsgefühl verliert. Die königliche, spanische, katholische, nationale Sache umfaßt und schützt das allzu bewegte Gefühls- und Triebleben dieses Dichters so sicher, so duldsam streng und gütig, daß ihm die tiefere Gewissensnot, Seelenangst, Todesfurcht und Selbstverantwortung ein für allemal abgenommen ist und er lustig sich ausleben kann, als wäre das Gottesreich rings um ihn her schon volle Wirklichkeit." Voßler spricht hier von Lopes Zuversicht, daß man „in der allgemeinen Wahrheit geborgen, schon hienieden paradiesisch gebettet sei und zu allerlei Ausgelassenheit, Frohsinn und Schabernack berechtigt." Das Gemeinschaftsgebettete, das Voßler dem Menschen und Dichter Lope zuspricht, geht nicht nur aus dieser Gedankenfolge hervor; die gesamte Darstellung Voßlers zeigt, daß ein Spanier jener Zeit nicht anders als in seiner Gemeinschaft gebettet leben konnte. Auch hier etwas „Exemplarisches" für die Gegenwart, die so sehr der Volksgemeinschaft entbehrt und so sehr nach ihr sucht.

Der literar-historische Teil beginnt mit der Untersuchung einiger Probleme, in denen der Dichter im Verhältnis zu seiner Zeit im allgemeinen und zu einigen wichtigen Zeitgenossen erscheint, untersucht auch die Frage nach Lopes Bildung, eine Frage, deren Wichtigkeit jedem, der sich mit der gleichen bei Shakespeare befaßt hat, einleuchtet. Es folgt die Uebersicht über Lopes nichtdramatische Werke. Die Darstellung des Dramatikers Lope, die das Werk krönt, baut sich auf auf den Abschnitten über die damalige spanische Bühne und über den dramatischen Stil in Spanien. Das Wesentliche an Lopes Dramendichtung erscheint uns bei Voßler so klar, weil er beim Unwesentlichen nicht verweilt, auch wenn es mitunter reizvoll, bei ihm zu verweilen, wäre. Unter den Zügen, die besonders auffallen, erwähnen wir vor allem den nationalen; hat Lope doch die ungeheuren sagenverwobenen Stoffe der kastilischen Königschroniken auf die Bühne gebracht — wie Shakespeare die der englischen, nur in seiner völlig eigenen Weise. Der lyrische Zug, das Verbundensein mit der volkstümlichen Romanze kommt zur Geltung. Veranschaulichen wir das mit einem in diesem Bande nicht erwähnten, daher vielleicht zweifelhaften, doch bezeichnenden Beispiel; aus dem Zauber, mit dem der Kehrreim eines Liedchens einst den Dichter bezwungen, soll nach Jahren eines seiner süßesten Lustspiele erwachsen sein: der „Galan de Membrilla"; aus den zwei lyrischen Zeilen sei jene von Lyrik ganz durchtränkte Handlung geworden. Liebe zu Klang und Rhythmus, ja Neigung zum Melodramatischen treiben diesen Dichter; die „einfache Handlung und deren

Träger sind singspielhaft angelegt", heißt es einmal.

Das „Kolossalische" dieses Genius vereinigt sich mit dem Lieblichen, wie im spanischen Jahre die überwältigende Dürre mit den Blütenmonaten vereinigt ist. Das Buch bringt eine vollständige Darstellung des Dichters und Menschen Lope, seiner Zeit und seines Volkes in dieser Zeit. Wissenschaftliche Genauigkeit, denkerische Dichtigkeit, menschliche Weite und Ueberlegenheit, Schönheitsliebe und Schönheitssinn, sowie eine ruhige, klare, edle Sprache sind unter den Tugenden dieses Werkes zu erkennen; dergleichen erscheint nicht alle Tage.

Otto Freiherr v. Taube.

## Zeller auf italienisch

In dem biographischen Nekrolog, den Theobald Ziegler dem 94jährig gestorbenen Eduard Zeller (1814—1908) gewidmet hat (vgl. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. 1908. Seite 47—61), weist er mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß das klassische Werk des großen Philosophen über die „Philosophie der Griechen in ihrer systematischen Entwicklung" im wahren Sinn des Worts ein Lebenswerk war. Es begleitete Zeller von 1844 — erste Auflage des ersten Bandes — bis 1904 — vierte bzw. fünfte Auflage der einzelnen Bände. Sechzig Jahre hat es ihn beschäftigt, und ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode hat es nichts von seiner überragenden Bedeutung verloren. Es ist aus zwei Gründen außerordentlich erfreulich, daß heute zum erstenmal und zwar unter den Auspizien der neuen Vereinigung zur Hebung der Geistesbildung (Ente nazionale di cultura) eine italienische Ausgabe des Werkes zu erscheinen beginnt. Einmal ist es erfreulich, weil in den letzten Jahren eine gewisse Uebersteigerung der nationalistischen Einstellung des Faschismus gegenüber der Wissenschaft der Einführung ausländischer Werke in Italien nicht günstig schien. Ferner ist noch erfreulicher, daß diese schwere Aufgabe in die rechten Hände gelegt worden ist.

Prof. Dr. Rudolf Mondolfo (geb. 1877 in Senigaglia) hat seit 1914 den Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der Universität Bologna inne. Er hat sich schon frühzeitig mit deutschen Philosophen und Systemen beschäftigt. Dem historischen Materialismus hat er Schriften über Marx, Engels und Lassalle gewidmet. Besonders hat er auch Marxs Kritik am System Feuerbachs beleuchtet. Der französischen Philosophie sind Veröffentlichungen über Rousseau und Condillac gewidmet. Nun hat er sich mit voller Hingabe der großen Aufgabe zur Verfügung gestellt, Zellers „Philosophie der Griechen" ins Italienische zu übertragen. Aus seiner Einleitung ergibt sich vor allen Dingen der Standpunkt der unbedingtesten Pietät gegenüber Zeller, und das war leider unbedingt nötig. Die seit Zellers Tod veranstalteten deutschen Ausgaben sind von den Professoren Franz Lortzing und Wilhelm Nestle besorgt worden. Sie haben es für richtig gehalten, sowohl die Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse als eigene, von Zeller abweichende Meinungen in den Text selber zu verarbeiten. Das bedeutet eine Gefahr — auch abgesehen vom Standpunkt der Pietät —, deren Umfang man heute nur an einem Beispiel ermessen kann. Auch Jakob Burkhardts „Kultur der Renaissance in Italien" ist von dem Bearbeiter der späteren Auflagen, Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin, in dieser Weise umgestaltet worden. Schließlich blieb von dem Burkhardtschen Originaltext selber so wenig übrig, daß nach Geigers Tod der Leipziger Historiker Walter Goetz eine neue Ausgabe auf Grund des ursprünglichen Textes veranstalten mußte. Nur so wurde aus dem Geigerschen Werk wieder das Burkhardtsche. Es ist zu hoffen, daß der entschiedene Widerspruch, den das Vorgehen Lortzings und Nestles z. B. bei H. Diels und anderen gefunden hat, Zellers Werk vor diesem Schicksal bewahrt. Mondolfo hat sich für die italienische Ausgabe durchaus und folgerichtig zu Zeller und nur zu Zeller bekannt. Der Text ist nur nach den von ihm selber besorgten Auflagen 4 und 5 gestaltet. Was in den Lortzing-Nestleschen Auflagen 6 und 7 berücksichtigt werden mußte, steht in Fußnoten und Exkursen, nicht im Text. Den Italienern wird also dadurch Zellers Werk rein und unverfälscht vermittelt.

Mondolfo weist mit Recht darauf hin, daß Italien einen besonders geeigneten Boden abgibt. Man hat hierzulande die Philosophie immer als ein unentbehrliches Stück der eigenen Kultur angesehen. Thomas von Aquino, Giordano Bruno, Tommaso Campanella, Gian Batt. Vico bis zu Benedetto Croce sprechen dafür. Und die Philosophie der Griechen wird wiederum diesem Kulturkreis dadurch eingefügt, daß ja der hellenistische Süden Italiens als Großgriechenland in die Geschichte eintritt. (Es ist ein seltsamer Gegensatz: Unteritalien im Altertum Sitz der griechischen, im Frühmittelalter der arabischen Kultur, dann für

mehr als ein halbes Jahrtausend einer der kulturell zurückgebliebensten Teile Europas!).

Mondolfo hat seine eigenen Studien dem Zellerschen Werk in drei großen und einigen kleineren Exkursen eingefügt. Die Exkurse über die Beziehungen des Orients zur griechischen Philosophie und über den griechischen Geist und Genius sind fast eigene kleine Schriften. Besonders der erstere kommt auch 1932 in der Hauptsache zu der Zellerschen Ablehnung der orientalistischen These in dem Umfang, in dem sie bei Zellers Lebzeiten, aber auch heute wieder verfochten wird. Die Italiener verteidigen hier allerdings den autochthonen Charakter der griechisch-römischen antiken Kultur gegen alle Versuche, sie auch auf anderen Gebieten (z. B. Strzygowski für den Ursprung der Kunst) dem Orient unterzuordnen. Der Wunsch des Herausgebers, daß Zellers Werk nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern dem Forscher als Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Arbeit dienen möge, kann nur von jedem geteilt werden, der sich an der Hand dieser italienischen Ausgabe wieder von dem wunderbaren Gebäude gefangennehmen ließ, das der deutsche Philosoph aere perennius errichtet hat*).

Maximilian Claar.

## Bücher aus dem romanischen Kreise

Pierre-Quint, Léon: André Gide, sa Vie, son Oeuvre. Librairie Stock. 1932.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Gide seine Berühmtheit beim großen Publikum seinem „Immoralismus" verdankt, insbesondere seinen homosexuellen Neigungen. Aber in Wirklichkeit ist dieser „Immoralist" ein „Moralist", d. h. ein Mensch, den das Problem der Lebensführung unablässig beschäftigt. So stellt ihn auch der Verfasser dieses vorzüglich geschriebenen Buches weit weniger nach seiner schriftstellerisch-künstlerischen als nach seiner philosophisch-grüblerischen Seite hin dar. Die Kenntnis der Werke wird beim Leser vorausgesetzt. Es gibt wohl kaum einen widerspruchsvolleren Menschen als André Gide: der extreme Individualist von einst hat sich jetzt dem Sowjetkommunismus in die Arme geworfen! Aber dieser unersättliche Lebensentdecker, der jedem Trieb die Zügel schießen ließ, hat sich in einer Hinsicht stets scharf im Zaume gehalten: in seinem Stil. Hier legt er die strengste Moral an den Tag. Auf seiner großen Afrikareise liest er La Fontaine, um sich vor der Ungeheuerlichkeit der Natur in das klar Geformte zu retten!

*

Varano, Francesco Savario: L' Ipotesi nella Filosofia di Ernesto Naville (Gubbio, Scuola Tipografica „Oderisi" 1931).

Varano beschäftigt sich in dieser Studie mit der 1880 veröffentlichten „Logique de l' hypothèse" des 1909 verstorbenen Genfer Publizisten und Philosophieprofessors Ernest Naville; er gibt zunächst eine Inhaltsangabe des interessanten Werkes, das die Hypothese als gleichwertig der Deduktion und Induktion auffaßt und ihre Mitwirkung sogar schon bei der Beobachtung feststellt, und stellt dann bei der Erörterung des Navilleschen Begriffs „hypothèse sérieuse" sehr fein die Verbindung mit dessen späteren Werken her: schon in diesem früheren erweist sich Naville als Spiritualist, indem er als Grundprinzip aller ernst zu nehmenden Hypothesen das Streben nach einer großen Einheit bezeichnet und damit seine Studie über die Hypothese zu einer spiritualistisch-religiösen Erkenntnistheorie erweitert.

*

Varano, Francesco Saverio: Il Problema della Storia in Xénopol (Gubbio, Scuola Tipografica, „Oderisi", 1931).

Diese mit ausgezeichneter Klarheit geschriebene Studie gilt des rumänischen Historikers Xénopol (1847—1920) geschichtsphilosophischer Schrift „Principes fondamentaux de l' Histoire" (1895). Xénopol verteidigt hier die Geschichte gegen den neuerdings so häufig erhobenen Vorwurf, sie sei keine Wissenschaft in strengem Sinne, indem er nachzuweisen versucht, daß sie in der Sicherheit ihrer Erkenntnisse hinter der Naturwissenschaft nicht zurückstehe; wenn auch das „Gesetz der Entwicklungsreihe" (z. B. Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum, Kreuzzüge u. a.), das er als historisches Grundgesetz aufstellt, mit den sogenannten Naturgesetzen nicht gleichartig sei, so sei es doch gleichwertig.

*) Edoardo Zeller: La Filosofia dei Greci nel suo sviluppo Storico. Parte I. I Presocratici. A cura di Rodolfo Mondolfo Vol. I origini, caratteri e Periodi della Filosofia greca (in Il Pensiero Storico, sotto gli auspici dell' Ente nazionale di Cultura. (Verlag La Nuova Italia, Florenz, 1932.) 425 S. Preis 26.— Lire.

Brummer, Rudolf: Studien zur französischen Aufklärungsliteratur im Anschluß an J.-A. Naigno. (Breslau 1932, Priebatsch). Diese außerordentlich gewissenhafte Arbeit bringt zwei wichtige Ergebnisse in bezug auf den „Eckermann" Diderots: 1. Naigno ist als Herausgeber der Werke Diderots zuverlässiger, als man bisher angenommen hat. 2. Die „Théologic portative" und die „Contagion sacrée", die man öfter Naigno zugeschrieben hat, sind nicht von ihm, sondern von Baron Holbach; „Le Militaire philosophe" ist weder von Naigno noch von Holbach, sondern ein viel früheres Werk, das von beiden nur in atheistischem Sinne überarbeitet worden ist. Darüber hinaus ist dieses Buch wichtig für die Erkenntnis der weltanschaulichen und stilistischen Entwicklung Holbachs und der Anfänge der französischen Aufklärung, die Brummer schon weit vor 1750 zurückdatiert. O. Hachtmann

# Politische Rundschau

Unserer oft geäußerten Auffassung über den Genfer Debattierklub entsprechend, begrüßen wir die Entscheidung der Reichsregierung, die in folgerichtiger Ausführung der außenpolitischen Richtlinien des Kanzlers, die er öffentlich mitgeteilt hatte, den Völkerbund, das internationale Arbeitsamt und die Abrüstungskonferenz verlassen hat. Es wurde zunächst von den früheren Feindbundmächten, vor allen von England, der Versuch gemacht, das Reich als den Schuldigen hinzustellen. Wir sehen darin nur die übelwollende Taktik, die wir schon immer feststellen konnten, wenn uns ein Diktat blühte, Deutschland das Odium des angeblichen Friedensstörers zuzuschieben. In diesem Falle wird sie keinen Erfolg haben, da der Kanzler in klarer Eindeutigkeit den Friedenswillen Deutschlands in seiner Rundfunkansprache der Welt verkündet hat und den Wahlkampf jetzt mit der Parole führt: Kampf um Frieden und Gleichberechtigung.

Die undurchsichtigen Winkelzüge der Genfer Kulissenschieber hatten eine vollkommen unerträgliche Stimmung geschaffen. Man kann auch im Ränkespiel der großen Politik nur bis zu einem gewissen Grade unaufrichtig sein und falsch spielen, sonst steht eben einer der Partner auf und verläßt, wie es das Reich getan hat, die Partie. Die Herren, die jetzt unter sich geblieben sind, werden, auch wenn sie gegen Deutschland ihren Willen durchsetzen sollten, einen Erfolg nicht erzielen können, weil sie auf eine geschlossene Nation stoßen, die als festgefügter Block einfach nicht mehr beiseite geschoben werden kann. Ein Abrüstungsvorschlag ohne Deutschland wird nie bindende Gestalt erhalten.

Wir haben in den letzten Jahren hier im Gegensatz zu manchen Strömungen immer wieder die These verfochten, daß eine unmittelbare Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich der einfachste, wenn auch nicht leicht auffindbare Weg ist, Europa zur Ruhe zu bringen. Wir begrüßen deswegen das freimütige Verständigungsangebot des Kanzlers. England kann uns die Sicherheit im Westen nicht geben, nach seiner Haltung in den letzten Wochen möchten wir annehmen, daß es nicht den ernsten Willen hat, uns gerecht zu werden. Es bleibt demnach gar kein anderer Weg als eine offene Aussprache mit Frankreich, das durch seine Befestigungswälle an der Grenze die notwendige Sicherheit selbst vor einem schwer bewaffneten Deutschland haben würde, über die es um so mehr verfügt, als wir abgerüstet sind und gar nicht daran denken können, offensiv zu werden. Im gleichen Umfang, wie Frankreich seine Grenzen sicher weiß, wollen wir die unseren geschützt wissen. Diese These ist so einfach, daß es bei ehrlichem Willen der französischen Regierung nicht schwer sein könnte, den Weg des Ausgleichs zu finden. Wir haben im Westen die Grenzlinien durch den Vertrag von Locarno gesichert. Was in der Außenpolitik jener Tage an Ansatzpunkten für einen Generalausgleich geschaffen wurde, ist heute nur fortzusetzen, um zu einem Vertrag zu kommen, der endlich den latenten Kriegszustand in Europa beseitigt.

In Frankreich ist das Verständigungsangebot des Kanzlers auf fruchtbaren Boden gefallen. Es wird lebhaft erörtert und trotz aller Störungsversuche, die uns aus bestimmten Richtungen im Ausland zu kommen scheinen,

scheint sich die Meinung zu verstärken, daß es sich lohnen würde, mit dem deutschen Volk zu einem Vergleich zu kommen. Deutschland hat den Franzosen die Sicherheit ihres Territoriums tatsächlich garantiert, soweit nach Rückgabe des Saargebietes die gemeinsame Grenze in Frage kommt, seine Alpengrenze und Küsten muß Frankreich selbst schützen. Die Autorität der Reichsregierung ist stark genug, um jeden Versuch einer Störung einer solchen Politik von innen her im Keime zu ersticken. Ist die Grenzfrage geregelt — der Vertrag von Locarno ist die Grundlage dazu — dann bliebe zunächst die Notwendigkeit, auf wirtschaftlichem Gebiet die gemeinsamen Interessen festzustellen und durch Förderung der Produktion und des Handels in beiden Ländern den Kampf gegen den Kommunismus zu erleichtern. Das Reich ist tatsächlich der einzige Wall gegen den asiatischen Bolschewismus geworden. In wie erfolgreicher Form die dritte Internationale in Frankreich arbeitet, wie ihre Pläne zur Bolschewisierung Frankreichs und seiner Kolonien aussehen, ist uns genau bekannt. Will man sich dieser Kenntnisse in Paris bedienen, so wird man für bessere Geschäfte die Hände frei bekommen, als sie jetzt ausschließlich einige Rüstungsgroßkonzerne machen. In Frankreich selbst scheinen diese Riesengewinne schon unangenehm aufgefallen zu sein, sonst wäre es nicht recht verständlich, warum die Kammer mit aller Gewalt eine Verstaatlichung der Rüstungsbetriebe gefordert hätte.

Der Schritt des Kanzlers hat, auch wenn Frankreich ablehnend bleiben sollte — die neue Regierung findet die gleiche Situation vor wie das Kabinett Daladier — in die erstarrte politische Lage Bewegung gebracht. Damit sind Möglichkeiten wiedereröffnet worden, die bereits verschüttet zu sein schienen. Wenn das deutsche Volk am 12. November gesprochen haben wird, dann dürfte der Zeitpunkt ihrer Auswertung gekommen sein. Wir sind optimistisch, da die Lage im Fernen Osten für Maßnahmen der europäischen Politik die Wege ebnet, die noch vor kurzem schwer beschreitbar erschienen.

Die Annäherung zwischen den Sowjets und den Vereinigten Staaten ist nicht von ungefähr gekommen. Japan wird von den Angelsachsen systematisch eingekreist. Was die Zollpolitik auf wirtschaftlichem Gebiet allein nicht schaffen konnte, soll jetzt durch rein politische Schachzüge dahin ergänzt werden, daß Japan überall dort Widerstand findet, wo es weitere Ausdehnung versucht. Wir haben eine ähnliche Lage wie beim ersten russisch-japanischen Krieg, der nur deswegen für Japan keine reichen Früchte brachte, weil sich Amerika einmischte und auf die Seite Rußlands trat. Daß inzwischen die Regierung in Rußland mit anderen Maximen arbeitet, daß an die Stelle des Zarismus der Bolschewismus getreten ist, spielt keine Rolle, die Vereinigten Staaten berücksichtigen nur, wer das Glacis vor dem asiatischen Kontinentalreich beherrscht, und versuchen, ihn so zu stärken, daß er einen Graben halten kann, an dem Japan nicht weiter kommen darf, soll nicht die Westküste Amerikas eine Bedrohung erfahren, die mehr als gefährlich werden könnte. Wir haben auf die Bedeutung der Vorgänge im Inneren Asiens für die Weltpolitik immer wieder hingewiesen, heute wird ihr Einfluß auf die weltpolitische Lage schon klar erkennbar. Unsere Aufgabe sollte es sein, sie auszunutzen. Wir denken dabei keinesfalls an eine aktive Beteiligung an politischen Gesprächen oder gar Handlungen, die sich auf den weiten Raum im Fernen Osten beziehen, wir können aber auch, ohne zu optieren, aus unserer Mittellage Vorteile zu ziehen, die von beiden großen Kombinationen zu haben sind.

Die Sowjetmachthaber werden die Annäherung an die Vereinigten Staaten als einen enormen außenpolitischen Erfolg preisen und wohl auch hoffen, daß nun die Kredite aus den amerikanischen Banken in ganzen Schiffsladungen angeschwommen kommen. Illusionen dieser Art sind in Moskau Mode, weil sich davon wieder für einige Monate weiterleben läßt. Wir glauben nicht an diese Illusionen und erblicken in der gegenseitigen Annäherung der beiden Länder mit grundverschiedener innerer Struktur auch keine innere Festigung des Sowjetregimes. Dieses ist nur Schachfigur in dem großen Spiel im Fernen Osten. Der Druck Japans wird sich jetzt erheblich verstärken, nicht umsonst gibt Japan eine Emigrantenzeitung in russischer Sprache heraus und unterhält nicht ohne Absicht in seinem mandschurischen Schutzgebiet eine Kolonie aktiv eingestellter Emigranten, die sich für die inneren Verhältnisse in Rußland mehr interessieren, als man im allgemeinen merkt. Sie sehen Japan als den Beschützer Asiens vor dem Bolschewismus an und sympatisieren deswegen mit Tokio, das durch seine geschickte Ausnutzung der Mißstimmung gegen das Regime Stalins über einen Trumpf verfügt, den es dann ausspielen wird, wenn etwa mit amerikanischem Gelde die Kanonenfabriken in den Sowjetstaaten eine zu große Produktion entfalten sollten. Nach unseren Informationen ist gerade durch die Anlehnung der Sowjetregierung an

die Amerikaner für die Minierarbeit gegen das Regime Stalin in den Sowjetstaaten unter japanischem Einfluß neuer Boden geschaffen worden. Mit raschen Entscheidungen zu rechnen, wäre verfehlt, übersehen dürfen die aufkommenden Symptome neuer Verwicklungen nicht werden, sie können für Deutschland von weittragender Bedeutung sein. Amerika läßt durch seinen Schritt die Welt erkennen, wie ernst es selbst die Dinge ansieht und wie schwach seine politische Macht infolge der inneren Krise geworden ist, sonst hätte es nicht einen Standpunkt aufgegeben, der mehr als ein Jahrzehnt gegen alle Versuche, eine Schwenkung herbeizuführen, aufrechterhalten worden ist.

Nachdem der Kommunismus einsehen mußte, daß das Reich der Deutschen kein Nährboden für seine Gifte mehr ist, versucht er dort deutsches Volkstum, das sich gegen das Gift wehrt, zu unterdrücken, wo er bei Fremdvölkern Hilfe findet. Augenblicklich werden in dem benachbarten Land der Tschechen Unterdrückungsmethoden gegen das Deutschtum angewendet, wie sie wohl noch in keinem der leidensreichen Minderheitengebiete vorgekommen sind. Durch das Urteil des obersten tschechischen Gerichtes in Brünn ist der sogenannte Volkssportprozeß zu Ende geführt worden, die Angeklagten, denen man eigentlich nur volkstreue Gesinnung vorwerfen konnte, wurden zu schweren Strafen verurteilt. In Ausführung dieses Urteils wurde die nationalsozialistische Partei verboten und die deutsche Nationalpartei aufgelöst. Jetzt geht man daran, die Turnvereine zu verbieten und macht überall dort Haussuchungen, wo ein deutscher Mann versucht hat, seinem Volkstum die berechtigte Stellung im Staate zu sichern. Schon erheben sich Stimmen, die eine Ausweisung sämtlicher reichsdeutscher Angestellten fordern. Es scheint den Herren in Prag, die nur zu gern die Hetzblätter der politischen Flüchtlinge aus dem Reich lesen, entgangen zu sein, daß Tausende von Tschechen in Deutschland im Brot stehen, daß hier ganze tschechische Vereine bisher unbehelligt leben konnten. Wir fürchten, daß das deutsche Volk im Reiche, wenn unsere Brüder jenseits der Grenzen nicht endlich ihr Recht erhalten, oder wenn gar an die Ausweisung von Reichsdeutschen gedacht werden sollte, Vergeltungsmaßnahmen fordern würde, deren Folgen für den Tschechenstaat nicht abzusehen sein würden. Den Völkerbund betrachten wir heute nicht mehr als das Gremium, vor dem Anklage erhoben werden könnte gegen die Machthaber in Prag. Es gibt trotzdem die Möglichkeit, für unser Volkstum einzutreten, seine Autonomieforderungen zu unterstützen, wir werden zu gegebener Zeit darauf zu sprechen kommen. Wenn heute auch der eben gebildete Volksrat durch die Tschechen wieder beseitigt wurde, so sind Ansatzpunkte genug vorhanden, die von der Jugend ausgenutzt werden können, wenn es sich darum handelt, Parteibonzen des eigenen Volkstums zu beseitigen, die alle Gewaltmethoden des Staates mitmachen.

Im Südosten Europas geht der alte diplomatische Kampf gegen eine Verstärkung der Macht der Kleinen Entente weiter. Gömbös reist als ungarischer Sondergesandter im Einvernehmen mit Italien in die Türkei, man spricht von einer Annäherung Ungarns und Griechenlands in Verbindung mit Konstantinopel. Italien versucht mit sichtlichem Erfolg, gegen das unnatürliche politische Bündnissystem eine Kombination zu stellen, welche allmählich der Kleinen Entente die Waage hält und schließlich durch sein eigenes Hinzutreten einen Machtfaktor schaffen kann, der auf der Grundlage des Vorteils der inneren Linie schließlich eine Machterweiterung bringen kann, die Beneschs Sicherheitssystem manövrierunfähig machen soll. Wir versprechen uns übrigens nichts Gutes von der kürzlichen Reise des Generals Weygand nach Prag. Die Ueberführung der unbekannten Legionsoffiziere, die im Beisein des Marschalls Weygand als große Volkshelden in Prag feierlich bestattet wurden, war ein willkommener Vorwand für eine sonst vielleicht zu auffällig gewesene Reise.

Aus Rom hört man, daß die herrschsüchtige Kaiserin Zita nicht die frohe Zustimmung für ihre Restaurationspläne in Oesterreich gefunden haben soll, wie man ihr in Paris erzählt zu haben scheint. Immerhin zeigt die Aktivität im Lager der Parma, daß das Haus Habsburg seine Pläne zur Wiederaufrichtrng der Donaumonarchie noch lange nicht aufgegeben hat. Wenn es irgendwo in Europa nach Verwicklungen aussieht, meldet sich ein Sendbote aus dem schwarzen Lager der Wiener Monarchisten. Wir werten die jetzt wieder aufgetauchten schwarzgelben Vorposten dementsprechend als Anzeichen einer Gefahrenlage in Europa.

Reinoldus

# Vor dem Schnellrichter

Die Selbstbehauptung der Auslandsdeutschen in Europa unterliegt gegenwärtig ihrer schwersten Probe. Die Staatsvölker erweiterten ihrerseits planmäßig und raffiniert die gegen das Deutsche Reich als Staat gerichtete Emigrantenpropaganda zur nicht minder gehässigen Hetze gegen die in ihrem Machtkreis lebenden bodenständigen deutschen Volksgruppen, mit dem Ziel, den Dauerzustand der Minderheitenentrechtung weiter zu verschärfen. In Polen und der Tschechoslowakei, aber auch in Belgien ist der Vorwurf des „Hitlertums" zur beliebtesten „Rechtfertigung" für Aktionen geworden, durch die den Staatsbürgern deutschen Volkstums ihre volklichen Grundrechte genommen werden. Es gehört dabei wohl zu den bittersten Ironien der Geschichte, daß sich insbesondere die Tschechen mit offensichtlichem Hohn auf die gegenwärtige Regierung in Oesterreich berufen und zynisch erklären, man könne von ihnen nicht gut erwarten, daß sie das Deutschtum besser behandelten als der „deutsche" Staat Oesterreich.

Gibt es ein vernichtenderes Urteil für das volksfeindliche „System Dollfuß" als diese Feststellung aus tschechischem Munde? Der „österreichische Fascismus" macht im Zuge der allgemeinen „Dämmerung der Demokratie" Schule, und die sogenannten Demokratien im Osten und Südosten nehmen ihn mit Wonne für ihre Deutschenverfolgungen zum Vorbild. Ja, auch das belgische Beispiel zeigt, daß die westlerische Regierung in Brüssel ähnlichen Gedankengängen huldigt und eine Art „Staatsfascismus" vorbereitet, der sowohl der Niederhaltung der vlämischen Bewegung, die sich in den „Dinasos" neu zu organisieren beginnt, wie der Rechtsforderungen der Eupen-Malmedyer dienen soll. Am unmittelbarsten tritt diese Unterdrückungsmethode und das ihr entsprechende Zerrbild angeblicher „autoritärer Staatsführung" freilich in Polen und in der Tschechoslowakei zu Tage. Der Terror in Ostoberschlesien und der Terror in den sudetendeutschen Gebieten haben sich, ohne jede Rücksicht auf die internationalen Verträge, gleichgeschaltet. Erhofft man in Warschau die endgültige Zerstörung des deutschen Besitzes und die Verdrängung des deutschen Kapitals, so in Prag eine entscheidende Schwächung des sudetendeutschen Volkskörpers, und wie rücksichtslos die Tschechen, unter dem durchsichtigen Vorwande „nur" die angeblich illoyalen Nationalsozialisten zu meinen, das Sudetendeutschtum als Ganzes zu treffen suchen, erwies das tschechische Echo gegenüber den rein volklichen Einigungsbestrebungen, die von Konrad Henlein, nach der Auflösung der Nationalsozialisten- und National-Partei, in Angriff genommen wurden und sich auf einem ehrlichen, hundertprozentigen Loyalitätsbekenntnis aufbauen.

In all dem zeigt sich der tragische Ernst der auslanddeutschen Lage. Die Staatsvölker sind zu einer neuen Offensive gegen die auslanddeutsche Front angetreten. Auf den Auslanddeutschen lastet nicht nur das Trommelfeuer einer hemmungslosen deutschfeindlichen Propaganda, sondern auch der fanatische Würgegriff derer, die das Auslanddeutschtum und seinen Boden noch immer lediglich als Objekt für Ausbeutung und Assimilation ansehen und aus der gegenwärtigen Isolierung des Deutschen Reiches Vorteil ziehen möchten. Niemals war zugleich auch klarer, daß es zwischen Drinnen und Draußen keinen Unterschied gibt, daß das Wohl und Wehe des Reiches das Wohl und Wehe der Auslanddeutschen bedeutet, und umgekehrt. Wenn Drinnen und Draußen unerbittlich und hart die Folgerungen dieser Schicksalsverknüpfung berücksichtigt werden, wird das Auslanddeutschtum die ihm aufgezwungene Probe bestehen können.

*

**Zu den schwersten Sünden** des Deutschland von 1918 gehörte, daß es sich nicht entschieden genug der Abwanderung aus den abgetrennten Gebieten entgegenstellte, ja, diese Abwanderung vielfach, insbesondere durch die Hinausziehung der Beamten, unterstützte. Die irrtümliche, Staat und Volk gleichsetzende Anschauung, es könne einem deutschen Patrioten nicht zugemutet werden, in polnische Dienste zu treten oder gar im polnischen Heere zu dienen, ergänzte erst die gewaltsame Vertreibung des bodenständigen Deutschtums. Schneller als die innerdeutschen Behörden erkannte damals das Deutschtum selbst die volkspolitische Aufgabe, die hier von Anfang an hätte erfüllt werden müssen, stellten seine Führer, nach Ueberwindung der ersten Zusammenbruchsstimmung, die Forderung auf, daß es erste Pflicht jedes deutschen Menschen sei, unabhängig vom Staatswechsel die Scholle zu halten.

Setzt eine neue Welle der deutschen Abwanderung aus Polen ein? Diese Gefahr ist

vorhanden. Sie hat zwei Gründe: den ungeheuerlichen seelischen und wirtschaftlichen Druck, dem das deutsche Leben in Polen ausgesetzt ist, und die Anziehungskraft, die das neue Deutschland gerade auf die bäuerliche deutsche Bevölkerung im Korridorgebiet ausübt. In verhängnisvoller Weise nehmen die Mischehen zwischen deutschen Mädchen und polnischen Männern auf dem Lande zu, weil der männliche deutsche Nachwuchs fehlt oder außer Landes geht. Diese Gefahr muß erkannt und gebannt werden. Sie rührt unmittelbar an die volksdeutsche Substanz und fördert die „kalte Assimilierung". Vor allem: jede weitere Schwächung des bodenständigen deutschen Bauerntums im Korridor mindert den volklichen Anspruch des deutschen Volkes auf den Korridor

*

„ICH und Hitler"

so müßte richtiger die Ueberschrift des Artikels „Die große Revolution" vom Grafen Keyserling im „Neuen Wiener Journal" lauten. Denn im Grunde geht dieser Aufsatz, der angeblich ein Gespräch mit dem Grafen wiedergibt, dem „Chauffeur Gottes", wie Hans Prinzhorn ihn nannte, darauf hinaus, daß mit der deutschen Revolution alles in Ordnung wäre und Hitler alle seine Ziele erreichen würde, wenn — er den Grafen Keyserling in gebührender Form heranzöge. Wir wissen ja, daß Keyserling sich längst zu dem Philosophen unter Erlaß der Taxen und des Befähigungsnachweises ernannt hat und diese Ernennung in den vielfältigsten Formen wiederholte. Die Mühe, ihn zu entlarven und die Elemente aufzuzeigen, aus denen dieser Bildungsmixer seinen geistigen Cocktail zusammenbraut, übernimmt der Phono-Graf jetzt selber. Keyserling bekommt es fertig, zu sagen: „Mussolini und Hitler sind große Tribunen. Sie haben ausgesprochen, was das Volk dumpf gefühlt. Das ist das Geheimnis der Persönlichkeit. Aber Führer dieser Art haben ihre Grenzen. Sie können viel vollenden, ohne fähig zu sein, die Nahrung dem Geiste zu sichern, dessen Appetit sie erweckten. Für diese Zwecke brauchen wir die Meister, brauchen wir die Propheten. Gandhi war ein Prophet. Europa hat nicht viele seinesgleichen. Vielleicht bin ich einer der wenigen (von uns gesperrt). Ich bin ein Säer, der die Saat ausstreut, ohne Rücksicht auf unmittelbares und positives Erträgnis. Ich säe aus den Keim der neuen Gedanken, die Idee einer neuen Geistigkeit, die ein Führer sein soll für jedermann im Leben der Zukunft..... In jedem Lande spreche ich eine andere Sprache. Und in jedem Lande horche ich auf, bevor ich spreche. Ich gestatte es meiner Umgebung und dem Volke, sich an mir zu betätigen.

(Die „Betätigung" der fremden Völker am Grafen Keyserling haben wir mit Schaudern erlebt, denn die Perlenkette seiner internationalen Taktlosigkeiten wird dem deutschen Volke zu Lasten geschrieben, obwohl bei der „Deutschfreundlichkeit" des Grafen im Kriege für das deutsche Volk kein Anlaß vorliegt, den Rede-Philosophen für sich zu reklamieren.)

„Ich horche auf und halte ein, ich verwandle mich und spreche erst, nachdem ich Luft und Leben des Landes in mir aufgenommen habe. Ich spreche deutsch, französisch, englisch oder spanisch, so daß mich die Bewohner dieser Länder verstehen können, aber ich spreche auch in französischem, deutschem, englischem, chinesischem und portugiesischem Geiste. Denn der Geist jedes Volkes ist ebensowenig übertragbar wie seine Sprache. Meine Schule in Darmstadt ist nur ein Hauptquartier. Ich bin die Schule. Ich bin der Meister (Sperrung von uns), und jene, die mich brauchen, kommen zu mir."

Amüsanterweise findet sich dann der Satz „Erklärungen sind dem Gedanken fatal". Das kann man bei einem so angreifbaren Gedankenbläser schon verstehen, und wenn Keyserling sagt: „Ich habe keine Verwendung für jene, die nur kommen, um mich zu kritisieren. Ich weiche ihnen aus", so werden wir es nach dieser letzten Kritik mit ihm ebenso machen. „Wenn mich jemand fragt, was oft vorkommt, was gelernt werden soll, antworte ich nicht auf solche Fragen. Ich lache nur. Konfuzius, dem ich mich trotz allerlei Unterschieden doch näher fühle als irgendeinem Philosophen, sagte: Wenn ich jemandem einen Winkel eines Dreiecks zeige und er kann die anderen zwei Winkel nicht feststellen, habe ich ihm weiter nichts zu sagen".

Der Name Konfuzius hat, obwohl das der Graf zu glauben scheint, mit dem Worte konfus nichts zu tun. Keyserlings großes Sprachtalent hat ihm einen Streich gespielt: er hat aus Versehen in Wien über Deutschland — spanisch gesprochen! Eine entfernte Möglichkeit mag offen bleiben: vielleicht hat der Mann, der diesen Aufsatz freilich unter Zeichnung von Keyserling in dem Wiener Blatt „aus einem Gespräch" veröffentlicht, ihn mißverstanden. Aber nach seinen früheren Leistungen ist der Aufsatz kaum als apokryph anzusprechen. Er hat klinische Merkmale. Er geht im Grunde die Mediziner an, die für seinen Zustand weniger freundliche, dafür aber treffendere Ausdrücke haben, als sie das Bedürfnis des Grafen nach Selbstbeweihräucherung findet.

**Kunst und Architekten** stehen nach wie vor im Mittelpunkt lebendiger gegeneinander wirkender Kräfte der Zeit. In Essen hat der Landesleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur unter dem Protektorat des Reichsministers Dr. Goebbels eine Ausstellung „Westfront 1933" eröffnet, die Marc und Macke, Morgner und Weißgerber, Rohlfs und Nauen, Böckstiegel und Lehmbruck und andere vom Expressionismus bestimmte oder von ihm herkommende Maler und Bildhauer programmatisch vorführt. Zu gleicher Zeit hat der Reichsinnenminister Frick in Berlin eine heftige Rede gegen die moderne Malerei gehalten, in der er sich etwa die Argumente zu eigen gemacht hat, mit denen Schulze-Naumburg seinen Krieg gegen Brücke und Blauen Reiter und die junge Kunst geführt hat. Gotik und Klassizismus stehen einander in Frontstellung gegenüber, und dazwischen stehen leicht verwirrt und besorgt die Maler, Bildhauer und Architekten und wissen nicht, wem von den Rufern im Streit sie folgen sollen. Es läge nahe, pathetisch zu werden und zu verlangen, daß sie nur sich selber und ihrem Genius folgen sollen. Das ist eine hübsche Formel und nicht mehr, denn schon Goethe wußte: Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte. Der Ansatz ist in jeder Kunst Sache freier Entscheidung: erst was sich aus ihn entwickelt, untersteht nicht mehr dem Willen, ist Ausfluß des Persönlichen und als solches durch nichts mehr zu beeinflussen, nicht einmal durch den Willen des Künstlers selber. Es wäre durchaus denkbar, daß die Maler, gewillt, sich den Forderungen des Reichsinnenministers zu fügen, ihre Bilder auf Schönheit, Klassik und Ideal hin anlegten, es würde sich aber sehr bald ergeben, daß sie unter dem Zwang ihres Wesens von diesem Ausgangspunkt rasch wieder bei ihrem gotisch-expressionistischen Stil, bei der Malerei ankommen würden, der sie selbst als bewußte Willenswesen entgehen wollten. In der Kunst verwirklicht sich nur das wirkliche Wesen — wofern der Künstler einer ist und Wesen hat; dies Wesen untersteht Zeitgesetzen, die, in Werken niedergeschlagen, später als Stil der Epoche herausgehoben und festgestellt werden. Es läßt sich an den verschiedensten Objekten verwirklichen, an klassischen sowohl wie an romantischen oder realistischen: es kommt immer am gleichen Ziel an. David, der Klassicist der napoleonischen Zeit, sonderte sich im Gegenstand und Ausdrucksmittel von dem verruchten Rokoko des alten Regimes und blieb im wesentlich seiner Zeit genau so untertan wie Chardin oder Fragonard. Es könnte sehr reizvoll werden, wenn der eine oder der andere der modernen Maler von heute sich zu dem Experiment entschlösse, Klassicist gegen die Zeit zu werden. Die Ergebnisse des Versuchs würden zu den interessantesten Versuchen des Ausbrechens aus dem Stilzwang einer Epoche gehören, die wir bis jetzt erlebt haben.

*

**Der Konflikt zwischen Prag und Vatikan** ist durch politische Gründe bewirkt. Die Tschechen sind infolge der innenpolitischen Entwicklung in einer höchst üblen Lage. Die Fiktion der „tschechoslowakischen Nation" geht in die Brüche. Die Slowaken wollen völkische Autonomie. Die Sudetendeutschen sind auf dem Wege zu einer einigen nationalen Front, die ungarische Minderheit wehrt sich immer energischer gegen die Unterdrückungspolitik. Die tschechische Regierung fürchtet eine gemeinsame Front der Slowaken, Deutschen und Ungarn. Denn diese würde wie die Tschechen 6 Millionen umfassen, ja, sie würde über eine kleine Mehrheit verfügen. Darum sucht die Regierung die 6 Millionen Slowaken, Deutsche und Ungarn rücksichtslos zu unterdrücken und hat „einen Zustand des erhöhten Staatsschutzes" geschaffen, der geradezu kriegsmäßigen Charakter trägt.

Man muß diese Kämpfe im Auge behalten, wenn man den Konflikt mit dem päpstlichen Nuntius Ciriacci richtig beurteilen will. Die tschechische Regierung hatte zur Erinnerung an den slowakischen Fürsten Pribina, der das Christentum in die Slowakei einführte, eine Feier arrangiert. Sie wollte damit die Fiktion von der „tschechoslowakischen" Nation und „brüderlichen Verbundenheit" wieder beweisen. Der Führer der slowakischen Volkspartei und Autonomiebewegung, Hlinka, spielte aber den Herren aus Prag in Neutra, dem Ort der Feier, einen bösen Streich. Er erschien, ungebeten, mit vielen Tausenden slowakischen Bauern und forderte Autonomie für sein slowakisches Volk! Das war eine höchst peinliche Blamage für die Prager Regierung. Die tschechischen Blätter griffen darauf auch den päpstlichen Nuntius an und beschuldigten ihn, mit verantwortlich zu sein an dieser Aktion des Pfarrers Hlinka. Daraufhin schickten die Bischöfe, Klerus und Katholische Organisationen Ergebenheitskundgebungen an den Nuntius. U. a. auch Pfarrer Hlinka. Der Nuntius antwortete Hlinka in einem Schreiben. Dieses Schreiben führte zum Konflikt. Darin heißt es nämlich: „Während man in Prag den Heiligen Vater unmittelbar oder durch die

Person seines Repräsentanten in einer Weise beleidigt, daß dabei nicht einmal die Vorschriften der internationalen Höflichkeit, die für alle Völker gelten, beachtet werden, habt Ihr Slowaken einer solch hohen Autorität Eure gebührende Achtung erwiesen. Dafür gebührt Dir und den Deinen natürlich Lob ... Diese Eure Liebe werde ich nie vergessen. Das edle slowakische Volk bleibt mir stets am Herzen." Darauf tobte die tschechische Presse los. Sie schrieb von einer „durchaus unzulässigen Kundgebung grober Unseriosität" gegen die Regierung. Daß der Nuntius von einem „solwakischen Volk" spricht, hat die Presse am meisten erbost. Denn das trifft den wundesten Punkt. Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Brief in der Slowakei ausgeübt hat. Die Slowaken sahen darin eine Anerkennung ihrer Autonomieforderungen durch den heiligen Vater!

Benesch suchte verzweifelt nach einem Ausweg, umsonst, seine Presse war nicht zu zügeln. So beschloß der Ministerrat, die Kundgebung des Nuntius an Hlinka „zurückzuweisen" und den Vatikan zu ersuchen, Nuntius Ciriacci „zu amtlicher Erklärung" nach Rom zu rufen, also ihn abzuberufen. Aber der Vatikan nahm sich Zeit. Denn die Angelegenheit ist sehr ernst. Der Vorgänger Ciriaccis hat ebenfalls wegen vieler und dauernder Konflikte Prag verlassen müssen. Der Vatikan kann sich einer solchen Brüskierung nicht erneut aussetzen. Es ist darum mit der Möglichkeit eines Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu rechnen. Auch aus einem anderen Grund. Der Vorfall in Neutra und der Brief des Nuntius an Hlinka waren der Auftakt zu dem neuen scharfen Unterdrückungskurs. Der Vatikan kann sich in die „inneren Angelegenheiten" des Staates nicht mischen, aber der Nuntius kann sich andererseits nicht einfach taub und blind stellen. Welche Folgen ein Abbruch der Beziehungen haben könnte, ist schwer abzuschätzen. Sicher werden tschechische Politiker von einer „tschechischen Nationalkirche" reden, wie 1919, aber sie werden bei den wirklich Gläubigen keine Gefolgschaft finden.

✱

**Die evangelischen Deutschen**

in Polen und in den anderen Randstaaten sind in ihrem evangelischen Bewußtsein und Bekenntnis unerschüttert, wie sie unerschüttert sind in ihrem deutschen Volkstum. Evangelisch und Deutsch, Polnisch und Katholisch: das ist eines wie Leib und Seele. (Das gilt nicht für Ostoberschlesien und die anderen abgetrennten Gebiete, denn dort ist deutsches, nicht polnisches Land.) Geht man von dieser Grunderkenntnis aus, dann hat man den Schlüssel für die Zerfallserscheinungen in der slawischen evangelischen Kirche. Wo deutschstämmige Menschen ihr Volkstum aufgeben, da werden sie auch ihrer Religion entfremdet und untreu.

Ein Aufsatz des evangelischen polnischen Pastors Danielczyk über die Lage der lutherischen Kirche Kongreßpolens bestätigt diese Beobachtung. Der Artikel hat in Polen starkes Aufsehen gemacht. Das ist begreiflich, denn in ihm ist zum ersten Male diese Entwicklung in schonungsloser Offenheit gekennzeichnet. Pastor Danielczyk stellt eine weitgreifende Lauheit und Widerstandslosigkeit bei den Evangelischen fest, die der sich immer unangenehmer bemerkbar machenden katholischen Aktion entgegenkommen. Er weist darauf hin, daß es in der Warschauer lutherischen Gemeinde über 90 Prozent konfessionelle Mischehen gebe. Die evangelische Presse, die in Form von „Fetzen" erscheine, befasse sich — trotzdem Geldmittel und tüchtige Leute vorhanden seien — mit wertlosem Kleinkram und nebensächlichen Dingen. Gemeinden, Vereine und Verbände vegetieren. Dieser Mangel an evangelischem Leben und ausgesprochen evangelischem Bewußtsein erleichtere der katholischen Kirche die Arbeit, besonders in den polonisierten Gemeinden. Ja, die fortschreitende Polonisierung bringe die Gemeinden in gefährliche Nähe der katholischen Kirche. Der Abfall von der evangelischen Kirche sei besonders da groß, wo die Polonisierung der Gemeinden bedeutende Fortschritte gemacht habe. Das sei der Kernpunkt der Zerfallserscheinung der evangelischen Kirche in Kongreßpolen.

Von deutsch-lutherischer Seite wird zu diesem Artikel des polnischen Pastors Danielczyk gesagt, es sei falsch, die Arbeit der katholischen Kirche für den äußeren und inneren Rückgang verantwortlich zu machen, wenn auch die katholische Aktion nicht als bedeutungslos einzuschätzen sei. Doch sei weder sie, noch die Vereinzelung und Zerstreuung, noch die skrupellose Anwendung aller Polonisierungsmittel an dem Zerfall schuld, sondern einzig und allein der Mangel an evangelischem Bewußtsein.

Die lutherische Kirche Kongreßpolens ist ihrem Ursprung nach eine deutsche Kirche. Nun aber haben in den letzten Jahzehnten viele ihrer Führer in den größeren Städten z. T. auch die Gemeinden, den Anschluß an das Polentum vollzogen. Die Polonisierung der Gemeinden wird in dem neuen polnischen Staat bewußt betrieben. Das geben die Berichte der Gemeinden in der polnischen evangelischen Presse auch ganz offen zu. Die Führer erklären, das sei nach den

veränderten Verhältnissen eine Notwendigkeit! Mit anderen Worten: ursprünglich deutschstämmige Menschen haben ihr Volkstum aufgegeben, die Folge ist, daß sie auch in ihrem deutschen evangelischen Väterglauben schwach und wankend werden. Daß evangelische Polen unsicher werden, ist nicht zu verwundern. Das Ende kann nur der Zerfall sein.

Aehnliche Erscheinungen zeigen sich innerhalb des litauischen Teils der lutherischen Kirche in Litauen (s. „Vor dem Schnellrichter" im Oktoberheft). Der Streit wird zwischen den verschiedenen Kirchen-„Parteien" und Führern mit Erbitterung geführt. Es ist ein Kampf um die Macht bei der Politisierung der Kirche. Der Versuch des abgesetzten Konsistorialpräsidenten Geigolat, eine litauische Synode einzuberufen, ist an dem Verbot der Regierung gescheitert. Trotzdem wird mit einer Spaltung der litauischen lutherischen Kirche gerechnet. Die Folge dieses inneren Haders ist unausbleiblich Zerstörung und Zerfall. Die deutschen lutherischen Gemeinden in Litauen halten sich aus diesem Streit heraus und wollen eine eigene deutsche Führung bilden.

In Lettland ist die Spaltung in der lettisch-evangelischen Kirche bereits praktisch vollzogen. Ein lettischer Pfarrer hat sich für die Ausschaltung des alten Testaments aus der evangelischen Lehre und Kirche ausgesprochen. Das Konsistorium forderte ihn darauf auf, sein Amt niederzulegen. Der Pfarrer weigerte sich, und die Gemeinde stellte sich hinter ihn. Er will nun die Kirche der „lettischen Christen", eine lettisch-völkische Kirche schaffen, entsprechend dem Programm der lettischen Fascisten, der „Perkonkrusts": „Lettland den Letten!"

*

**Die Beichte in der nordischen lutherischen Kirche** wieder einzuführen, dieser Vorschlag des dänischen Dozenten Fuglsang Damgaard an der Kopenhagener Universität hat in den skandinavischen Ländern außerordentliches Aufsehen hervorgerufen. Auf der Nordischen Theologentagung in Drontheim hat er die Einführung der Beichte in Erwägung gezogen. In einem Interview erklärte er, wenn er von einer Wiederbelebung der Beichte spreche, müsse jeder Verdacht abgewiesen werden, daß es sich um eine Rückkehr zur katholischen Kirche handle. Es handle sich um die Erneuerung der „privaten" Beichte im Geist der lutherischen Theologie. Luther lege besonderes Gewicht auf die Absolution, auf das, was Gott in der Beichte tue. Luthers Bedingung für die Beichte aber sei die Freiheit; jeder Zwang müsse ausgeschaltet werden. Es sei nur die Rede davon, einem Bedürfnis entgegenzukommen, wo es vorhanden sei. Es soll — nach Meinung des dänischen Theologen — in unserer von Auflösung und Zweifel geplagten Zeit ein Bedürfnis zur Beichte bestehen. Die Beichte habe einen hervorragenden Platz in Luthers Leben eingenommen. Es handele sich also nicht um die Einführung von etwas Neuem oder um das Wiederaufleben von etwas Totem. Es handle sich darum, einer Entfaltung Platz zu bereiten, dem Wuchs von etwas Notwendigem... Es seien Zeichen vorhanden, so prophezeit Damgaard, die darauf hindeuten, daß Gott arbeite; und wenn er es wolle, könne die Beichte plötzlich, auch auf eine in den Augen der Menschen ganz unverständliche Weise, hervorbrechen wie eine herrliche Blüte auf dem alten Bau der lutherischen Kirche.

An diese Auffassungen und Darlegungen hat sich — in theologischen Kreisen — eine bewegte Erörterung geknüpft. Die Gegner erklären, mit der Einführung der Beichte und mit den Gedankengängen des dänischen Dozenten werde der Weg zur Rekatholisierung, zum Zerfall des protestantisch-germanischen Christentums beschritten.

Diese Diskussion, im Zusammenhang mit den Zerfallserscheinungen in der evangelischen Kirche im Osten, weiter im Zusammenhang mit den Unionsbestrebungen der katholischen Kirche im Osten und Südosten betrachtet, eröffnet Perspektiven von vielleicht säkularer Bedeutung. Zeigt jedenfalls mit großer Deutlichkeit, daß der Protestantismus, das germanisch geprägte Christentum, Gefahren gegenübersteht, die nicht zu unterschätzen sind. Es ist Zeit, die Augen zu öffnen.

*

**Die neuen Habilitationsvorschriften,** die der Kultusminister Rust für Preußen erlassen hat, haben neben die wissenschaftliche Eignung der Bewerber um die Facultas docendi als Vorbedingung einen mehrmonatigen Aufenthalt in einem Geländesport- oder Arbeitslager und einen Schulungskursus an einer Dozentenakademie gestellt. Erst wenn der junge Doktor diese beiden Kurse absolviert hat, beginnt das bisher übliche Habilitationsverfahren bei der Fakultät. Gegen beide Bestimmungen ist Ernsthaftes kaum einzuwenden, sobald, was bei dem Geist der deutschen Universitäten wie bei der ganzen bisherigen Haltung des Kultusministers als selbstverständlich anzusehen ist, die Regel dazu da ist, daß Ausnahmen gemacht werden.

Für den durchschnittlichen Nachwuchs der Universitätslehrer ist die Berührung mit dem Leben, wie sie sich etwa in einem Arbeitslager ergibt, nur ein Gewinn und eine Bereicherung; die Abgetrenntheit der Universität vom Leben, welche die meisten von uns beim Verlassen der Hochschule nur zu deutlich empfanden, wird wenigstens etwas aufgehoben werden. Auf der anderen Seite werden die Fakultäten, sofern sie irgenwo einen werdenden Nietzsche entdecken, dessen geistige Kraft in einem so starken Mißverhältnis zu seiner körperlichen steht, daß der Aufenthalt im Arbeitslager keine Kräftigung, sondern nur Schwächung bringen könnte — sicherlich Manns genug sein, sich beim Kultusminister für eine Befreiung des Mannes vor dem üblichen Weg einzusetzen, und der Kultusminister wird bestimmt in solchem Falle keine Schwierigkeiten machen. Wie weit sich im Zusammenhang mit dieser Neuregelung allmählich stärker eine Sonderung der Universität als Erziehungsanstalt, als Schule, von der Universität als Forschungsinstitut ergeben wird, bleibt abzuwarten; sollte sie sich einstellen und die Forschung mehr und mehr an die Akademien übergehen, so wäre auch das eine Entwicklung, die man unter Umständen nur begrüßen könnte.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Lic. Dr. Christoph Schrempf, Stuttgart. — Peter Weber, Berlin. — Professor Kurt Kluge, Berlin — Professor Felix Meseck, Weimar. — Professor Dr. Hugo Preller, Jena. — Professor Dr. Paul Mombert, Gießen. — Dr. Rudolf Zesch, Berlin. — Johannes Dieckes, Neunkirchen. — Geheimrat Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Otto Freiherr von Taube, München. — Dr. Otto Hachtmann, Dessau.



Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf • Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin • Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68

Peter Weber

# Das Zeitalter des Antichrist

## Roms Weg nach dem Osten

Die Völker der abendländischen, ehemals christlichen Kultur werden von starken revolutionären Wehen geschüttelt. Es sind nicht nur die Konstruktionen der Staatsbauten, der Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme erschüttert, die Wehen gehen tiefer, gehen an die Grundlage der abendländischen Kultur; an das Religiöse. Hier offenbart sich, wie brüchig dieses Fundament geworden ist. Es zeigen sich die fürchterlichen Folgen der Epochen der sogenannten Aufklärung, des folgenden Liberalismus, Atheismus und Marxismus. Die Masse Mensch ist das Ergebnis, eine Masse, die keinen gemeinsamen Glauben, keine innere Gemeinschaft mehr hat, die keine Wahrheiten, keine Gesetze mehr anerkennt, die für alle gelten müssen. Der Sinn des Lebens ist fragwürdig geworden, so fragwürdig, daß der Einzelne nicht einmal mehr seine primitivste Lebensaufgabe begreift, das Leben in seinen Kindern weiter zu führen.

Darum rebelliert jetzt das Leben selber, der nackte Selbsterhaltungstrieb. Darin hat, auf die einfachste Formel gebracht, die nationale Revolution in Deutschland ihre beste Erklärung und stärkste Rechtfertigung. Das deutsche Volk will wieder eine lebendige, starke Gemeinschaft werden, es will wieder an seine Zukunft denken und eine Aufgabe sehen. Die alte Sehnsucht nach dem „Reich" erwacht. Diese Sehnsucht aber wächst aus Triebkräften heraus, die über die nächste Aufgabe des völkischen Selbsterhaltungs- und Erneuerungstriebes hinausgreifen. Sie hat ihre Wurzeln tief im Religiösen und will neben einem neuen nationalen Leben und darüber hinaus ein erneuertes Glaubensfundament, eine neue geistig-religiöse Gemeinschaft, in der wieder ewige Wahrheiten und heilige Gesetze Geltung haben. Ewige Wahrheiten und Lebensgesetze nicht nur für uns, das deutsche Volk, sondern auch für alle Völker des Abendlandes, die in der gleichen Not und Gärung leben. Das „Reich", wie es in der deutschen Sehnsucht immer gelebt hat, ist etwas anderes, ist mehr als ein Reich, mehr als ein Staat wie viele andere auch: in ihm ist die mystische Hoffnung auf ein Reich Gottes lebendig, wie es Christus in seiner Heilsbotschaft der Menschheit als Aufgabe gestellt hat. Aus der Idee dieses Reiches ist das christliche Abendland gewachsen, mit dem Anspruch auf die Sendung, die ganze Welt dem christlichen Glauben zu erobern. Und der Schöpfer und Träger dieser Idee war das deutsche Volk.

### Christentum in oder neben den Kirchen?

Wer Augen hat zu sehen, der sieht heute Bewegung bis in diese Tiefen. Der wird es nicht als einen Zufall ansehen, daß dieses Jahr von der katholischen Kirche zum „Heiligen Jahr", von der orthodoxen Kirche zum „Sühnejahr" erhoben wurde; die

protestantische Kirche feiert dieses Jahr als Gedenkfeier an den großen deutschen Reformator Luther. Freilich, die Krise und revolutionäre Gärung dieser Zeit haben auch die Kirchen erfaßt. Der Geist weht nicht mehr spürbar in ihnen, sie haben ihre Aufgabe nicht zu erfüllen gewußt. Das Volk hat sich weithin von den Kirchen abgewandt, sie sind heute nicht viel mehr als Organisationen, öffentliche Einrichtungen, in denen religiöse Gebräuche geübt werden. Den lebendigen Geist Gottes und der Evangelien, welche die Welt durchdringen sollen, vermitteln sie nicht mehr. Die Bibel, die Luther dem deutschen Volke gab, ist ihm heute fremd geworden, das Volk kennt nicht mehr das Wort Gottes. Das ist ein hartes Urteil für die Kirchen. Der Weg zu Gott, zum Evangelium, zu Christus muß wieder neu gesucht und gebaut werden. Eine neue Reformation wird einsetzen müssen. Wir werden wieder das wahre Bild Christi sehen müssen, den männlichen, volkstümlich-nahen Christus, wie ihn die deutschen Reformatoren dem Volke predigten. Die neue Reformation wird als eine männliche Aufgabe gegeben, in der jeder zunächst selber sich vor die eigne Entscheidung gestellt sieht, allein vor Gott und dem Evangelium. Daraus wird sich auf eine neue Art die christliche Gemeinschaft, die Gemeinde bilden. Wohl meist ohne einen Theologen, im kleinsten Kreis. Im Haus, in der Familie, wird der Vater der geistliche Vorsteher sein, wie bei den Germanen der Sippenführer das Opfer brachte. Die vielgestaltigen Sekten mit ihren engen brüderlichen Gemeinschaften zeigen, zu welcher Gemeindeform es den religiösen Menschen drängt; so wird es auch möglich sein, der grotesken Sekten-Zersplitterung ein natürliches Ende zu machen.

Gemeinde in der urchristlichen Form, engste brüderliche Gemeinschaften, das scheint der Weg der neuen deutschen Reformation zu sein. Eher unter Führung eines Laien als eines Pfarrers. Denn das zweite Merkmal der neuen Reformation ist, daß sie sich schon jetzt klar erkennbar als Laienbewegung entwickelt. Die Führer der Gemeinden werden die „Aeltesten" sein, wie sie es in den ersten christlichen Zeiten waren. Die katholische Kirche hat schon lange erkannt, daß der Weg zu einer christlichen und kirchlichen Erneuerung nur mit Hilfe der Laien möglich ist, wie sie auch bereits Christus den König, den Herrscher der Welt, predigt. Vor elf Jahren bereits hat Papst Pius XI. in der Enzyklika Ubi arcano dei von der „Teilnahme des Laien am hierarchischen Apostolat" gesprochen und die „Katholische Aktion" empfohlen. In Deutschland begriff der Katholizismus, vom Liberalismus durchseucht, erst sehr spät. Jetzt hat die Fuldaer Bischofskonferenz die Richtlinien für die Katholische Aktion in Deutschland herausgegeben. Sie sind interessant, die Parallele mit der männlich-straffen politischen Entwicklung in Deutschland ist erkennbar. Das katholische Volk wird danach in vier Säulen zusammengefaßt: Männer, Jungmänner, Frauen und Jungfrauen. Alle katholischen Verbände werden darin eingegliedert. Der Aufbau erfolgt vom kleinsten Zellkern aus, aus der Pfarrei. Die Vorsitzenden der Säulen sind Laien! Den Vorsitz in der Zelle führt ebenfalls ein Laie; ihm zur Seite steht ein geistlicher Rat. Der Diözesanrat besteht aus den Laienführern der Diözesanverbände, er hat wieder einen geistlichen Beirat. Vorsitzender der Organisationsspitze, des Zentralausschusses, ist wieder der Laie; ihm steht ein Bischof zur Seite als Beauftragter der Fuldaer Bischofskonferenz. Damit ist den Laien in der streng hierarchisch gegliederten und autoritativ geführten katholischen Kirche ein Einfluß eingeräumt, wie sie ihn nie auch nur annähernd besaßen. Der Vatikan hat die Zeichen der Zeit verstanden, nicht nur hier. Die Kirchen als Organisationen sind Menschenwerk, und in neuen gewandelten

Zeitverhältnissen können und müssen sie neue Formen bilden, um ihren Aufgaben gerecht zu werden; oder sie werden zerfallen und müssen neuen Kirchen Platz machen.

Diese neue Glaubensbewegung — in der evangelischen wie in der katholischen Kirche — ist erst in ihren Ansätzen erkennbar. Sie ist nicht das Werk einzelner Reformatoren, sondern wächst aus dem Laienkörper, zeigt einen ausgesprochen männlich-kämpferischen und radikalen Charakter und scheint sich im evangelischen Lager außerhalb der Kirche vollziehen zu wollen. Die Rechtfertigung wird, bewußt oder unbewußt, hergeleitet aus einer Berufung zum Apostolischen Amt, gemäß dem Evangelium und dem Brauch in der urchristlichen Gemeinde. Trotz dieser Beziehung — hier scheint sich ein völlig neuer abendländischer Mensch zu entwickeln. Statt des liberalen Individuums ohne Glauben, ohne inneres Gesetz und ohne Gemeinschaft ein gläubiger Mensch mit höchstem Gemeinschafts- und Verantwortungsbewußtsein für das Diesseits wie für das Jenseits. Einem Gemeinschafts- und Verantwortungsbewußtsein, wie es die deutsche nationale und völkische Erneuerung will. Das wäre die Erfüllung des ewigen christlichen Auftrags, das Angesicht der Erde immer wieder zu erneuern. Diese Bewegung hat natürlich nichts zu tun mit Erwägungen eines völkisch-germanischen Christentums, denn der Punkt, an dem sich die Geister scheiden, ist klar erkennbar. Wer nicht an die Einmaligkeit der göttlichen Offenbarung durch Jesus Christus, den Sohn Gottes, wer nicht an die Einmaligkeit seiner Heilsbotschaft durch die Erlösung, Auferstehung und die Evangelien glaubt, der hat nicht das Recht, sich Christ zu nennen. Mit der These vom „Nomos" eines jeden Volkes — daß Gott jedem Volke eine eigne Offenbarung, eine eigne Form der Heilsordnung und eine eigne Mission in einer gesamten Heilsordnung gegeben habe — kommt man an der Entscheidung nicht vorbei.

## Katakomben-Christentum in Rußland

Es ist notwendig, sich wenigstens über die Grundzüge der im tiefsten Sinn reformatorischen Bewegung im christlichen deutschen Volk klar zu werden, wenn man die religiöse Bewegung und Wandlung im Gesamtbereich der abendländischen Kultur erkennen will. Im Besonderen die Bewegung im O s t e n, die hier kurz beleuchtet werden soll. Auch sie ist, wie im deutschen Volk, aus tiefster Not — wenn auch in vielem einer Not anderer Art — geboren. Sie umfaßt an 130 Millionen Menschen, die der orthodoxen Kirche angehören oder angehörten, aufgespalten in über 30 Kirchen. Daneben an 70 bis 80 Millionen im nahen Osten und Südosten, die katholisch oder uniert katholisch sind. Diese 200 Millionen Menschen sind in den letzten 15 Jahren von einer erschütternden leiblichen und geistigen Not heimgesucht. In erster Linie die in Rußland. Der Bolschewismus hat die orthodoxe Kirche und die ganze Weltordnung des Russen zerschlagen, die äußere wie die innere. Die Christenverfolgung in Sowjetrußland stellt die unter den römischen Kaisern in den Schatten. 30 Bischöfe und an 8000 Geistliche und Mönche wurden buchstäblich erschlagen und zu Tode gemartert, die Kirchen geschlossen, zu Tanzflächen und Kinos gemacht. Auch heute ist die Christenverfolgung noch nicht zu Ende.

Eine völlige Entchristlichung ist den Sowjets allerdings wohl nur bei der jungen Generation in den Städten gelungen. Die Kirche ist nicht tot in Rußland, sie lebt in den Katakomben. Allerdings keine Kirche und kein Christentum mehr in dem bisher üblichen Sinne. Die Gläubigen bilden Gemeinschaften, Bruderschaften nach dem urchristlichen Vorbild. Es gibt keine Priester, keine Popen mehr mit Talar und feierlichen

Gewändern. Sie gehen in Lumpen gekleidet wie die anderen, arbeiten und hungern wie die anderen. Aber sie sind nie so geehrt und geliebt gewesen wie jetzt als die armen, verfolgten Knechte Christi. Es gibt keinen Gottesdienst, keine kirchlichen Feiern mehr wie früher. Die Gemeinden wählen einen Aeltesten, der vorbetet, aus den heiligen Büchern liest, vielleicht das Abendmahl reicht aus dem Glauben eines göttlichen Auftrages. So betet, büßt und hofft das gläubige russische Volk, verborgen in Tausenden kleinen und kleinster Gemeinden und Zellen.

Typisch einer der immer wiederkehrenden Berichte aus dem „Besboshnik" (Nr. 6/1933) unter der Ueberschrift „Laß uns die Schliche des Klassenfeindes entlarven". Aus Mokajewska (Donbassin) wird berichtet, daß dort auf Zeche Nr. 28 die Organisation der „Sektierer" ersichtlich wieder aufgelebt sei. Täglich fänden in der Wohnung der Arbeiter W. K. und L. Andachtsversammlungen statt. Unter den Arbeitern gäbe es viele „fremde Elemente", sie fänden den Anschluß an die Organisationen der Sektierer und befaßten sich unter dem Deckmantel des Arbeiterberufs „mit der Agitation gegen das Rätesystem". Dann wird geklagt, mit der antireligiösen Arbeit beschäftige sich niemand. Alles, was geschehen sei, sei ein am 24. Dezember gehaltener, gegen die Feier des Weihnachtsfestes gerichteter Vortrag. Das sei natürlich zu wenig. — Diese Zuschriften an den „Besboshnik" sind nichts als eine einzige Klage und Anklage, daß Religion, Glaube und Kirche immer noch nicht ausgerottet sind, im Gegenteil neues Leben zeigen.

Das gläubige russische Volk hofft auf die Erlösung von der Herrschaft des Antichrist. Sein Glaube ist unerschütterlich. Auch unter den Völkern des nahen Ostens und Südostens ist die Ueberzeugung verbreitet, die Welt stehe unter der Herrschaft des Antichrist. Es sei die Zeit der harten Prüfung und Buße, bis das Reich Gottes eines Tages anbreche. Unter diesem Aspekt gewinnt der Glaube andere Gestalt, andere Vorstellungen. Die Zeit der Propheten, der Prediger, der Wunder und Zeichen ist angebrochen. Ein religiöses Leben neben der Kirche entwickelt sich. Der erste Fanatismus in einer Art von Märtyrersekten zeigt sich, die bekennen und für Christus Blut und Leben opfern wollen. Die unterdrückten Minderheiten an der Ostgrenze Polens sehen in den Polen die Diener des Antichrist, wie die Russen in den Bolschewisten — und es vermengt sich bereits der nationale mit dem religiösen Fanatismus.

## Die Arbeit Roms im Osten

Hier hat bereits Rom mit seiner Arbeit eingesetzt. Es sieht den Boden bereitet für die große Aufgabe, die es seit dem Schisma von 1054 — der Abtrennung der byzantinischen von der römischen Kirche — sich gestellt: die Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts besteht und arbeitet die päpstliche Kongregation für die orientalischen Kirchen. Nicht ohne Erfolg, denn im Laufe von vier Jahrhunderten gelang es, eine ganze Anzahl der orientalischen Riten mit dem Heiligen Stuhl zu unieren. In fünf großen Riten sind diese z. T. uralten Splitterkirchen zusammengefaßt: dem alexandrinischen, armenischen, antiochinischen, byzantinisch-griechischen und chaldäischen Ritus. Das war ein Ansatzpunkt, ein Uebungsfeld, mehr nicht. Jetzt, nach Zerschlagung der orthodoxen russischen Kirche wird mit einem Male der Weg für das ganze Missionswerk frei. Bereits Ende 1917, sofort nach dem Sturz der Zarenherrschaft, übernahm der Heilige Stuhl selber die Leitung der höheren orientalischen Institute und gründete das päpstliche Institut für orientalische Studien mit dem Auftrag der „Erforschung der orientalischen Kirchen". Leiter dieses Instituts wurde der Jesuit d'Herbigny. Von Moskau aus trat er im Winter 1921/1922 mit

Lenin in Verbindung! Allerdings ohne Erfolg. Am 20. Juni 1926 setzte der jetzige Papst, Pius XI., die „Päpstliche Kommission für Rußland" ein und unterstellte sie der Kongregation für die Angelegenheiten der orientalischen Kirche. D'Herbigny wurde zum Leiter dieser Kommission bestellt. Er war inzwischen zum Bischof geweiht worden. Im April 1930 erklärte Papst Pius XI. die Pro-Russia-Kommission als autonom, mit d'Herbigny als Vorsitzenden. Sie wurde in den Vatikanischen Palast gelegt und arbeitet unter starker persönlicher Förderung des Papstes.

Ihre Arbeit vollzieht sich in aller Stille. Nach zwei Richtungen. Einmal hält, sucht und erweitert sie Verbindungen zu den katholischen Gemeinden in Rußland, von der Ostgrenze Polens aus. D'Herbigny hat oftmals die russische Grenze überschritten, um drüben im Geheimen Priester und vielleicht auch Bischöfe zu weihen; wohl auch Männer, die keine theologischen Studien absolviert haben. In Notzeiten gilt der Bekenner, nicht der Theologe. Dann bereitet die Pro-Russia-Kommission die direkte Missionsarbeit für das orthodoxe Rußland vor. Sie hat bereits mit der praktischen Arbeit begonnen. In dem Kloster Aberdyn an der polnischen Ostgrenze haben die Jesuiten schon den Ritus für die neue russisch-katholische Kirche geschaffen, einen byzantinisch-slawischen Ritus, der in der äußeren Form den russisch-orthodoxen Ritus vollkommen übernahm. Die Jesuiten gehen gekleidet wie die Popen, tragen langes Haar und Bärte. In der Kirche ist wie bei der orthodoxen der Altarraum vom Raum für die Gläubigen abgesondert, die Tür wird während der Wandlung geschlossen. Auf dem Altar steht das griechische Kreuz. Die Messe wird nicht in lateinischer, sondern in altslawischer Sprache gelesen. Das Abendmahl wird mit dem Löffel gereicht und die Gläubigen empfangen es nach orthodoxem Ritus, stehend und mit über der Brust gekreuzten Armen. Das Kreuzzeichen wird von rechts nach links gemacht und die Gläubigen begrüßen sich mit dem Friedenskuß. So genau der orthodoxe Ritus des Gottesdienstes beachtet ist, die Priester im Popengewand lesen doch die Heilige Messe, und während des Gottesdienstes ruft ein Priester den Gläubigen mehrere Male zu: „Lasset uns beten für den allerheiligsten Weltpatriarchen Pius, Papst zu Rom, und für den Bischof."

Dieser neue Ritus soll die Brücke sein, die orthodoxen russischen Völker für die neue russisch-katholische Kirche zu gewinnen. Als Groteske sei vermerkt, daß der Vatikan wegen dieses neuen Ritus mit der polnischen Regierung in scharfen Konflikt geraten ist. Die Jesuiten in Aberdyn haben nämlich bereits mit der praktischen Missionsarbeit bei den orthodoxen Weiß-Ruthenen in Polen begonnen. Polen aber will die Ruthenen polonisieren. Eine eigene Kirche der Ruthenen, gleich ob orthodox oder russisch-katholisch, müßte diese Polonisierungspläne durchkreuzen. Denn wo Volkstum und Kirche gemeinsam dem Herrenvolk entgegenstehen, scheitern alle Entnationalisierungsversuche; die Polen wissen sehr genau aus der Zeit der russischen Herrschaft, daß es in erster Linie ihr katholischer Glaube war, der sie vor der Russifizierung schützte. Es kam wiederholt zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Warschau und dem Vatikan, besonders auf ein Buch hin, das Ende 1932 in Warschau erschien „Der Weg Roms nach dem Osten". Der Warschauer Kardinal verbot es den Gläubigen sofort. Darauf erklärte ein Führer der Regierungspartei den Zeitungen, der neue Ritus und der Versuch, die Weiß-Ruthenen dafür zu gewinnen, seien für Polen untragbar. Sehr scharf war die Antwort des Papstes. Er ließ durch den Bischof von Podlachien erklären, derjenige sei kein guter Katholik, der gegen die Unionstätigkeit der katholischen Kirche auftrete. Die Kirche könne es nicht dulden, wenn sich ihre Gläubigen zum Richter aufwerfen wollten über

Methoden, die sie anwende, um die Wiedervereinigung der russischen Kirche mit der katholischen herbeizuführen. Jedenfalls scheint der Vatikan entschlossen, sich sein Missionswerk durch die polnische Nationalisierungspolitik nicht hemmen zu lassen.

Im übrigen ist damit zu rechnen, daß es bald zu Verhandlungen zwischen Moskau und dem Vatikan kommt. Es ist wohl in der letzten Zeit verschiedentlich zur Fühlungnahme gekommen; das läßt sich aus verschiedenen Anzeichen entnehmen. Katholische Geistliche sind von den Sowjets aus der Haft entlassen worden, im „Osservatore Romano", dem Blatt des Vatikan, fehlt in letzter Zeit die ständige Spalte, in der über Verfolgung der Religion und Priester in Rußland berichtet wird. Rußland sucht zur Zeit Anschluß an die Weltmächte. Was in diesem Rahmen für Moskau die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit dem Vatikan bedeuten würde, liegt auf der Hand. Es erscheint heute durchaus nicht mehr ausgeschlossen, daß Rußland Rom freie Hand gibt für sein Missionswerk. (Eben haben die Sowjets den ersten Schritt in dieser Richtung getan. Bei dem Anerkennungsvertrag mit U. S. A standen sie amerikanischen Staatsbürgern in Rußland freie Religionsausübung zu!) Bischof d'Herbigny hat in einem Gespräch mit Pressevertretern versichert, die Kirche würde bei Erfüllung ihrer Forderungen — freie Ausübung des Kultus, Einstellung der Gottlosenpropaganda von Staats wegen — sich verpflichten, in keiner Weise sich an sowjetfeindlichen Bestrebungen zu beteiligen, und sie werde ihre Priester zu loyaler Mitarbeit im Staate anhalten. Hier zeichnet sich ohne Frage der Weg, vielleicht zuerst nur zu einem modus vivendi, ab. Der Vatikan jedenfalls ist gerüstet, mit seiner Missionsarbeit sofort zu beginnen. In Rom wie an der polnischen Ostgrenze stehen die Missionspriester bereit.

## Christentum als revolutionäre Parole des Panslawismus

Der „Weg Roms nach dem Osten" kann vielleicht von säkularer Bedeutung werden Der Fürstprimas von Polen, Kardinal Hlond, der große Volkstümlichkeit besitzt und der „slawische Kardinal" genannt wird, hat in einer Unterredung mit dem Hauptschriftleiter der (inzwischen von der tschechischen Regierung verbotenen) slowakischen Zeitung „Slowo" die Perspektiven dieser Entwicklung umrissen. Sie sind sehr aufschlußreich. Kardinal Hlond erklärte: „Es ist meine tiefe Ueberzeugung, daß eine Zeit kommt, in welcher das Slawentum eine historische Rolle spielen wird. Die erste Bedingung des Erfolges ist die gegenseitige Annäherung und das Sichkennenlernen der Slawen. (Der Weg dafür ist bereits beschritten durch den Abschluß des Paktes zwischen Moskau, Polen und den anderen Randstaaten.) Die zweite — die Vorbereitung einer Elite, die alle slawischen Völker auf diese Rolle vorbereitet. Die dritte — die christliche Weltanschauung, die alle Slawen zu einem Ganzen vereinigt. Ich glaube wirklich an eine glänzende Zukunft des Slawentums!" Auf eine kurze Formel gebracht ist das nichts anderes als die Idee eines neuen Panslawismus auf neuer Grundlage, einer religiös-politischen Grundlage. Und die „historische Rolle" dieses geeinten Slawentums? Die christliche, d. h. christ-katholische Erneuerung des Abendlandes. Das aber ist gleichbedeutend mit der Mission, vor allem das in seinen religiösen und politischen Fundamenten erschütterte atheistische Mitteleuropa vom Osten her zu reformieren: in einem Kreuzzug gegen die modernen Ungläubigen und Heiden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Väter dieser neuen panslawistischen Pläne nicht nur religiöse Ziele sehen, sondern auch politische Folgerungen ziehen wollen: mit der Re-Christianisierung Mitteleuropas und dem Einbruch des slawischen Geistes soll die slawische Vorherrschaft in Europa Hand in Hand gehen.

Diese Entwicklung würde natürlich auch eine gewaltige Machtsteigerung der katholischen Kirche zur Folge haben. Denn die Unionsbestrebungen Roms richten sich nicht nur auf den Raum der orthodoxen russischen Kirche. Die zwischengelagerten orthodoxen Kirchen würden mit ergriffen werden. Schon jetzt zeigt sich bei der jüngeren orthodoxen Geistlichkeit, z. B. in Rumänien und Jugoslawien, eine starke Bewegung für die Union. Auch die noch weiter südöstlich gelegenen Kirchen sind davon berührt. Kürzlich versicherte der ökumenische Patriarch von Konstantinopel, Photios II., wenn das Oberhaupt der katholischen Kirche, kraft seines Primates, ein allgemeines Konzil zum Zwecke der Union einberufen werde, so würden die orthodoxen Kirchen diesem Ruf bestimmt Folge leisten! Allerdings stellte der Patriarch die Bedingung, der „Erzbischof von Rom" müsse alles, was die römisch-katholische Kirche seit dem Schisma (1054) an Dogmen geschaffen habe, diesem Konzil zur Entscheidung vorlegen. Nur das, was dieses allgemeine Konzil bestätige, würden die orthodoxen Kirchen annehmen. In dieser Form ist die Bedingung für Rom nicht annehmbar, aber ein wachsender Verständigungswille könnte Formalschwierigkeiten beseitigen; zumal der Vatikan in der Praxis gezeigt hat, daß er die Riten der verschiedenen Kirchen nicht anzutasten gedenkt.

Diese Pläne und Möglichkeiten können heute nicht einfach als Utopie abgetan werden. Man muß sich schon die Folgen einer solchen Entwicklung überlegen. In erster Linie sollte dies das protestantische deutsche Volk tun. Das um so mehr, als jetzt schon klar erkennbar ist, wie die evangelischen Kirchen in den slawischen Randgebieten — Polen, Litauen, Lettland usw., soweit sie Slawen umfassen, stärkste Zerfallserscheinungen zeigen, besonders in Polen und Litauen. Dieser Protestantismus unter den Slawen, der stärkste Wegbereiter für den deutschen Kultureinfluß, ist das Werk Luthers. Zu seinen Schülern an der Universität in Wittenberg zählten zahlreiche Polen, Litauer, Letten, Finnen und andere, mit denen er später in dauernder Verbindung blieb. Die zahlreichen evangelischen Gemeinden in Kongreßpolen, Litauen und bei den anderen Ostvölkern sind die Früchte dieses persönlichen Einflusses. Sie haben allen Wandel der Zeiten überstanden. Bis jetzt. In den letzten zehn Jahren hat die Zersetzung begonnen, ein Werk des radikalen Nationalismus. Mit dem Zerfall dieser Vorposten wird der Raum des deutschen Protestantismus, des germanisch geprägten Christentums, verengt und gefährdet. Es wäre müßig, mehr zu sagen. Wer Augen hat zu sehen, der erkennt die Tendenz der ganzen Entwicklung, die in der revolutionären christlichen Bewegung und Wandlung dieser Zeit spürbar ist.

Ernst Schröder

# Deutschland und Skandinavien

## Eine europäische Schicksalsfrage

### I.

Wenn in den nachstehenden Ausführungen ein Problem angeschnitten wird, das nicht nur Nordeuropa, sondern ganz Europa angeht, dann geschieht es, weil es nötig ist, nicht schweigend eine Gefahr an sich herankommen zu lassen, sondern offen und klar Dinge zu nennen, die durch keine Dialektik weggeleugnet werden können.

Wir sind — zumal in Norddeutschland — gewohnt, den skandinavischen Völkerkomplex als verwandt an Rasse und infolgedessen auch in geistiger Beziehung zu be-

trachten. Das ist richtig. Aber die daraus folgenden politischen Folgerungen berühren wir ungern, teils weil die Schwierigkeiten bekannt sind, die nordische nationale Denkart in eine fruchtbringende Verbindung mit Mitteleuropa zu bringen, teils weil wir gewohnt sind, die Entwicklung der Dinge gerade in Nordeuropa auf uns zukommen zu lassen, ohne aktiv einzugreifen. Die außenpolitische Haltung des Deutschen Reiches dem Norden gegenüber hat Alfred Rosenberg vor Ostern umrissen, unter Einbeziehung des deutsch-dänischen Grenzproblems, des ungelösten Nationalitätengegensatzes, der auf eine über tausendjährige Dauer zwischen dem Norden und dem Süden zurückblickt. Es ist kein Zufall, daß sich der Norden als mehr oder weniger geschlossene Einheit hinter die Grenze in Schleswig stellt, nicht nur geistig, sondern auch nationalpolitisch und staatspolitisch. Man wird dabei geschichtliche Erinnerungen zu beachten haben, vor allem aber die positive Einstellung der Politik Englands, die auf längste Sicht arbeitet.

Man übersieht bisweilen jene Kräfte in anderen Ländern, die man deshalb leicht nehmen möchte, weil sie sich in aller Stille auswirken. Als Alfred Rosenberg vor Ostern das deutsch-dänische Verhältnis in seiner politischen und geistigen Struktur darlegte, wurden fast gleichzeitig die englisch-dänischen Wirtschaftsverhandlungen beendet, die trotz hochgespannter dänischer Erwartungen für die dänische Landwirtschaft (und Dänemark ist Agrarstaat) ein für Dänemark relativ günstiges Ergebnis brachten; man konnte in Dänemark jetzt wieder für drei Jahre aufatmen. Dänemark hatte sich dafür auf drei Jahre zu weitgehendem Einkauf in England verpflichtet: 80 Prozent des Kohlenbedarfs, Stahl, Eisen, Textilwaren usw.; das Brückenprojekt über den Storström wird mit englischem Kapital, englischem Material und englischer Arbeit durchgeführt, obwohl es sich um ein dänisch-deutsches Verkehrsproblem handelt und obwohl der Brückenbau über den Kleinen Belt zeigt, daß sich dort die deutsch-dänische Zusammenarbeit bestens bewährt hat. Für das Elektrizitätswerk Kopenhagen sind Generatoren, Turbinen usw. aus England bezogen (mit Flaggen und Girlanden geschmückt kamen die das Material bringenden Eisenbahnzüge in Kopenhagen an!). Das Kabinett Stauning hat, innerpolitisch dänisch gesehen, durch den glücklichen Abschluß der Grönland-Frage und der englisch-dänischen Verhandlungen eine — vom Kabinett aus betrachtet — nötige Festigung erfahren. Innerpolitische Entwicklungen vollziehen sich in Dänemark langsam und in gemäßigten Formen. — In Schweden geht man mit dem Plan um, eine englische Handelskammer zu gründen. — Um weiter anzudeuten, was vorgeht, darf man auf folgende Tatsachen hinweisen, welche die Entwicklung der letzten Monate beleuchten: neben dem englisch-dänischen Wirtschaftsabkommen sind zu verzeichnen schwedisch-englische Handelsverhandlungen, norwegisch-englische und endlich finnisch-englische Wirtschaftsverhandlungen. Vor der Verwirklichung steht ferner der seit Jahren betriebene Plan der schwedisch-englischen Fähre. In Finnland wird im September eine englische Woche abgehalten, England faßt Fuß auf dem für uns wichtigen finnischen Markt.

Die wachsende Festigung des skandinavischen Zusammengehörigkeitsgefühls, das man bei uns nicht hinreichend ernsthaft betrachtet, und zwar wegen der nicht zu leugnenden auseinanderstrebenden Kräfte innerhalb der nordischen Staaten und Länder, darf weiter als ein Zeichen gedeutet werden, das uns zu Wachsamkeit zwingen muß, ohne andererseits diese Entwicklung zu überschätzen.

Man erkennt aber aus den aufgeführten Tatsachen, welche energische Zielsetzung hinter der englischen Propaganda und hinter den beträchtlichen Erfolgen der englischen Handelspolitik steht. Das mußte zu denken geben. Als erfreulich darf demgegenüber festgestellt werden, daß die Reichsregierung mit Klarheit die hier zur Erörterung stehende Problematik erkannt und aufgegriffen hat. Die finnisch-deutschen Verhandlungen führten zu einer bedeutsamen Klärung und Entspannung; hinzu kamen die deutsch-dänischen Wirtschaftsverhandlungen mit informatorischem Charakter.

II.

Die Stimmung in den nordischen Ländern konnte man mit „abwartend, aber nicht kühl" bezeichnen. Der Norden ist wie das neutrale Ausland überschwemmt mit „Flüchtlingen" aus Deutschland; deren Wirken war spürbar. Im gesund empfindenden Norden ringt sich dennoch schneller als anderswo die Wahrheit über die Verhältnisse in Deutschland durch. Durch die in Wort und Schrift brennend gewordene Behandlung der schleswigschen Grenzfrage, die zwischen dem Norden und uns steht, entstanden Verstimmungen. Es gilt hier offen zu sprechen; der deutsche Standpunkt in der Grenzfrage ist bekannt, zu vertuschen, zu verschweigen, zu beschönigen gibt es hier nichts. Die katastrophale Entwicklung der landwirtschaftlichen und infolgedessen überhaupt wirtschaftlichen Lage in Nordschleswig, des Landes, das auf Grund des Versailler Diktats von Preußen-Deutschland losgetrennt und in Dänemark einverleibt wurde, ohne daß Dänemark am Weltkrieg beteiligt gewesen wäre, hat im Laufe des letzten Jahrzehnts hoffnungslosester Betrachtungen über die dringend nötige Abhilfe der Not in jenem Landesteil immer wieder die Gedanken auf Möglichkeiten größeren Stils im nordeuropäischen Raum gelenkt. Nordschleswig ist ein kleiner, man hört immer wieder, unbedeutender Landesteil; gewiß soll man sich — bei Betrachtung des Ganzen — vor Ueberschätzungen hüten. Nordschleswig aber ist der Scheitel- und Angelpunkt des deutsch-dänischen und auch deutsch-nordischen Einvernehmens oder Mißverständnisses. Nordschleswig ist für Dänemark und den Norden fast dasselbe, was für Frankreich Elsaß-Lothringen ist. Das ist nicht aus dem Auge zu verlieren. Ob sich vom deutschen Standpunkt Parallelen in solcher Weise ziehen lassen, soll hier nicht erörtert werden. Sicher liegen die Verhältnisse verschieden, schon durch die Betonung der rassischen Momente, aber auch anderer, die auf dem Gebiet der Völkerpsychologie liegen. Es mischen sich in solche Betrachtungen Probleme, wie das des Ostseeraumes, des Zugangs zum mare balticum usw., nicht zu reden von der Riesenproblematik west-östlicher, d. h. englisch-russischer Lagerung.

In der außenpolitischen Lage, in der sich das Deutsche Reich befindet, ist man in erhöhtem Maße verpflichtet, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Der nach dem verlorenen Krieg aufgetauchte Gedanke des Kanalstaates (Schleswig-Holstein mit dem Nord-Ostsee-Kanal unter englischer Oberhoheit oder als internationales Gebiet) ist Hirngespinst geblieben. Aber der fast fertige Plan lag vor und wurde auch in England stärker erörtert, als man gemeinhin annimmt. Daß man vom ultra-dänischen Standpunkt aus diesen Plan gedanklich förderte, einmal um größere Gebietsabtretungen zu erzielen (bis zur Linie Kiel—Rendsburg—Elbemündung), andererseits um unter den nachbarlichen Schutz des englischen Weltreiches zu gelangen, läßt die verlockenden dänischen Aussichten zur Verwirklichung eines solchen Projektes nur wahrscheinlicher werden. Aus diesem Plan ist nichts geworden. Die gemäßigte Richtung der dänischen Politik, beraten in den Jahren 1919 bis 1920 vom Chef der Internationalen Kommission in Flensburg, dem Engländer Marling, und vom dänenfreundlichen Generalsekretär Bruce, siegte, man verzichtete sogar auf die Stadt Flensburg, des „Kampfes Ziel", und zog die neue Grenze, das ehemalige Herzogtum Schleswig (das früher bei selbständiger Verwaltung in Personal-Union mit Dänemark lebend) zum erstenmal in der Geschichte des Landes teilend, nördlich dieser alten Handelsstadt, die vor dem Kriege stolz die größte Tonnagenzahl der preußischen Ostseehafenstädte verzeichnete, während sie jetzt, nachdem sie größtenteils ihr natürliches Aufland, nämlich Nordschleswig, verloren hat, schwer ringt und kämpft. Es ist doch wohl so, daß man dänischerseits, in westeuropäischen Gedankengängen lebend oder doch ihnen stark zugeneigt, gern sieht, daß das schleswigsche Problem zu einem skandinavischen Problem wird, hinter dem schützend der ganze Norden steht — ein europäischer Widersinn. Deshalb Widersinn, weil verwandte Völker, auf-

einander natürlich angewiesene Staaten durch ein von Dänemark künstlich vergrößertes, an sich natürliches, uraltes Nationalitätenproblem getrennt werden. In der Politik spielt das Wort „Isolierung" eine große entscheidende Rolle. Dem Norden gegenüber aber darf von uns aus das Wort „Isolierung" nicht einmal von ferne auftauchen. Deshalb wäre es Aufgabe, mit diesem gesamten Norden (Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland) unter Einschluß der wirtschaftspolitischen, kühlen Tendenz Englands in ein Verhältnis zu gelangen, das wirtschaftlich Luft gibt, und zwar, soweit möglich, allen Kontrahenten: Deutschland, England, dem Norden — ein Verhältnis, das staats- und weltpolitisch eine Tatsache bedeuten würde, das Nordeuropa ein besonderes Gesicht geben würde, in sich schließend die Möglichkeit, auf vertrauensvoller Grundlage zur Mitarbeit an den politischen Weltproblemen bereit zu werden.

## III.

Steht dem die Schleswig-Frage entgegen? Nein! Es wäre unmännlich, unritterlich, ja, für Schleswig-Holstein unerträglich, dieses Problem als im Wege stehend zu betrachten. Hier ist eine Frage kulturellen, geistesgeschichtlichen Wettstreites, wie ein solcher, wo verwandte Völker aneinander grenzen, nicht nur Natur, sondern Notwendigkeit und Gesetz ist. Dabei ist eine gegenseitige geistige Haltung Voraussetzung, die den Gegner zu achten sich bemüht. Aus der Schleswig-Frage kann man lernen, daß die Kraft eines großen und starken Volkes, nach Naturgesetzen sich ausdehnend, vorwärts strebt. Wir vergessen leicht, daß die Grenze des dänischen Königreiches vor noch nicht hundert Jahren nicht bei Flensburg, sondern vor Hamburgs Toren lag. Ist das ein Rückschritt? Und man begreift bei solcher Betrachtungsweise — das Eigenleben schleswig-holsteinischer Geschichte hierbei nicht berücksichtigend — daß es im dänischen Volk Kräfte gibt, die diese Entwicklung nicht vergessen können und im Unterbewußtsein von der einstigen Größe des dänischen Königreiches träumen und diesen Zustand zurückwünschen. Man muß völkerpsychologisch in ruhiger Erwägung den Dingen auf den Grund zu gehen versuchen, um dann, nach klarer Aufdeckung der Ziele und Möglichkeiten, die Stoßkraft zu gewinnen zur nationalen Behauptung, zur Schaffung jener inneren Front geschlossener Kraft, die im großen wie im kleinen alle Möglichkeiten erschöpft, um Volk und Nation im Ringen der Völker bestehen zu lassen. Das ist der Sinn des Kampfes der Nationalitäten im Grenzlande Schleswig; und diese Auseinandersetzung muß bei der Gestaltung des deutsch-nordischen Verhältnisses einbezogen werden.

Der Nationalitätenkampf in Schleswig ist mehr und gehobener als ein „Streit" um eine staatliche Grenze; er ist eine (bisweilen freilich kleinlich erscheinende, vom Tageskampf und Zeitungsgeraschel erfüllte) Auseinandersetzung, bei der sich die Gegner, die nicht Feinde sind, messen; es ist ein einzigartiges Ringen, das dadurch seine erhöhte Schwierigkeit und Kräfte freimachende Bedeutsamkeit erhält, daß die sonst an den Grenzen trennenden Merkmale der Sprache, Weltanschauung, Rasse fehlen. Hieraus ergaben sich die langsam in schwerem Kampf erzielten Erkenntnisse der Minderheitenrecht-Problematik, die in der Schleswig-Frage systematisch und grundsätzlich erstritten und erprobt worden sind. Den Komplex der nordeuropäischen Zusammengehörigkeit „stört" die Schleswig-Frage nur, wenn es „taktisch" erforderlich scheint, wenn „man" es wünscht; im Ernst nicht. Uns schwebt eine aktive deutsche Nordeuropa-Politik vor, die geistig und wirtschaftlich den Staaten- und Völkerkranz im Norden bindet zu gemeinsamen Zielen, gegenseitiger Befruchtung, wirtschaftlicher Belebung, zum Austausch geistiger und materieller Güter auf vertrauensvoller Grundlage. Deutschland ist natürliches Absatzgebiet und industrieller Exporteur für den Norden gewesen. Die ausschließlich dänisch-(nordisch-)englische Verbindung, mit westeuropäischem Geistesgut getränkt, ist Unnatur; die Initiative für diese Entwicklung liegt nicht allein in Dänemark

noch überhaupt im Norden. Bei Verwirklichung der aktiv und konsequent durchgeführten, planmäßig erarbeiteten, langfristigen Zielsetzung nordeuropäischer Politik, bei der Querschläger von dritter Seite reichlich auftreten werden, wird die schleswigsche Grenzfrage im schleswig-holsteinischen Sinn gefördert, der Nationalitätenkampf wird, wie man es ständig fordert und der germanischen Sinnesart entspricht, in ritterlicher Freiheit als geistiges Ringen sich auswirken, im Rahmen des nordeuropäischen Raumes — dann nicht mehr störend, sondern verbindend und Kräfte freimachend zum Segen der nordeuropäischen Kultur, in deren Herz Deutschland liegt.

## IV.

Der vorstehende Aufsatz wurde im Mai 1933 geschrieben. Er wurde von der Schriftleitung mit Rücksicht auf die Entwicklung der Dinge zurückgestellt; dafür ist der Verfasser dankbar. Denn die deutsch-nordische Debatte hat, wie vorauszusehen war, an Umfang stark zugenommen, so daß es wünschenswert erscheint, hierzu ein Wort zu sagen.

Zum Ausgangspunkt der Debatte:

Die Schleswig-Frage, in den Versailler Vertrag aufgenommen, ist seit dem Frühjahr zunächst als lokales störendes Grenzproblem in der dänischen Presse erörtert worden; auf dänisches Betreiben hin schaltete sich die schwedische, norwegische, ja finnische Presse ein. Es gelang den dänischen Initiatoren sogar, die große englische und französische Presse zeitweilig zu interessieren. Man darf dies als Glied der deutschfeindlichen Propaganda im Auslande betrachten und werten. Dadurch aber wurde die Grenzfrage zu einem „Ostseeproblem" umgebildet, indem man den Eindruck zu erwecken verstand, daß die deutsch-dänische Grenze „unmittelbar bedroht" sei, und zwar von Schleswig-Holstein her! Im höheren Sinne hat das Versailler Diktat erreicht, was es wollte: daß die schleswigsche Grenzfrage als Quelle dauernder deutsch-nordischer Mißstimmung wirkt. Sie soll ein, wenn auch geistiges, Streitobjekt darstellen. Die Zahl dänischer, schwedischer, norwegischer Presseerzeugnisse zur Grenzfrage wurde übergroß. Man spürte die systematische Arbeit dänischer Politiker, die im Einverständnis offenbar mit englischen und französischen Politikern nicht nur die Lösung der Grenzfrage von 1920 zu verewigen, sondern darüber hinaus eine Trübung des deutsch-nordischen Verhältnisses zu erreichen suchen — ein Unterfangen, zu dessen Begründung die naturnotwendige Ventilierung der Idee der nationalsozialistischen Weltanschauung im losgerissenen Landesteil Nordschleswig herangezogen wurde, während in Wahrheit die katastrophale Wirtschaftsnot des einverleibten Landesteiles, ganz abgesehen von dem Gefühl innerer Verbundenheit der deutschen Volksgruppe mit dem Mutterlande, geradezu nach Erlösung schreit. Denn alle reichsdänischen Maßnahmen zur Behebung der Wirtschaftsnot waren, wie sich zeigte, ein Tropfen auf den heißen Stein. Mit behelfsmäßigen Maßnahmen läßt sich eine derartige Not, die vielfältige Quellen hat, nicht beheben. Neben dieser Wirtschaftskatastrophe besteht unverändert der nationale Gegensatz in der Form des national-kulturellen geistigen Wettstreits, der allerdings — auf der Grundlage der bäuerlichen Not — zu starken deutschen Erfolgen auf kulturellem Gebiet geführt hat, Erfolgen, die der Stärke der deutschen Volksgruppe entsprechen.

Aber neben der grenzpolitischen Debatte, bei der durch eine weitere Rede Alfred Rosenbergs in Flensburg (Oktober 1933) die deutsche Haltung charakterisiert wurde, bildeten die außenpolitischen Ereignisse, der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, die Veranlassung zu erneuter Ueberprüfung der Gesamtlage. Die Versuche des dänischen Ministerpräsidenten Stauning, eine in der Zweckbestimmung unklare skandinavische Einheitsfront zu erzielen, ließen mit Deutlichkeit das Widerstrebende der im Norden arbeitenden Kräfte erkennen; durch die Parlamentswahl in Norwegen wurde diese Lage nicht erleichtert. Die nordischen Stimmen beschäftigten sich mit allen Fragen des Tages

und Europas. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß die dänische Arbeit im Norden gewisse Ergebnisse erzielt hat; auch die Beurteilung der allgemeinen Lage trägt andeutungsweise in der Behandlung der schwedischen Presse, bei aller Betonung selbständiger Haltung, den Anstrich der Beeinflussung, jedenfalls der Unfreiheit. Hinzu kommt die unleugbare Tatsache, daß der Lügenfeldzug, der in der nordischen Presse mitgemacht wurde, einer, wenn auch nur widerstrebend ruhigeren Betrachtung Platz gemacht hat, wobei Rückfälle oder Ausnahmen möglich sind. Der deutsche Standpunkt in der europäischen Politik ist eindeutig. Freiheit und Gleichberechtigung sind die Grundpfeiler deutscher Forderungen, für die man im Norden Verständnis aufbringen müßte und auch Verständnis aufbringen kann. Es ist auch immer wieder daran festgehalten, daß Deutschland amtlich und nichtamtlich hinreichend Beweise dafür gegeben hat, daß es den Weg des Friedens zu gehen gewillt ist. Wenn man dafür im Norden kein Verständnis aufbringt, wofür in aller Welt will man dann Verständnis aufbringen?

Inzwischen hat das deutsche Volk zum Ausdruck gebracht, daß es in seiner Ganzheit die Politik der Reichsregierung vollkommen sich zu eigen gemacht hat, was wir in Deutschland lange wußten, was man aber z. B. im Norden nicht glaubte, wo man einen Unterschied zwischen Volk und Reichsregierung festzustellen bemüht war. Die deutsche Politik steht jetzt als eine Kraftquelle da, mit der auch der Norden zu rechnen hat. Es ist nicht so, daß Deutschland am Scheidewege steht — der Norden hat als Ganzes Stellung zu nehmen zu der veränderten Lage. Hier darf eingeschaltet werden, daß Dänemark Ende Oktober eine starke Erschütterung in seinem Verhältnis zu England durchmachte, eine Erschütterung, die in Dänemark tiefere Folgen zeitigte, als man wahr haben will, wie überhaupt zwischen tatsächlicher Meinung des Volkes und der Völker im Norden und der Presse der Länder ein Unterschied vorhanden ist, den wir kennen und würdigen. Die Bahn ist frei für eine aktive Politik auch in Nordeuropa.

Max Sauerlandt

# Die Brücke zur lebendigen Kunst

Mit der Betrachtung des künstlerischen Lebenswerkes Emil Noldes und der Künstler der ehemaligen Dresdner Künstlervereinigung „Brücke", Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff, Erich Heckel, Max Pechstein, Otto Mueller, treffen wir auf den Kern des Problems der Geltung und Bedeutung der gegenwärtigen deutschen Kunst: gibt es heute oder gibt es seit der Epoche des französisch-europäischen Impressionismus überhaupt noch eine deutsche Kunst, wert dieses Namens, eine Malerei, bedeutend genug in und durch sich selbst, um der Malerei vergangener Zeiten an die Seite gestellt zu werden?

Diese Frage ist nicht nur gestellt, sondern verneint worden, so seltsam und unbegreiflich es für jeden klingen muß, der das geistige und künstlerische Leben seiner Zeit seit einem Menschenalter aus seinen Quellen miterlebt hat.

Meier-Graefe hatte allerdings in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Norden, in Munch die Quelle der Erneuerung auch für die deutsche Kunst mit richtigem Instinkt erkannt; als aber die Brunnen dann ein Jahrzehnt später in Deutschland selbst aufbrachen, war ihr frisches Quellwasser dem Alternden — ebenso wie dem alternden Lichtwark — doch zu jung, zu stark. Er wurde zum Lobredner der Vergangenheit, bis

heute Verkünder und Verfechter des französischen Impressionismus, mit dem ihm das Ende gekommen schien — trotz van Gogh.

Schon vor dem Kriege hat er ausgesprochen: Europa treibe einem Zeitalter der Barbarei entgegen. Er zieht den Vergleich mit der Epoche des Julianus Apostata: „Julian suchte gewaltsam die Völker zum Schönen zu bekehren, stellte die Altäre wieder her und zwang die zügellose Mengen zu freudlosen Opfern. Er ging unter. Wollte heute ein Fürst und wäre er der Beherrscher eines Weltreichs, die Völker dem Materialismus entreißen, würde es ihm nicht anders ergehen." („Wohin treiben wir?" S. 114.)

Es ist das gewiß ein Vergleich von pikantem Reiz. Aber was ist „das Schöne"? Sind Schönheit und Idealismus korrespondierende Tatsachen?

Nach dem Kriege, unter dem verwirrenden Eindruck der trüben Welle eines expansiven Expressionismus aus zweiter Hand, in dem sich die durch ein und ein halbes Jahr aufgestaute und zurückgedrängte Kraft und Sehnsucht, mit den Schreckenserlebnissen des Krieges verbunden, gewalsam entlud, mehren sich die Stimmen.

Bei Oswald Spengler kann man das in seiner Ungerechtigkeit und Maßlosigkeit wahrhaft groteske Urteil lesen: „Was heute als Kunst betrieben wird, ist Ohnmacht und Lüge, die Musik nach Wagner so gut, wie die Malerei nach Manet, Cézanne, Leibl und Menzel" (Untergang des Abendlandes I., S. 397). Und der vereinsamende Liebermann äußert sich in seinem urwüchsigen Berlinisch: „Ich finde die heutige Malerei dämlich. Nachwuchs? Ich sehe keinen. Von den jungen Franzosen gefällt mir Braque und ....." — aber eines zweiten Namens kann er sich schon gar nicht mehr erinnern.

Aber auch andere, die es besser wissen könnten, besser wissen müssen, urteilen nicht anders. Nur eine Probe noch: „Die geistigen und künstlerischen Moden dieses Jahrzehnts (1920—1930!) — Expressionismus und Jazz, Schwarmgeisterei und neue Sachlichkeit — sind schon längst verwelkt und verscharrt." (Ernst Robert Curtius, Deutscher Geist in Gefahr. 1932.) Weiß Gott! Deutscher Geist in Gefahr!

Aber wir?

Wir leben, und die Jüngeren unter uns, diese zur Macht aufgerufene Jugend, sie hat ja ihr eigentliches Leben erst vor sich.

Aus dieser einen unbestreitbaren Tatsache unserer lebendigen geistigen Existenz, als der „ersten aller Eigenschaften", wächst uns der Glaube zu. Denn wir sind in uns selbst dessen gewiß, daß dieses unser Leben, daß diese „Existenz" selbst ein Schöpferisches ist, ein Neuwerden in beständiger Metamorphose, das Leben ohne Geist nicht einmal gedacht werden kann.

Und wir wissen darum auch, daß, weil die Wirkung des Geistes mit der Existenz selbst gegeben ist, auch die Kunst, als das sichtbare Spiegelbild des Geistes, fortbestehen muß.

Fragt sich nur, wo und in welcher, vielleicht tieferen Schicht des Lebens und in welcher vielleicht in ihrer Bedeutung nicht sogleich erkennbaren Gestalt. Denn wie das physische Leben sich nur in beständiger Wandlung vollzieht, so lebt auch die künstlerische Form in beständiger Metamorphose, und nichts wäre widersinniger, als wenn man in irgendeinem Augenblick dieser Lebensentfaltung die eben herrschende Form als endgültig und ewig verbindlich setzen würde. Denn damit wäre dem Leben als Leben selbst widersprochen.

Diese Metamorphose der künstlerischen Form kann sich auf zweierlei Art gleich legitim vollziehen. Fast unmerklich so, daß eine Folge von Generationen bei der immer reicheren Ausgestaltung des einmal konzipierten Weltbildes zusammenwirkt, wie wir es während der letzten Jahrzehnte — ja, ganz ins Große gerechnet, während der letzten Jahrhunderte seit Renaissance und Reformation erfahren haben.

Die Entwicklung kann aber einmal auch auf den kritischen Punkt gelangen, von dem eine organische Fortentwicklung in gerader Richtung nicht mehr möglich erscheint, wo der Fortgang des Lebens sich in scheinbarem Widerspruch zu dem bezeugen muß, was durch Jahrzehnte, vielleicht durch Jahrhunderte Geltung hatte: im scheinbaren Setzen eines ganz neuen Beginns. Denn auch das anscheinend noch so losgelöste Neue bleibt dem Vergangenen durch unzählige geheime Verbindungsfäden verbunden.

Ein solcher kritischer Moment erster Ordnung war, für das Leben der europäischen Kunst, mit den Jahrzehnten um die Wende des Jahrhunderts erreicht.

Als Weltanschauung und als künstlerischer Ausdrucksstil hatte der Impressionismus den Höhepunkt erreicht, ja schon überschritten, den Punkt, wo die Gefahr brennend wurde, daß Stil zu Konvention, Form zu Formel erstarrte.

In eben diesem Augenblick traten aber auch schon die neuen gestaltenden Kräfte, unabhängig voneinander und doch auf einen Punkt hinstrebend, hervor. Vincent van Gogh, Ferdinand Hodler, Edvard Munch und wenig später im Kern dieses germanischen Kreises, in Deutschland Emil Nolde und die Künstler der „Brücke", sie selbst aus den verschiedensten Stämmen des Reichs, aus dem schleswigschen Norden, aus der Lausitz, aus Sachsen, Franken und Schlesien, sich wie nach einem endbestimmten Plan und doch scheinbar nur vom Zufall gelenkt zu einem Bunde zusammenfindend. Denn die Träger der Idee, die Schöpfer des neuen Stils in seiner aus der unbeirrbaren Sicherheit eines reinen Gefühls geschaffenen Klarheit, in der schneidenden Selbstverständlichkeit seines Hineintretens in die alte Welt blieben die, die sich zuerst zusammengefunden hatten: Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff, Emil Nolde.

Sie trugen die jünglingshafte Kraft in sich, aus dem Instinkt für das Notwendige auf alle ausgeschliffenen Gedankengänge und Gefühlsbahnen, auf alle ausgebrauchten Darstellungsmittel und Darstellungsformen zu verzichten, um das Fundament für den Bau einer eigenen heroischen Weltanschauung zu legen.

„Lieber Freund", schreibt Emil Nolde im Jahre 1907, „in der Kunst, was sind Gesetze? Was ist Willkür? und Zügellosigkeit? Jeder wirkliche Künstler schafft neue Werte, neue Schönheit und es entstehen neue Gesetze — wenn man dieses heikle Wort anwenden will. Das Neue und Schöne, was er bringt, wird, weil es sich den bisherigen Gesetzen nicht unterordnen läßt, als „Willkür" und „Zügellosigkeit" bezeichnet. Das sind Vorwürfe, unter denen jede Genialität zu leiden hat.

Zuerst war die Kunst, dann nachher formulierten Aesthetiker und Gelehrte Gesetze, leider . . . .

Lieber Freund, es ist gar nicht schwer, die alte Kunst genießen zu können und mit ihr auf einem vertrauten Fuße zu leben, es ist unendlich viel schwerer, moderne, gerade Gegenwartskunst zu genießen . . . .

Wenn ich Dir einen guten Rat geben darf, dann ist es dieser: Wenn Du in der Kunst der Gegenwart an Werken eine Gesetzlosigkeit, Willkür oder Zügellosigkeit, wenn Du krasse Roheiten und Brutalitäten wahrnimmst, dann beschäftige dich lange und eingehend gerade mit diesen Werken und Du wirst schließlich erkennen, wie die anscheinende Willkür sich in Freiheit, die Roheiten sich in hohe Feinheiten verwandeln. Harmlose Bilder sind selten was wert."

Damit ist ein Gesetz des Lebens ausgesprochen. Es gilt nicht nur für das künstlerische, es gilt ganz ebenso unverbrüchlich auch für das politische Leben.

★

Es ist trotzdem kein Wunder, daß die Welt damals, in den Jahren von 1905 bis zum Kriege, welche die letzte reiche Herbstblüte des deutschen Impressionismus sah, nicht

davon erschüttert wurde, daß ein paar unbekannte, namenlose Schüler der technischen Hochschule in Dresden, die sich dort zufällig zusammengefunden hatten und eigentlich Architekten hatten werden wollen, unbefriedigt von ihrem Studium zur Malerei hinüberwechselten, wie es der hamburgische Oberbaudirektor Fritz Schumacher kürzlich so anschaulich und für die reine Menschlichkeit dieser jungen Künstler so aufschlußreich aus der Rückerinnerung an seine Dresdner Dozentenzeit geschildert hat. („Kreis" Hamburg, Januar 1932.) Diese seltsamen Käuze, die dann jahrelang ganz auf sich selbst gestellt in einem unmittelbar von der Straße her zugänglichen Laden mit Nebengelaß als einzigem Wohn- und Arbeitsraum ihr doch so intensives schöpferisches Leben führten! Dort in einer gleichgültigen Dresdner Vorstadtstraße, an den Seen des Schlosses Moritzburg und, magisch vom Norden und vom Meere angezogen, an der Nordsee im oldenburgischen Daugast, auf Fehmarn, auf Alsen.

Kein Wunder, daß auch ihre ersten, natürlich nicht in offiziellen Kunstsalons, sondern in gemieteten, improvisierten Räumen veranstalteten Ausstellungen an der festen, breiten Front des satten bürgerlichen Unverständnisses abprallten, daß nur wenige Einzelne, tiefer Schauende ihnen verstehend und helfend zur Seite traten.

Auch andere große geistige Bewegungen sind ja nicht anders entstanden!

Noch als „Götz" und „Räuber" schon geschrieben waren, ja vielleicht eben im Hinblick auf diese alle geltenden Gesetze umstürzenden Dramen, konnte der Münchner Akademiker Fronhofer die prophetischen Worte sprechen: „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenns so fort geht, so gut als vorbey!

*

Tatsächlich kann man zwischen der „Brücke"-Zeit und der Zeit des Sturmes und Dranges, die Goethe rückschauend in „Wahrheit und Dichtung" sehr im Gegensatz zu Fronhofer die „eigentlich geniale Epoche unserer Poesie" genannt hat, eine deutliche geistige Verwandtschaft finden. Hören wir Goethes prägnante Charakteristik: „Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeit, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen fünfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höheren Region."

*

Was ereignete sich eigentlich damals in den entscheidenden „Brücke"-Jahren von 1905 bis 1910?

Nehmen wir das Wort hinzu, mit dem Merck den Gegensatz zwischen Goethes „unablenkbarer Richtung" und dem Wollen der anderen zu bezeichnen meinte. Das Bestreben, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben" auf der einen, die Tendenz „das Imaginäre zu verwirklichen" auf der anderen Seite (— „und das", fügt der gar zu aufgeklärte, kritisch-intellektuelle Skeptiker hinzu, „gibt nichts wie dummes Zeug" —), so fassen wir mit diesen beiden die neue künstlerische Tendenz auch der „Brücke".

Denn es ist völlig falsch, in der Stilform des deutschen Expressionismus eine grundsätzliche Abkehr von Natur und Wirklichkeit zu sehen. Unermüdlich haben alle diese Künstler, Nolde an der Spitze, in der Natur, vor der Natur, nach der Natur gezeichnet, aquarelliert, gemalt, freilich niemals mit dem Willen akademisch korrekter Nachbildung, sondern immer mit der unablenkbaren Richtung, dem ihnen vor Augen stehenden Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Gestalt der romantischen Poesie, die sie in ihrem Innern trugen, oder mit dem angeborenen Vermögen, ein Imaginatives zu ver-

wirklichen in der unbewußten Gewißheit, daß „der Geist des Wirklichen das wahrhaft Ideelle" sei.

Und so hängt denn diese neue Epoche rein deutscher Malerei mit der vorangegangenen des französisch-deutschen Impressionismus doch vielleicht näher zusammen, als heute den meisten noch erkennbar ist, in der Form des Widerspruchs nur in dem Sinne, wie etwa die rein deutsche Epoche der Spätgotik des 14. und 15. Jahrhunderts und der Zeit des jungen Albrecht Dürer einen nationalkünstlerischen Widerspruch zu der germanisch-französischen Hochgotik des 13. Jahrhunderts bedeuten mag.

Deutscher Expressionismus, das ist nichts anderes, als die jüngste deutsche Form einer die Wirklichkeit aus den Kräften der Empfindung pathetisch überhöhenden, gewaltsam überbauenden Romantik.

Alle Elemente des Bildinhalts gewinnen eine neue, immer noch aus der leiblich sichtbaren Welt gewonnene, zugleich aber aus der unmittelbaren Bezugnahme auf sie gelöste, von innen her gesehene und gestaltete Ausdruckskraft, eine in anderem Grade nicht nur, sondern in anderer Art, als die impressionistische Form es war, umgestaltete, vielleicht der dichterischen und musikalischen in dem Sinne näher verwandte künstlerische Gestalt, als auch der Dichter Wort, Rhythmus und Reim, der Musiker Ton, Tonfolge, Rhythmus und Klangfarbe nicht aus dem primär Hörbaren gestaltet, sondern aus der Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit des Gefühls, aus der reinen Imagination. Produktive Einbildungskraft tritt an die Stelle reproduktiver Phantasie.

Fläche, Kontur, Raum und Farbe gewinnen eine freie, großartige, männliche, eine gewisse zudringliche Kraft, etwas von jener barbarie inévitable, synthetique, enfentine, qui reste souvent visible dans un art parfait et qui dérive du besoin de voir les choses grandement, de les considérer surtout dans l'effet de leur ensemble, wie es Charles Baudelaire treffend, allerdings in ganz anderem Zusammenhang, als ein allgemeines Gesetz künstlerischer Formgestaltung bezeichnet hat. Fläche, Umriß, Farbe haben nicht mehr nur reproduzierte Wirklichkeitsbedeutung, sie wollen haben und haben wirklich die höhere sinnlich-sittliche Wirkung symbolischer Formen.

In diesen Jahren entstand die neue, harte, heroische Schönheit, eine Schönheit echter tragischer Haltung, die der europäischen Malerei in dieser Art seit dem heroischen Ausgang des Mittelalters in Grünewald und der Dürerischen Apokalypse fremd geworden war — abseits aller erklügelten klassischen Schönheitsform und Norm: die stärkste Gegenkraft gegen die auflösende, zerschmelzende Wirkung der Musik Richard Wagners, der gerade die enthusiastische Jugend der Nation in eben den Jahren haltlos anheimzufallen drohte.

Diese junge deutsche Kunst hat viele von uns damals Jungen in den Krieg begleitet, den Krieg überstehen helfen.

Was ist denn „schön", was „Schönheit!"

Hören wir einen unverdächtigen Kronzeugen der Zeit und Gegenwart, Friedrich Nietzsche, der auch von jener „anderen Art Barbaren" gesprochen hat, „die kommen aus der Höhe: eine Art von erobernden und herrschenden Naturen, welche nach einem Stoffe suchen, den sie gestalten können: Prometheus war ein solcher Barbar."

Nietzsche also sagt: „Es ist eine Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), ob und wo das Urteil „schön" angesetzt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft — das Unrechtgefühl spricht das Urteil „schön" noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur als hassenswert, als „häßlich" abschätzen kann... daraus ergibt sich, ins Große gerechnet, daß die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom der Stärke ist, während der Geschmack am Hübschen und Zierlichen den Schwachen, den Delikaten zugehört. Die Lust an der Tragödie kennzeichnet starke Zeitalter und Charaktere, ihr non plus ultra ist vielleicht die divina commedia. Es

sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden."

Es ist so, wie es Hans Henny Jahnns nordische Medea aus sich herausschreit: „Die Kraft zum Schönen ist verausgabt: mir aber wird die Macht zum Häßlichen gegeben" — diese Macht zum Häßlichen, für verzärtelte und ausgelebte Zeiten die einzige lebendige Quelle der Erneuerung, die einzige Quelle einer selbstgeprägten Schönheit: notwendiges Durchgangsfeld im Künstlerischen zu einem neuen eigenen Stil. Endlich war wieder tiefster Ernst gemacht mit dem künstlerischen Schaffen, denn die Kunst ist kein Kinderspiel und das Kunstwerk ist nicht zum Vergnügen da, so wenig wie die divina commedia oder der Hamlet oder der Faust. So wenig wie das moralische Gesetz in uns, das unser bewußtes Handeln bestimmt.

*

An dieser Stelle aber ist es notwendig, eine Einschränkung zu machen.

Ohne Zweifel herrscht in der künstlerischen Form dieses deutschen Expressionismus das spezifisch norddeutsch-protestantische Stammeselement vor — trotz des Mainfranken Kirchner, dessen beweglicheres Wesen bei der Stilbildung gewiß als unschätzbares, belebendes Ferment gewirkt hat, der sich aber später auch am entschiedensten von den ehemaligen Freunden und Kampfgenossen getrennt hat und nun schon seit einer langen Reihe von Jahren seinen eigenen einsamen Weg geht.

Dieses niederdeutsche Stammestum tritt in der beherrschenden Kraft der Kunst Emil Noldes am stärksten, mit universalem Anspruch und, wie wir glauben, auch mit innerem Recht auf solchen universalen Anspruch hervor. Lange ehe die Art solcher völkischen Betrachtungsweise der Kunst allgemein geworden war, ist das gerade diesem Einen gegenüber als das grundsätzlich Entscheidende seiner Kunst erkannt und geltend gemacht im positiven und im negativen Sinne.

Nolde, so hieß es wohl, das ist eine „norddeutsche Angelegenheit". So empfand man schon in Frankfurt. Wie viel mehr in München.

Vielleicht ist aber wirklich die Zeit noch nicht gekommen, wo diese niederdeutsche Kunstform dem ganzen Deutschtum im gleichen Maße zugehören kann — vielleicht wird diese Zeit nie kommen. Auch das aber würde nichts gegen ihr vollkommenes Deutschsein besagen, nichts gegen ihre vollkommene Naturwüchsigkeit, Aufrichtigkeit und Echtheit.

In einer seiner ersten großen staatspolitischen Reden hat der Führer der Nationalen Erhebung den deutschen Stämmen zugesichert, daß ihr geistiges, ihr kulturelles Eigenleben unangetastet bleiben solle wie ihr Glaube.

Wir werden uns nicht nur damit abfinden, daß es in dem einen großen Reich zwei verschiedene religiöse Bekenntnisformen gleichen Rechtes gibt, wir werden diese Doppelheit als einen eigenen seelischen Reichtum unseres Volkstums immer tiefer verstehen lernen müssen, ebenso wie den Reichtum der mit gleichem Recht in dem einen Volkstum nebeneinander bestehenden verschiedenen natürlichen Sprachformen. Und wir werden verstehen lernen müssen, daß diesem Reichtum volkstümlich-echter Dialekte und Denkweisen ein ebenso großer Reichtum bildkünstlerischer Dialektformen notwendig entsprechen muß. Der Niederdeutsche wird nie mehr den Oberbayern undeutsch, unwahr schelten, weil er seine Sprache nicht versteht, geschweige denn selbst sprechen kann, und so wird der Bayer, der Rheinländer auch das eigene Recht der niederdeutschen Kunstform als echt und deutsch verstehen lernen.

Wir danken es dem Führer, daß er in seiner Nürnberger Rede den unzweideutigen Trennstrich zwischen dem echten Künstler zog, „der von der Vorsehung ausersehen ist, die Seele eines Volkes der Mitwelt zu enthüllen und der seine Sprache reden wird, auch wenn die Mitwelt ihn nicht versteht und verstehen will", und den „Nichtskönnern und Charlatanen" — aber dieses notwendige und richtige Wort darf nun nicht dazu

mißbraucht werden, über die naturgegebenen, naturgewollten Stammesgrenzen herüber und hinüber zu schelten wie ehemals über die Mainlinie.

Mag das neue Ausstellungshaus deutscher Kunst in München an seiner Stelle stehen — ich wüßte keine norddeutsche Stadt, in der es nicht fremd wirken müßte — aber behaupten wir das unantastbare deutsche Recht der aus unserem niederdeutschen Boden gewachsenen Kunst. Verzicht wäre Vergehen am geistigen Sinn unseres Volkstums und seinem inneren Reichtum.

*

Nur acht Jahre, von 1905 bis 1913 hat die Künstlervereinigung „Brücke" bestanden. Während dieser fruchtbaren Jahre gemeinsamer Arbeit haben diese Künstler weithin bestimmend das bestehende Weltbild umgestaltet. Indem sie in ihrem von jedem Kompromiß freien, stolzen und unabhängigen Schaffen heranwuchsen, haben sie an einem großartigen Beispiel bewiesen, daß der Geist entscheidet. Sie haben damit den Grund gelegt für einen Idealismus der Gesinnung, der sich im Kriege tausendfach bewährt hat und den es heute in neuem schwersten Kampf des Tages noch einmal zu bewähren und durchzufechten gilt, gegen alle Gegner.

Daß sich der aus reiner menschlicher Freundschaft zu nazarenerhafter künstlerischer Gemeinschaft gefestigte Bund dann in Irrung und Wirrung gelöst hat, hat gewiß etwas menschlich tief Schmerzliches. Heute aber glauben wir doch schon zu sehen, daß diese Lösung für das Gedeihen der Kunst unwiderrufliches Gebot innerer Notwendigkeit war. Nur in der vollkommenen Freiheit einsamen Schaffens, nur in der rücksichtslosen Trennung von dem Unzulänglichen, menschlich und künstlerisch nicht völlig Hieb- und Stichfesten, wie es von außen eindrang, konnte sich der erste Sinn des Bundes und seiner Begründer erfüllen, konnte jeder Einzelne von ihnen ganz das werden, was er war. Denn in der Kunst zählt keine persönliche Freundschaft nur um der Freundschaft willen, sondern nur die Kraft, der menschliche und künstlerische Gehalt des Einzelnen, zählt nur die einzelne Leistung der Einzelnen.

Nicht weil die Brückekünstler anders malten als die Impressionisten, auch nicht weil ihre Weltanschauung im banalen Sinne des Wortes richtiger gewesen wäre als irgendeine frühere, sondern nur weil und soweit sie ihrer Weltanschauung, ihrem Lebensgefühl, ihrer Phantasie in menschlicher und künstlerischer Reinheit die eindeutig entsprechende Form gefunden haben, traten die Künstler der „Brücke" gleichberechtigt und gleichbedeutend neben die anderen Künstler der Vergangenheit und Gegenwart, und sie werden von diesem Platz, den sie sich errungen haben, nicht wieder weichen.

Gewiß, die unter den heute noch Lebenden, die mit ihnen geboren und aufgewachsen sind, die mit ihnen lebten und leben, fühlen, sind ihnen besonders nahe verbunden und zutiefst verpflichtet: das ist ein Naturrecht der Generationsgemeinschaft, aus dem sich das menschliche Recht ergibt, für die Zeugnis abzulegen, die in ihrem einsamen Nur-für-sich-Schaffen den unausgesprochen und unaussprechbar in uns lebenden Empfindungen Ausdruck zu geben vermochten.

Aber auch die heranwachsende junge Generation, für die die Jahre vor dem Kriege schon vorgeburtliche oder vorerinnerungsfähige Vergangenheit geworden sind, diese neue Jugend, die nun eine neue Zukunft in die Wirklichkeit hineintragen, sie zur Gegenwart und Wirklichkeit doch erst machen soll, muß, meine ich, etwas doch auch von dem Geist dieser nun Mann gewordenen früheren Jugend noch in sich tragen, soweit bei allen Widersprüchen zwischen Vätern und Söhnen doch mit dem lebendigen Blut etwas von der älteren Generation in der jüngeren fortlebt. Ein Widerspruch zwischen den Generationen ist, wie es scheint, naturgegeben, wir nennen ihn nicht nur notwendig, sondern gut und fruchtbar. Aber heute droht tiefste Gefahr, wenn die Brücke von dem geistigen Wollen dieser schöpferischen Menschen, dieser Ueberlebenden der ersten und erstgefallenen Kriegsgeneration zum Heute rücksichtslos abgebrochen wird.

Cornelis

# Der Brand der Kathedrale / Erzählung

Dies ist die Geschichte vom Brande der Kathedrale von Reims am 19. September 1914, erzählt nach dem Tatsachenbericht eines deutschen Offiziers.

Oberleutnant Dampierre ritt an der Spitze seiner Kompagnie. Vorwärts ging es — unaufhaltsam — hinein in Feindesland. Sie marschierten — marschierten — Tage — Nächte — Tage. Immer wieder beschwingte den erschlaffenden Körper der Rausch des Vormarsches, das herrliche Gefühl zu siegen. Fern ragte das lockende Ziel: Paris! Mit jedem Schritt rückte es näher.

Als die Waldstraße den höchsten Punkt des Hügels erreicht hatte, öffnete sich die Landschaft dem Blick. In einer breiten Mulde von sanftgeschwellten Hügelzügen umgeben, lag Reims im Abenddämmern, verhüllt im Dunst der Kamine, überragt und beschirmt von dem mächtigen Bau seiner Kathedrale, auf deren Türmen der letzte Glanz der sinkenden Sonne lag. Wie die Menge der Gläubigen sich um den Altar schart, so knieten die Häuser um die Kathedrale. Sie allein gab der ganzen Stadt das Gesicht und faßte die angestaute Masse belangloser Häuser zur würdevollen Persönlichkeit als Stadt zusammen.

Dampierre ließ halten und die Gewehre zusammensetzen.

„Reims, Reims", sagte der junge Fähnrich Runge, auf die Stadt weisend mit einem jubelnden Klang in der Stimme und hob die Hand, als ließe er einen Sektkorken springen.

„Ja, Kleiner", erwiderte Dampierre, „nehmen wir die Einnahme von Reims, der alten Krönungsstadt, als gutes Vorzeichen unseres Sieges. Daß ich die Kathedrale so wiedersehen würde, davon hätte ich mir nie träumen lassen. Als ich sie zuerst sah, war ich so alt wie Sie, Hansjörg. Nachdem ich mein Abiturium gemacht hatte, reiste mein Vater mit mir durch Nordfrankreich."

Dampierre schwieg, und während er neben dem Fähnrich im Grase lag, verträumte er sich, dachte zurück an damals, an die Reise, den Vater. Er machte eine Bewegung, als schöbe er etwas von sich fort.

„Schade, Hansjörg", sagte Dampierre, „daß ich jetzt nicht mit Ihnen in die Kathedrale gehen kann, aber unserem Befehl nach müssen wir an der Stadt vorbeimarschieren."

Das verglimmende Licht traf nicht mehr die Türme der Kathedrale, die dunkelten und gleichsam erkalteten, während der blauschwarze Bau sich aus dem milchigen Abendnebel bedrohlich ernst erhob.

Tage soldatischer Höchstleistungen folgten, Märsche — Gefechte — Siege — Märsche.

Wieder stand Dampierre eines Abends am Rande eines kleinen Waldes und sah auf das leicht gewellte Land: Felder — Felder — ein kleines Dorf, und plötzlich war ihm, als hätte er das Bild dieser Landschaft schon gesehen, irgendwann. Er vermochte sich nicht zu besinnen. Eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf — der kleine Flecken, an dessen Rand ein Herrenhaus lag, das war — er suchte die Bestätigung auf der Karte — ja, es war Dampierre, der Stammsitz seiner Ahnen.

„Hansjörg", rief er, „Kleiner", und zeigte auf die silbriggrauen Häuser, „da wohnten meine Vorfahren, bis sie 1685 auswanderten." In diesem Augenblick

hallten Gewehrschüsse herüber. Das Dorf war noch besetzt. Plötzlich schlug es mit gellendem Krach über ihnen in die Kronen der Bäume. Ein Regen von Holzsplittern, Eisen und Blättern ging auf sie nieder. Während Dampierre versuchte, die Stellung der feindlichen Batterie am Mündungsfeuer zu erkennen, schlug die zweite Geschoßgarbe zwischen sie, säten Schrappnellkugeln Vernichtung. Dampierre empfand einen jähen Schlag gegen sein linkes Bein — er wollte aufspringen, aber brach zusammen.

„Fähnrich!" rief er, „Fähnrich!" Ihm antwortete nur ein Stöhnen. Er fühlte das Blut den Kleiderstoff rasch durchtränken, und für kurze Zeit versank er in Bewußtlosigkeit. Einer seiner Leute machte den Notverband.

„Pech, Herr Oberleutnant, Pech! Das wird das verdammte Nest büßen müssen, unsere Artillerie hat das Feuer aufgenommen, das große Haus brennt schon."

„Der Fähnrich?" fragte Dampierre.

„Wird verbunden, Herr Oberleutnant." Dampierre wurde auf eine Zeltbahn gelegt und zum Verbandsplatz geschleppt.

Nun war er eigentlich nur noch Objekt, über das Verfügungen getroffen wurden, es geschah ganz einfach mit ihm, und die körperliche Schwäche, verstärkt durch die Benommenheit des Kopfes, machte diese Verantwortungslosigkeit zu einem fast angenehmen Sichfügen.

Der Stabsarzt äußerte sich zufrieden.

„Noch Glück gehabt — schmerzhafte Fleischwunde — aber Ihr Bein werden Sie behalten können."

Dampierre sah voll Dank zum Arzt auf, als mache ihm dieser ein großes Geschenk.

„Und der Fähnrich?" fragte er dann.

Der Stabsarzt schüttelte bedenklich den Kopf. „Wohl nichts zu machen — der Arm muß amputiert werden."

„Muß das sein?" fragte Dampierre leise.

„Ja", sagte der Arzt. Seine Stimme klang rauh und heiser.

In der Nacht wurde Dampierre zusammen mit dem Fähnrich auf den mit Stroh ausgelegten Boden eines Kastenwagens gelegt und zurückgefahren zum nächsten Feldlazarett. Der Fähnrich lag ohne Bewußtsein unter dem Einfluß der betäubenden Spritzen.

Der Wagen ratterte und holperte, ohne Ende schien der Weg, ohne Ende die Nacht. Endlich im Frühdämmern wurde gehalten. Stimmen, fremde Gesichter — Zupacken. Dann neue Untersuchung, Versinken in Bewußtlosigkeit, Hindämmern.

Dampierre konnte sich nicht besinnen, ob es inzwischen einmal oder zweimal Nacht geworden war, als man ihn eines Morgens aufhob und in eine Kraftdroschke legte. Man brachte den Fähnrich, und Dampierre sah sofort, daß der Arm abgenommen war.

Dampierre redete viel während der Fahrt — über die Nachrichten von der Front, über alles mögliche —, nur von dem Arm sprach er nicht.

Die Häuser von Reims waren plötzlich um sie, ohne daß sie die Annäherung der Stadt gemerkt hatten. Noch eine Kurve, dann bremste der Wagen. Der Führer wollte sich erkundigen, wo das Lazarett sei. Dampierre richtete sich etwas auf; sie hielten gerade vor der Kathedrale.

In der Mitte des Platzes stand die Erzstatue der Jeanne d'Arc von Dubois. Auf dem kräftig ausschreitenden Pferd saß das Heldenmädchen, den Oberkörper zurückbiegend, die Beine fest in die Bügel gestemmt, während die zügelhaltende Linke vor der Brust wie im Gebet verkrampft war. Der rechte Arm hielt in leichter

Beugung seitwärts gestreckt das Schwert mit aufblitzender Hingabe himmelwärts gezückt. Eng umrahmte der Eisenhelm das in den Nacken gelegte Haupt mit den klarlinigen, edelgeformten Zügen. Die Augen schauten auf zu Gott in selbstlosem Sichfügen unter das gebotene Schicksal. Heilige Kraft erfüllte ihr Herz — und so ritt sie aus der Kathedrale, darin sie Frankreich seinen König gegeben hatte, jünglingshaft zart, gläubig begeistert, hinein in neuen Kampf, in Verrat und Kerkerqual, geradeaus in den Tod, damit sie auferstehe aus den Flammen des Scheiterhaufens, zu ewig jungem Leben geheiligt.

Hinter der Statue stieg übermächtig die Fassade auf, zu gewaltig, als daß ein Blick sie zu umfassen vermochte. Breitgelagert öffneten sich einladend die drei tiefgeschrägten Portale, deren steinerne Heiligen den Durchschreitenden ehrfurchtsvoll verstummen ließen, noch bevor sich die Tür zum Heiligtum geöffnet hatte. Geschöpfe einer Zeit, da die Künstler allein in Form und Farbe eine allem Volke verständliche Sprache sprechen konnten, erzählten die beseelten Gestalten seit Jahrhunderten die frommen Legenden leise in den ewigen Strom der Geschlechterfolge hinein. St. Nicaise vom linken Portal neben dem Engel stehend, den man „das Lächeln von Reims" nannte, sah bekümmert zu Dampierre hin. Ueber dem Mittelportal strahlte wie ein kostbar gefaßter Edelstein das große Rad der Rose, darüber faßte die Galerie der Könige wie ein breites Band den Bau zusammen, bevor er sich in den laternenhaften Türmen in kühner Strebung emporschnellte.

Aufrecht gereckt standen die Königsstatuen, urarter Weisheit voll, in ihrer Höhe unberührt von den Schicksalen der Stadt zu ihren Füßen, erhaben über die kleinen Menschen. Die lange Reihe der Könige Frankreichs hatten sie in triumphalen Aufzügen durch das Portal einziehen sehen zur Krönung an der Stätte, wo der Sage nach die Nation in der Person Chlodwigs die heilige Taufe empfangen hatte.

So erhebt sich die Kathedrale, Stein für Stein zusammengetragen durch das opferbereite Werk vieler Generationen, Gestalt gewordener Traum der religiösen Inbrunst eines ganzen Volkes, in machtvollem Aufschwung, wolkenwärts steigend mit der strahlenden Gewichtslosigkeit ihrer lichtdurchflossenen Türme.

Dampierre bedauerte, daß der Gesamteindruck durch ein hölzernes Gerüst beeinträchtigt wurde, das den Nordturm umsponnen hatte und Erneuerungsarbeiten diente.

„Ich bin gespannt", sagte er, „ob wir noch dazu kommen werden, einmal hineinzusehen oder ob man uns vorher weiter verfrachtet. Das wäre doch schade." Der Fähnrich antwortete nicht. Die Augen waren ihm zugefallen. Er sah erschreckend ausgeblutet aus.

„Wie abwesend er schon ist", dachte Dampierre und erschrak, weil er „schon" gedacht hatte. Der Wagenführer kam zurück. Nach kurzer Fahrt hielten sie vor dem Hôpital Civil.

Das alte, unansehnliche Krankenhaus lag in einer ruhigen Seitenstraße. Seine Einrichtung genügte bei weitem nicht für den Zustrom der Verwundeten, sogar die Gänge waren belegt. In dem dürftig ausgestatteten Operationsraum verband, schnitt und sägte der Stabsarzt. Das Pflegepersonal bestand aus Sanitätern, einer deutschen Rote-Kreuz-Schwester und zwei Nonnen, die lautlos wie graue Schatten ihren Dienst verrichteten. Schwester Maria war der gute Geist des Lazaretts. Ein Stück Heimat schien in ihr verkörpert. Ueberanstrengt durch Wochen schweren Dienstes und gequält von Schlaflosigkeit, war sie dennoch unermüdlich, ging von einem zum andern, verband, gab Spritzen, tröstete, schrieb letzte Grüße.

Als sie Dampierres Verband zum erstenmal erneuerte, fiel ihr Blick auf den Fähnrich, der neben ihm lag.

„Mein Gott, Herr Oberleutnant", sagte sie, „er ist ja noch ein Kind."

An der anderen Seite von Dampierre lag mit Kopf- und Beinverwundungen Dr. Herber, ein Regimentsarzt. Mit ihm unterhielt sich Dampierre über die Kriegsereignisse. Sie hatten seit Tagen nichts mehr von den Vorgängen an der Front gehört. Vor Paris mußte jetzt wohl die Entscheidung fallen.

Am dritten Abend, als der Stabsarzt den letzten Rundgang machte, durchschritt ein Soldat eiligst den Krankensaal und überbrachte dem Stabsarzt einen Briefumschlag. „Befehl vom Stab — sehr dringend. Das Auto steht vor der Tür."

Der Stabsarzt las den eingelegten Zettel. Er erstickte einen Fluch und reichte ihn Schwester Maria.

„Machen Sie sich sofort fertig."

Schwester Maria gab den Befehl zurück.

„Ich bleibe", sagte sie fest. Dann wurde die Stimme unsicher. „Ich — kann — hier — nicht fort."

Sie hatte die Hand des Fähnrichs umfaßt, als wolle sie sich festhalten.

Der Stabsarzt gab dem Soldaten leise einen Befehl.

„Ich komme gleich", rief er dem Davoneilenden nach, dann setzte er seinen Rundgang fort. Für jeden fand er eine aufmunterndes, Besserung verheißendes Wort. Zuletzt setzte er sich an das Lager von Dr. Herber. Dampierre konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber er hatte den Eindruck, als spräche der Stabsarzt über einzelne schwere Fälle mit Dr. Herber.

Die Ordonnanz kaum aufgeregt und laut zurück.

„Es wird höchste Zeit."

„Schwester Maria", rief der Stabsarzt, sich erhebend. Aber die Schwester schüttelte verneinend den Kopf. Einen Augenblick sah es aus, als wollte der Arzt in einen seiner polternden Ausbrüche verfallen, aber dann ergriff er mit beiden Händen die herabhängende Rechte der Schwester. Er wandte sich hastig um und lief mit einem „Gute Nacht allerseits" hinaus.

„Doktor", fragte Dampierre seinen Nachbar, „was ist eigentlich los?"

Dr. Herber gähnte. „Unser Stabsarzt ist versetzt — leider, morgen kommt ein anderer."

Dampierre schlief unruhig in dieser Nacht. Er träumte, er wäre auf einer Patrouille in eine Falle geraten. Kugeln umpfiffen ihn, er wurde gejagt. Im Halbschlaf glaubte er Wagengerassel, Lärm und einzelne Schüsse zu hören. Aber bevor er sich klar besinnen konnte, überwältigte ihn wieder der Schlaf, und neue Traumbilder hetzten und schreckten ihn.

Am nächsten Morgen ließ sich kein Sanitäter sehen, nur die Nonnen verrichteten still und schattenhaft ihren Dienst. Plötzlich erschien an der Seite von Schwester Maria ein französischer Offizier. Dampierre sah sofort, daß er seinen Degen trug, und glaubte, es müsse sich um einen besonders tapferen Gegner handeln, dem man — um ihn zu ehren — den Degen gelassen hatte. Aber der Offizier stellte sich in die Mitte des Raumes und sagte mit schneidender Stimme:

„Ich erkläre Sie hierdurch zu Kriegsgefangenen."

Die Worte wirkten wie der Einschlag einer Bombe, die jeden noch einmal verwundete — schwer und hoffnungslos. Keiner sagte etwas, überwältigt durch die gänzlich unerwartete Kunde. Man war in die Gefangenschaft hineingeschlafen.

„Wir haben einen großen Sieg an der Marne errungen, die Deutschen ziehen sich auf der ganzen Front zurück", sagte der Offizier. Die niederschmetternde

Wirkung seiner Mitteilung befriedigte ihn. Hochmütig lächelnd durchschritt er den Saal, um seine Ansprache in den anderen Zimmern zu halten.

Die folgenden beiden Tage merkten die Verwundeten kaum etwas von dem neuen Zustand, in den sie geraten waren. Niemand kümmerte sich um sie — von Zeit zu Zeit machte ein französischer Posten die Runde — aber weder ein Arzt noch Sanitäter ließen sich sehen. Die drei Schwestern mußten die Kranken allein besorgen. Dr. Herber traf, so gut es ging, von seinem Lager aus Anordnungen. Geschützdonner, der von Zeit zu Zeit die Fenster erklirren ließ, verriet die Nähe der Front. Die Artillerietätigkeit nahm mehr und mehr zu.

Am dritten Tage erschien um die Mittagszeit ein französischer General mit seinem Stabe.

„Wer ist der Dienstälteste von Ihnen hier?"

Ein Oberstleutnant mit verbundenem Kopf meldete sich.

Der General trat dicht an das Lager des Verwundeten, sein Gesicht war zorngerötet.

„Wissen Sie, was Ihre barbarische Nation tut?" schrie er. „Sie beschießt eine offene Stadt gegen jeden Kriegsbrauch, sie mordet Frauen und Kinder und sie schändet Gott." Seine Stimme überschlug sich. „Unter dem lügnerischen Vorwand, auf dem Turm hätten wir Beobachter, wird unsere Kathedrale beschossen, aus Neid — aus kleinlichem Haß. Nun, wo Ihr geschlagen seid, wollt Ihr zerstören aus Niedertracht und Rache."

Der Oberstleutnant hatte sich mühsam aufgerichtet.

„General", unterbrach seine Stimme fest die Flut der Zornesworte, „wenn unsere Heeresleitung behauptet, die Kathedrale diene als Beobachtungsplatz, dann wird es auch so sein, und Sie täten besser daran, den Posten schleunigst einzuziehen, statt Verwundete zu beschimpfen."

„Schweigen Sie", wütete der General. „Wenn Sie nicht verwundet wären, gehörten Sie ins Zuchthaus. Bestien seid Ihr. Das Völkerrecht tretet Ihr mit Füßen. Ich lasse Sie jetzt alle in die Kathedrale bringen, und wird sie getroffen oder zusammengeschossen, so werden Sie als Angehörige dieser Mörder- und Brandstifternation die ersten Opfer sein!"

Als schwänge er eine Peitsche, hatte er drohend den Arm erhoben. Haßerfüllt sah er die Reihe der Krankenlager entlang, dann stampfte er sporenklingend davon.

Bald darauf kamen französische Sanitäter und Soldaten mit Tragbahren und luden die Verwundeten auf kleine Gefährte. Dampierre und der Fähnrich wurden auf einen flachen Schlächterwagen geschoben, Dr. Herber auf den Kutscherbock gesetzt. Der Fähnrich hatte seit Tagen kaum gesprochen — er verfiel zusehends. Jetzt zwang er sich zu einem Lächeln.

„Herr Oberleutnant, nun werden wir Ihre geliebte Kathedrale ja doch von innen besehen können."

Langsam setzte sich die Wagenkolonne in Bewegung, im Schritt ging es durch die unbelebten Straßen der Stadt; die Kutscher führten die Pferde an der Hand.

Seit einigen Stunden schwieg die deutsche Artillerie, aber plötzlich zerriß die Luft das Heranbrausen eines Geschosses. Mit betäubendem Krach stürzte der Dachstuhl eines Hauses zusammen, an dem die Wagen gerade vorübergefahren waren. Die Kolonne setzte sich in Trab, um dem nächsten Einschlag zu entfliehen, als das zweite Geschoß in einen Garten einschlug, Erde und Holz zu Turmhöhe aufwirbelnd. Eine Querstraße verzögerte einen Augenblick die Weiterfahrt; im Schatten der Bäume stand französische Artillerie.

„Sehen Sie, Dampierre", rief Dr. Herber und wies auf drei Geschütze mit den dazugehörigen Munitionswagen, die am Rande des Gartens in Stellung

gegangen waren, „das sind die Frauen und Kinder, die wir so gerne umbringen. Sicher steht hier hinter Häusern und Sträuchern noch manche Batterie verborgen, die unsere Stellungen beschießt. Aber in die Welt wird unsere Barbarei, eine offene Stadt zu beschießen, hinausposaunt, und sie wird es glauben."

„Doktor, die Wahrheit wird doch einmal herauskommen."

„Wahrheit?" erwiderte Dr. Herber, „was heißt das? Für Völker ist Wahrheit eine Glaubensangelegenheit. Erinnern Sie sich doch der Gespräche mit Zivilisten und Gefangenen während des Vormarsches. Ich habe keinen einzigen getroffen, der nicht fest davon überzeugt war, daß Deutschland das arme Frankreich einfach überfallen habe, um es zu vernichten und zu berauben. Alles Reden, daß das Gegenteil der Fall ist, hilft nichts. Wahr ist, was die Menschen für wahr halten."

Beim Anblick der Kathedrale befiel Dampierre eine unerklärliche Traurigkeit, gegen die er sich zähnezusammenbeißend wehrte. Auf dem Turm flatterten zwei Genfer Fahnen, die Abzeichen der Menschlichkeit.

Vor dem Hauptportal hielten die Wagen. Man trug die Verwundeten in die Kathedrale, deren Fußboden zum größten Teil mit Stroh bedeckt war. Es stammte noch aus der Zeit der deutschen Besetzung, die während der letzten Tage die Kathedrale als Hilfslazarett und Sammelstelle für Leichtverwundete benutzt hatte. Die Verwundeten wurden auf das sich um die Pfeiler häufende Stroh gelegt, die Offiziere dem Portal am nächsten. Dampierre konnte das ganze Schiff bis zum Chor von seinem Platz aus beobachten. Er versuchte, die Anzahl der Hierhergebrachten festzustellen, sie mochte sich auf fünf Offiziere und hundertfünfzig Mann belaufen. Die fließende Beherrschung der französischen Sprache brachte es mit sich, daß Dampierre als der verantwortliche Führer der Verwundeten angesehen wurde. Er versuchte, in Unterhandlungen mit einem französischen Offizier für ärztliche Pflege der schwerverwundeten Kameraden zu sorgen.

„Sie sind hier doch in den besten Händen", sagte lächelnd der Offizier und wies auf Schwester Maria und die beiden Nonnen, die ihre Kranken nicht verlassen hatten.

„In der Nische dort liegt alles Notwendige."

Dampierre erkannte eine Flasche Aether und ein Gefäß Jod sowie einige Verbandspäckchen — das war alles, was zur Pflege der Verwundeten vorhanden war. Es gelang ihm, eine der wenigen Matratzen, die den Amputierten vorbehalten waren, für den Fähnrich zu bekommen.

Der französische Hauptmann erklärte Dampierre, daß es bei Todesstrafe verboten sei, die Kathedrale — was auch immer geschehen würde — zu verlassen. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß jeder, der den Versuch machen würde, hinauszugehen, ohne weiteres erschossen würde.

Dampierre mußte den Befehl in deutscher Sprache bekanntgeben. Der Hauptmann stellte einige Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr vor die Eingangstür. Dann verließ er die Kirche. Die Tore schlossen sich.

Die Artillerie schwieg wieder seit Stunden, und Dampierre gab sich, nachdem die Erregung über die Ereignisse in ihm abgeklungen war, ermüdet, fast mit einem Gefühl des Geborgenseins dem Eindruck des Innenraumes hin. Wieder — wie damals — überwältigten ihn die ungeheuren Maße dieser Kirche, die Reinheit ihres Stils und die Harmonie aller Linien. Die wuchtigen Pfeiler stiegen mit den ihre Schwere auflockernden vier Halbsäulen zu den skulpturgeschmückten Kapitellen auf, aus welchen die schlanken Bündel der Rippen steil emporwuchsen, die farbigen Fenster trennend, um sich in dämmernder Höhe zu verstreben. Dann wurde das Auge von Joch zu Joch gezogen in die Tiefe des Langhauses hinein, bis schließlich in unwahrscheinlicher Ferne der Chor erglühte.

Weltabgeschlossen umfing die Kathedrale den Gläubigen mit dem Mysterium der Ewigkeit, beruhigte den Erlösungsuchenden gütig zu einem fast heiteren Frieden, stimmte die Seele wunderempfänglich durch das in flüssigen Tönen herabsinkende Licht. Noch hatte die Beschießung im Innern keinen bedeutenden Schaden verursacht, einzelne Scheiben nur waren geplatzt und herabgefallen.

Dampierre glaubte, den Fähnrich etwas ablenken zu können, indem er ihm zu erzählen begann — soweit er sich an Einzelheiten erinnern konnte — von der Geschichte des Baues und den großen Krönungsfeierlichkeiten. Aber er verstummte unter dem Blick des Fähnrichs. Uebernatürlich groß waren die Augen in dem kleingewordenen Gesicht.

„Oberleutnant, ich kann nicht mehr", sagte der Fähnrich zurücksinkend.

Lautlos mit geschlossenen Augen weinte er.

„Hansjörg, Kleiner, nicht flau machen — ich bin bei dir."

Dampierre hielt die fiebrige Hand des Fähnrichs umfaßt. „Doktor, bitte, kann man denn gar nicht helfen?"

Der Regimentsarzt kroch statt aller Antwort mühsam an das Lager des Fähnrichs.

„Kleiner Mann, wird schon bald besser sein."

Er gab dem Fähnrich eins seiner letzten Betäubungsmittel.

Mit dem hereinbrechenden Abend sank die Dunkelheit sickernd von der Höhe des Gewölbes herab, füllte das Schiff mit graudunkler Dämmerung. Aber die sinkende Sonne ließ noch einmal die große Rose in warmem Glanz aufflammen, als entzünde sie Edelsteine, Rubine, Saphire und Smaragde zu flüssiger Glut. Dann blitzten nur noch einzelne Scherben flackernd und verzuckend auf, bevor ein kühles Dunkel die Umrisse des Raumes auflöste.

Plötzlich erdröhnte der Riesenraum unter dem Widerhall unferner Einschläge. Das Echo des Zusammenbruchs auseinanderberstender Häuser fing sich donnernd im Wald der Pfeiler und verhallte grollend in den hohen Gewölben. Die Kathedrale schien lebendig geworden, als wären die Steine erwacht aus jahrhundertelangem Schlaf zu gewaltiger Sprache und drohender Gebärde. Jäh wurde Dampierre aus der Illusion gerissen, mit der ihn der Zauber der Dämmerstunde einschläfernd umwoben hatte: dies war nicht mehr die Stätte der Schönheit und des Friedens, der Geborgenheit und Zuflucht, des frommen Dienstes und der Versenkung in Gott — es war die Stätte der Verdammnis, eine grausame Falle, die sie umschlossen hielt, ein unentrinnbares Gefängnis, ein sinkendes Schiff. Zwischen Mensch und Gotteshaus entstand in diesem Augenblick eine Gemeinschaft des Schicksals: stürzten die ragenden Hallen, so begruben sie zerschmetternd die Verwundeten, fand die Kathedrale ihren Untergang, so starb mit ihr der Mensch.

Mit ohrenbetäubendem Krach barst ein schweres Geschoß an der Außenseite der Kathedrale — ein Zittern durchschwang ihren gewaltigen Leib. Fenster zerfetzten knallend; Steine, Splitter und Glas prasselten in das Innere, überstürzten die Verwundeten. In der Stille, die dem Schlage folgte, schien sich die Kathedrale zu steinerner Unerschütterlichkeit wieder aufzurecken, im gestraffter Gespanntheit dem nächsten Hieb entgegenzutrotzen.

Aus der zergehenden Wolke von Pulverqualm und Staub ertönten die Rufe der Getroffenen und das Wimmern der Hilflosen. Leichtverwundete kamen herbei, zu helfen und die Schwestern zu unterstützen. Einem Amputierten hatten die Splitter das Gesicht zerschnitten, und der Erblindete schrie, schrie zum Entsetzen der Kameraden, bis das ihm in den Mund laufende Blut die Stimme gurgelnd erstickte.

Die Geschütze verstummten mit der hereinbrechenden Nacht. Dr. Herber, der ungeachtet seiner eigenen Wunden sich um die Neuverletzten bemüht hatte, kam, von einer Schwester gestützt, zurückgehumpelt.

„Dampierre", sagte er, „ich fürchte, dies war nur das Vorspiel heute. Die Beschießung wird weitergehen. Unsere Heeresleitung wird sichere Beweise dafür haben, daß der Turm einen Beobachtungsposten birgt und hält die Genfer Fahne für eine gemeine Kriegslist. Von uns hat man keine Ahnung."

Die französischen Soldaten hatten sich in dem Zugang des Turmes, der mit seinen mächtigen Mauern den besten Schutz bot, zurückgezogen, und Dampierre war es gelungen, für die Leichtverwundeten zu erreichen, daß auch sie im Falle einer neuen Beschießung dort Zuflucht nehmen durften. Das Betreten des anderen Turmes blieb strengstens untersagt.

Dichter floß die Nacht durch das Schiff der Kirche.

Der Fähnrich phantasierte im Fieber.

„Doktor — kommt er durch?" fragte Dampierre.

Der Arzt machte eine müde Bewegung. „Eine zweite Operation hätte ihn vielleicht retten können. Gegen die Sepsis ist nichts mehr zu wollen."

Der Fähnrich gab Befehle:

„Ausschwärmen — mehr nach links — bis zu den Büschen." Er schien ein Gefecht des Vormarsches wieder zu erleben.

„Oberleutnant — die Kathedrale — die Kathedrale." Er streckte mit dem Ausdruck höchster Angst die Hand von sich.

„Mutter", rief er, „Mutter!"

Es war wie der letzte Schrei eines Ertrinkenden. Dampierre versuchte, ihn zu beruhigen. Nur den Arm brauchte er auszustrecken, um die Hand des Freundes zu halten — aber nichts konnte er ihm abnehmen von der Qual und dem Kampf, ihn nicht zurückreißen von der Schwelle des Todes. Hilflos mußte er zusehen, wie der andere unterging.

„Schwester Maria!" rief Dampierre, als gäbe es noch eine Rettung, ein letztes Mittel.

Sie kam. Ihr müder Gang verriet, daß sie am Rande ihrer Kräfte war.

„Hansjörg", sagte sie leise, „ich bin da". Ihre Arme umschlossen ihn.

„Wie gut, daß du gekommen bist — wie gut." Still und ruhig wurde der Kleine.

„Unsere Liebe Frau", konnte Dampierre noch denken, dann überwältigte ihn Schwäche und Schlaf.

Als er erwachte, strömte eine fahle Dämmerung in den Raum. Er versuchte, sich zu besinnen. Zwischen ihm und dem Fähnrich lag Schwester Maria schlafend am Boden, ihr Kopf war auf die Brust des Fähnrichs gesunken — und er dauerte einen Augenblick, bevor Dampierre wußte, daß der Fähnrich tot war.

Am Morgen kam ein Geistlicher in die Kirche. Er war noch jung, von asketischer Magerkeit. Aus dem bleichen und kantigen Gesicht sahen die Augen mit dem tiefen Blick eines Wanderers, der den Weg nach innen geht. Dr. Herber beschwor ihn, für ärztliche Hilfe zu sorgen, und wies darauf hin, daß am gestrigen Tage die Verwundeten keine Verpflegung bekommen hatten. Der Abbé versprach, sein Möglichstes zu tun, er erreichte nur, daß die Verwundeten einen Becher Suppe erhielten und Brot, das noch für einen halben Tag langte.

Die Kathedrale selber war an diesem Tage weniger das Ziel des Feuers, als ihre unmittelbare Umgebung, in der französische Batterien vermutet wurden.

Immer wieder jedoch schlugen Sprengstücke durch die Scheiben, splitterten Steinbrocken auf die Verwundeten herab, die sich zu schützen versuchten, indem sie je nach der Schußrichtung um die Pfeiler rutschten. Ihre Nerven waren zum

Zerreißen gespannt — sie hörten die fernen Abschüsse, das orgelnde Heranbrausen der Geschosse und erwarteten in rasender Ungeduld die Einschläge. Ein Gefühl verzweifelter Ohnmacht befiel sie. Wieder gab es Verwundete und Tote.

Während der Feuerpause kamen französische Zivilisten in die Kathedrale. Sie betrachteten die Deutschen wie seltsame Raubtiere, erzählten einander schaudernd von den Untaten und Greueln der Barbaren. Wachtposten mußten die drohende Menge zurückdrängen. Ein älterer Mann, den anscheinend Mitleid erfaßt hatte, klopfte Dampierre auf die Schulter:

„Fürchten Sie keine weiteren Bombardements. Morgen schießen die Deutschen nicht mehr."

„Und warum nicht, Monsieur?" fragte Dampierre.

„Wir haben große Marinegeschütze herangebracht, die werden die deutschen Batterien zum Schweigen bringen."

„Aber es wird doch schwierig sein, Stellungen für so schwere Geschütze zu finden", tastete Dampierre vor. Der Alte lächelte fast gutmütig:

„Aber nein", sagte er, „auf den Boulevards ganz in der Nähe."

Ein hinzutretender Posten schob den Alten mit dem Gewehrkolben fort.

Am Abend wurde noch einmal die Umgegend der Kathedrale unter Feuer genommen. Von der Höhe des Gewölbes rieselte durch die Erschütterung gelöster Staub herab und füllte wie Rauch den Raum. Durch die große Rose warf die Sonne das Farbenspiel der Scheiben und ließ die feinen Staubteilchen wie einen Regenbogen entbrennen.

Während die Schwerverwundeten sich hinter den Pfeilern zusammenkauerten und die Posten, Leichtverwundeten und Schwestern zwischen den felshaften Quadern des Turmes Deckung suchten, lag der Abbé vor dem Hauptaltar auf den Knien und betete zu Gott um Schutz für seine Kathedrale, um das Wunder der Errettung.

Ein schwerer Mörserschuß durchschlug das Dach. Die Kathedrale brüllte, Blöcke stürzten herab, Risse zeigten sich im Gewölbe — aber noch hielt es stand.

Der flackernde Glutschein einer Feuersbrunst warf in der Nacht gespenstische Lichtflecke und Schatten gegen die Pfeiler.

Die Gedanken an den kommenden Tag ließen die Verwundeten kaum Schlaf finden. Seit sie wußten, daß in der Nähe Ferngeschütze in Stellung gebracht wurden, war ihnen klar, daß das Bombardement in verstärktem Maße aufgenommen werden würde.

„Wenn die Kathedrale zusammengeschossen wird, dann werden Sie die ersten Opfer sein", hatte der General gedroht.

Der Morgen des dritten Tages verlief wider Erwarten ruhig — und doch hatte gerade die Untätigkeit der Front etwas unheilvoll Bedrohliches, als zöge sich ein Gewitter langsam und unausweichbar zusammen. Gegen Mittag verrieten nahe Abschüsse, daß die Franzosen sich einzuschießen begannen. Eine halbe Stunde später rasten die deutschen Batterien wie ein Wolkenbruch los, hämmerten die donnernden Einschläge auf das Viertel, in dem die Kathedrale lag, zertrümmerten Häuser, verschütteten Straßen mit einstürzenden Wänden, schlug eine Riesenkeule in hemmungslosem Zorn auf die Stadt. Die Kathedrale lag, wie beseelt von gebändigter Leidenschaft zum letzten Widerstand bereit, zunächst noch ungetroffen, gleich einem Schiff im ruhigen Zentrum des Monsums. Aber dann stürzte die Welle der Einschläge näher heran, brach krachend an der mächtigen Mauer aufschäumend zusammen, riß die Statuen wütend aus ihrer Höhe herab, verstümmelte ihnen Köpfe und Glieder, zerschmetterte mit gellendem Schrei die letzten Scheiben des Seitenschiffes, stürzte spritzend in das Innere mit einer Flut von Trümmern,

Splittern und Glasfetzen, sich um die Pfeiler versprühend, die wie Wellenbrecher die Verwundeten beschirmten.

Das Trommelfeuer verstummte ebenso plötzlich, wie es begonnen, nur einzelne große Kaliber fielen noch auf die Stadt wie die letzten Tropfen eines weiterziehenden Unwetters. Die Stille nach dem Höllenlärm war wie ein Atemzug der Erholung. Die Spannung der Nerven begann nachzulassen, als eine neue, furchtbarere Gefahr allen bewußt wurde. Brandgeruch füllte langsam das Schiff. Dampierre riß sich zusammen: die Zeit des untätigen Erduldens war vorüber, jetzt mußte gehandelt werden, sollten nicht alle verloren sein. Er beriet sich mit den Kameraden, die — körperlich gelähmter als er — ihm die Führung anvertrauten. Der Wind blies bereits durch die hohlen Fenster einzelne Funken herein. Sie segelten, glühende Punkte, durch den Raum. Die Leichtverwundeten bemühten sich, dem Befehl folgend, mit ihren Mützen die Funken zu fangen und zu löschen. Die Franzosen hatten, die Gefahr erkennend, die Kathedrale eiligst geräumt. Der Abbé kam hereingestürzt, leichenfahl, verzweifelt:

„Das Turmgerüst brennt — die Feuerwehr ist machtlos!"

Eine Granate hatte das Holzgerüst an der Basis entzündet, die Flammen kletterten an den dünnen Stangen aufwärts, sprangen lodernd von Stockwerk zu Stockwerk, umzüngelten den Turm mit unheimlicher Geschwindigkeit, schnellten, als würde der Feuerstrom wie von einem Kamin angesogen, die ganze Höhe des Baues empor, zerrissen triumphierend die Fahnen: eine Riesenfackel schlug himmelauf.

Obwohl die Funken jetzt zahlreicher in das Innere drangen, gelang es noch immer den Bemühungen der Soldaten, sie zu ersticken, bevor sie den Boden erreichten.

Plötzlich krachte das gewaltige Gerüst, an seinem Fuß bereits zerfressen, mit Donnergetöse in sich zusammen. Ein ungeheurer Funkenregen ergoß sich gleich einem Sturzbach in das Innere, überschüttete wie glühender Hagel die Verwundeten, die verzweifelt um sich schlugen, als gelte es, einen Angriff wütender Hornissen abzuwehren. Ueberall flammte das Stroh auf, gelblich-graue Rauchschwaden füllten die Luft. Hilflos lagen die Schwerverwundeten inmitten des brennenden Strohs. Die Leichtverwundeten rissen sie aus den qualmenden Haufen, zerrten sie ungeachtet ihrer Wundschmerzen über den Steinboden.

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Türen, johlend drang eine Meute von Zivilisten herein, raubte den Widerstandsunfähigen mit gierigen Händen: Achselklappen, Knöpfe, Riemen, Helme und Mützen. Wie Geier auf ein verendetes Tier sich werfen, plünderten sie die dem Untergang Geweihten.

„Verbrennen sollt Ihr — verbrennen!" kreischte ein Weib in Lumpen zwischen Flammen und Rauch hüpfend, als vollführe es einen grotesken Totentanz. Wie ein grauenvoller Spuk verschwand eiligst die entfesselte Bande mit ihren Trophäen.

Dampierre vermochte sich mit Hilfe eines Besens, dessen Bürste er unter die Achsel geklemmt hatte, aufrecht zu halten. Er befahl einigen Soldaten, aus dem entfernteren Teil der Kirche das noch nicht entzündete Stroh abzutrennen und durch eine Seitentür zu entfernen. Das mühsame Werk gelang, aber inzwischen hatte das Feuer Kanzel und Gestühl ergriffen, verlegten Flammen und undurchdringlicher Qualm der Gruppe den Rückweg. Vom Erstickungs- und Feuertode gleichzeitig bedroht, flohen sie aus der Kathedrale und bargen sich in einer wenige Schritte entfernten Bretterbude. Die Flucht war bemerkt worden. Französische Soldaten stürmten heran und gaben blindlings Gewehrsalven in den Schuppen, bis sich nichts mehr zu regen schien.

Im Innern der Kathedrale versuchten die Gefangenen, von Pfeiler zu Pfeiler sich schleppend, dem Flammenmeer zu entgehen. Unerträgliche Hitze sengte die Haut, immer mühevoller wurde das Atmen. Beizender Schmerz verschloß die Augen.

Wie eine Erscheinung tauchte die Gestalt des Abbé zwischen ihnen auf.

„Oberleutnant", sagte er zu Dampierre, „ich will die Gefangenen auf eigene Verantwortung hinausführen und sie nach der Küsterei bringen. Lassen Sie eine Doppelreihe bilden und sorgen Sie an der Spitze dafür, daß niemand dem Zug vorauseilt oder die Reihen verläßt."

Dampierre gab die notwendigen Befehle. Die Leichtverwundeten stützten die schwächeren Kameraden, schleiften die Amputierten mit sich. Der Geistliche öffnete die Tür. Die Sorge, daß niemand vergessen zurückbliebe, ließ ihn noch einmal umkehren.

Der Ausmarsch begann. Die ersten Schritte außerhalb der Kathedrale waren eine Erlösung. Luft — man konnte atmen.

Der Platz vor der Kirche war schwarz von Menschen. Mit entsetzten Augen sah die Menge auf zu den lodernden Türmen, verfolgte den Todeskampf ihrer Kathedrale, den Untergang des Nationalheiligtums. Als die Spitze des Zuges heraustrat, brauste aus tausend Kehlen ein Wutschrei auf. Besinnungslos vor Schmerz über die Schändung des Gotteshauses, die Beschießung der Stadt, über die Opfer an Toten, geschreckt und aufgepeitscht durch Gerüchte von grauenvollen Schandtaten der Deutschen, forderte die Masse Vergeltung.

Französische Infanterie in zwei Gliedern hielt die Menge wie ein Gitter zurück. Dampierre hatte erst wenige Schritte gemacht, als ihn der Befehl eines französischen Offiziers wie ein Schlag traf:

„Halt!"

Ein kurzes Kommando ertönte: die erste Reihe der Soldaten ging knieend, die zweite stehend in Anschlag.

„Kehrt!" brüllte der Hauptmann die Deutschen an.

Dampierre wollte dem Franzosen das Unmenschliche seines Befehls bedeuten und wies auf die Kathedrale, aus deren Dach jetzt zwischen schmelzenden und sich lösenden Bleiplatten grünliche Stichflammen aufschossen. Aber außer sich vor Wut schrie der Hauptmann:

„Wenn Ihr Boches bis drei nicht wieder in der Kathedrale seid, lasse ich schießen."

Mit kalter Stimme begann er zu zählen:

„Eins — zwei — und . . ."

Für Sekunden schwankte Dampierre. Der Tod durch die Kugel schreckte ihn jetzt nicht mehr, aber der Gedanke an die Kameraden, die sich zum größten Teil noch innerhalb der Kathedrale befanden, bestimmte seine Entscheidung:

Er gab den Befehl zum Rückmarsch.

Dampierre lehnte gegen einen Pfeiler, die Augen geschlossen. „Was nun", dachte er, „was nun!"

Schwester Maria packte ihn an der Schulter.

„Das ist doch nicht möglich", sagte sie weinend. „Dampierre, können Menschen denn wirklich so grausam sein?"

Es war, als suche sie Schutz an seiner Brust.

„Maria", sagte er, „Maria."

Im plötzlichen Entschluß richtete sie sich auf:

„Ich gehe hinaus. Ich als Frau kann Euch vielleicht noch retten. Ich will draußen erzählen, was hier geschieht. Ich hoffe auf ein Wiedersehen." Sie eilte hinaus. Noch ehe die Tür sich geschlossen hatte, sah Dampierre, wie ein Posten sie

am Arm packte und zu Boden warf. Kurz danach erschien ein Sergeant am Eingang und rief laut:

„Sind noch mehr Frauen in der Kirche?"

Dampierre bejahte.

„Sie sollen sofort die Kirche verlassen, Frankreich kämpft nicht gegen Frauen."

Die Ordensschwestern weigerten sich zu gehen.

„Gott will, daß wir bei Euch bleiben", sagten sie. Fast mit Gewalt mußten sie hinausgedrängt werden.

Gleich darauf gingen die Windfänge der Hauptportale in Flammen auf, schwarze Wolken wie aus Schloten entquollen ihnen, dichter und glühender schwelte der Qualm. Aus braunen Nebeln züngelten die näherkommenden Flammen. Erschöpft durch den hoffnungslosen Kampf ergaben sich die Verwundeten mit der zunehmenden Atemnot stumpf in ihr Schicksal. Schon sanken einzelne ohnmächtig zu Boden.

„Dampierre", sagte Dr. Herber, von Hustenanfällen geschüttelt, „wenn jetzt kein Wunder geschieht — ist es in den nächsten Minuten mit uns zu Ende."

Zwischen das Zischen des Feuers, das knatternde Zerbrechen der eichenen Dachstuhlträger, die dröhnend auf das Deckengewölbe schlugen, mischte sich ein plätschernder Klang, als flösse Wasser herab, das auf den Boden der Kathedrale aufschlagend in tausend Tropfen verspritzte: das Blei des Daches schmolz, sprühte durch die Risse des Gesteins herab.

Der Abbé kam schwankend durch den Rauch. Seine Augen leuchteten in verzweifelter Entschlossenheit.

„Bilden Sie noch einmal den Zug", sagte er zu Dampierre, „Sie haben nichts mehr zu verlieren. Hierbleiben ist sicherer Tod. Wir wollen einen letzten Versuch machen. Ich selber werde euch führen und zu meinen Landsleuten sprechen. Sollten sie dennoch schießen, so werden sie mich als ersten treffen — und ich sterbe mit euch im Dienste der heiligen Kirche."

Noch einmal versuchte sich der Zug zu ordnen.

Die Kathedrale glich einem riesigen Scheiterhaufen. Bis zur Turmhöhe schlug die Brandung der Flammen über ihrem Rücken zusammen. Wie ein Mensch die brennende Kleidung in rasendem Schmerz vom Leibe zerrt, riß die Kathedrale Fetzen aus der Haut des Daches, schleuderte schüttelnd glühende Bohlen herab. Die Tiergestalten der Wasserspeier reckten sich auf, streckten sich weit hinaus, spien fauchend aus dämonischen Fratzenmäulern — als wären sie nach jahrhundertelangem Frondienst endlich ihrem wahren Element zurückgegeben — flüssiges Blei in silbernem Strahl. Schutzsuchend unter Baldachinen und vorspringendem Gesimse streckten Heilige die steinernen Hände hilfeflehend zu Gott oder erwarteten in demütiger Ergebenheit das nahende Ende, lächelten seraphische Gestalten in himmlischer Verzückung dem Feuertode entgegen. Der zierliche Dachreiter des Chores neigte sich, knickte kraftlos zusammen, von seinem Gipfel löste sich der kupferne Engel himmelfahrtbereit, stürzte — verdammt — kopfüber herab. Aufschreiend sausten die Glocken in die Tiefe.

Atemlos folgte die Menge dem grausigen Schauspiel. Zur Salve bereit stand das Militär.

Das Portal öffnete sich. Wie dampfender Atem schlug eine Fahne von Rauch heraus und flatterte aufwärts. Der Verwundetenzug erschien, an seiner Spitze der Abbé, als wollte er mit seinem Leibe die ihm folgenden decken. Den Blick emporgerichtet auf ein fernes Ziel, in den Händen — wie eine Anklage — ein verkohltes Kruzifix hochhaltend, schritt er blaß und schmächtig, begeistert zu göttlicher Tat wie ein Traumwandler voran.

Mit lauter Stimme forderte er die Soldaten auf, ihn zuerst zu treffen, wenn sie das Verbrechen eines vielfachen Mordes begehen wollten. Beschwörend schwang seine Stimme hinaus über den Platz, über die sich duckende Menge:

„Im Namen Gottes, des Allmächtigen, im Namen Jesu Christi und der Heiligen Jungfrau . . ."

Unschlüssig stand der Hauptmann. Die Gewehre seiner Soldaten senkten sich mit jedem Schritt, den der Abbé näherkam. Ueberwunden gab der Hauptmann die Erlaubnis zum Abmarsch.

Dem Abbé entsank das schwere Kreuz, auf seinem Antlitz lag ein verzücktes Lächeln. Ganz langsam nur konnte sich der traurige Zug vorwärtsbewegen. Jammervoll war der Anblick der Verwundeten. In versengten und zerfetzten Uniformen, die Verbände verschmutzt und durchblutet, schwankten sie bei jedem mühsamen Schritt, starrten zu Tode übermüdet ausdruckslos auf die Menge, vor Schwäche und Erschöpfung gleichgültig gegen das eigene Schicksal, zerrten sie zusammengebrochene Kameraden wie leblose Körper hinter sich, versuchten einzelne, sich kriechend fortzubewegen. Dampierre flehte den Hauptmann an, die noch im Innern der Kathedrale bewußtlos Zurückgebliebenen bergen zu lassen. Aber kaum hatte er seine Bitte ausgesprochen, als ein Teil des Gewölbes niederbrach, den Zugang verschüttend.

Ein aus der Menge geschleuderter Stein war wie ein Signal zum Angriff. Der Bann, mit welchem die Worte des Abbé die rasende Masse bezähmt hatte, war gebrochen. Schreiend forderte heranstürmender Pöbel die Tötung der Deutschen, versuchte den abwehrenden Soldaten die Waffen zu entreißen.

„Krepieren sollen die Verbrecher, krepieren!" Ein Hagel von Steinen prasselte auf die Verwundeten, der Zug kam ins Stocken. Ein Vorwärtskommen bis zu der unfernen Küsterei war unmöglich. Das französische Militär mühte sich, die Menge zurückzudrängen. Aber erst als es von einem Gefühl soldatischen Mitempfindens erfaßt, angeekelt durch das Uebermaß der Quälerei, mit der blanken Waffe vorging, gelang es, den Weg bis zu einem der nächsten halbzerschossenen Häuser frei zu machen. In die zwei kleinen Zimmer eines Papierladens wurden die Deutschen eingepfercht; saßen, lagen und hockten sie, Körper an Körper, auf dem Boden, dem Ladentisch, auf der verfallenen Treppe. Draußen lärmte der Mob bis in die späte Nacht.

In vollkommener Teilnahmslosigkeit verbrachten die Verwundeten die Nacht, sanken in todähnlichen Schlaf. Mit dem steigenden Tag erst erwachte allmählich in ihnen neuer Wille zum Leben. Seit Tagen unverpflegt, litten sie nagenden Hunger. Die Versuche der Wache, Verpflegung zu beschaffen, verliefen ohne Erfolg; es war keinerlei Vorsorge getroffen. Schließlich legten die Deutschen alles französische Geld, das sie bei sich fanden, zusammen. Für wenige Franken besorgte ein Wachtposten Schokolade.

Am Abend besuchte ein höherer französischer Offizier die Gefangenen, ließ Brot und Konserven von Sanitätern herbeischaffen und traf Vorbereitungen zur Ueberführung in ein Lazarett.

Im Morgendämmern des nächsten Tages erschien die Sanitätskolonne. In dieser frühen Stunde ging der Abtransport unbelästigt vor sich. Die Gefährte holperten über das von Einschlägen aufgerissene Pflaster, überquerten den Platz, auf dem die Statue der Jeanne d'Arc unversehrt stand. Dampierre warf einen letzten Blick auf die Kathedrale. Die brandgeschwärzten Türme ragten noch rauchend in den blassen Himmel, verstümmelt, aber ungebrochen. Zerschlagen erhob sich das gewaltige Schiff, blutend aus unzähligen Wunden, in seinen Grundfesten unerschüttert, beherrschend über die Trümmer der Häuser, auch als Ruine noch von kolossaler Majestät.

Dampierre dachte an die Kameraden, denen die Kathedrale zum Grab geworden war — an Hansjörg.

Die Wagen bogen in eine Seitenstraße ein. Unter den wenigen Fußgängern, die sich schon zeigten, entdeckte Dampierre den Abbé. Er rief ihn an. Der Priester trat näher.

„Herr Abbé, im Namen aller Deutschen möchte ich Ihnen von ganzem Herzen danken", sagte Dampierre. „Ihnen allein verdanken wir unsere Rettung."

Der Abbé machte eine abweisende Bewegung.

„Nicht mir, nicht mir", sagte er, „nur Gott." Er hob die Hände wie zum Segen.

Weiter fuhren die Wagen. Lange sah der Abbé ihnen nach.

*

Viele Monate später erfuhr Dampierre in einem Gefangenenlager der Normandie, daß der Abbé als Feldgeistlicher im vordersten Graben durch eine deutsche Granate getötet worden war.

## Paul Fechter

# Der aktuelle Wedekind

Kaum fünfzehn Jahre sind seit dem Tode Frank Wedekinds dahingegangen. Als der Zusammenbruch von 1918 erfolgte, glaubte ein Teil der deutschen Bühnen, in seinem Werk so etwas wie ein Spiegelbild der irren Zeit vor sich zu haben; es wurde große Mode, die Büchse der Pandora, die man bis dahin nur in geschlossenen Veranstaltungen hatte sehen können, den Erdgeist, Schloß Wetterstein aufzuführen. Das Werk Wedekinds erlebte einen Aufschwung, wie man ihn seinem Dichter bei seinen Lebzeiten gern gewünscht hätte, und erlebte zugleich eine völlig falsche Deutung. Eine von Anbeginn ins Amoralische absinkende, zur Beseitigung von Schranken und Hemmungen neigende Zeit übersah, daß in diesem Werk des Dichters nicht ein Revolutionär in ihrem primitiven Sinn sprach, sondern ein Revolutionär der Zukunft, ein Moralist, der nicht Schranken einreißen, sondern errichten wollte. Der Anteil, den die damalige Welt an seinem Werk nahm, beruhte im Grunde auch auf dem tragischen Irrtum, der sein Leben von Anfang an verbittert hatte. Die Zeit glaubte ihn zu verstehen und verkannte ihn so sehr, wie ihn nicht einmal die bürgerliche Welt vor dem Kriege verkannt hatte. Es war kein Wunder, daß diese Begeisterung für Lulu und Franziska, für Klara Hühnerwadel und den Springfritzen nur zu bald wieder versank: die verwirrte Zeit suchte den Zugang zu Wedekind vom falschen Ende her und fand infolgedessen überhaupt keinen. Sie versuchte, ihn für sich auszunutzen und übersah, daß dieser Dichter mit seinem fordernden Werk ein Gegner ihrer gesamten Tendenzen und ein Mann war, dessen Prophetie und prophetische Kritik erheblich mehr Kraft besaß, als notwendig war, nur die Zeit unmittelbar nach seinem Tode zu fassen und zu treffen. Der Kritiker Wedekind und der Dichter Wedekind waren viel zu stark, um als Verkünder einer Episode angesehen werden zu können, wie es die ersten Jahre nach dem Zusammenbruch von 1918 für das Reich nun einmal waren.

Wenn man heute in einer sehr veränderten Welt das Werk Frank Wedekinds wieder einmal vornimmt, erlebt man etwas sehr Merkwürdiges und Ueberraschendes. Ich habe

in der Zeit um 1920 einmal den Versuch gemacht, das Wesen dieser stärksten dramatischen Erscheinung der Zeit vor dem Kriege in seinen Hauptzügen deutend zu fassen. Das Beginnen hatte gerade damals einen starken Reiz, zugleich aber erlebte man bei der Arbeit immer wieder, daß man auf Stellen, Szenen, Aeußerungen stieß, vor denen man sich, sobald man unvoreingenommen mit dem Dichter und sich selber umging, sagen mußte: hier liegt etwas vor, zu dem der zeitliche Abstand noch zu gering ist, als daß sich die Linien und Formen der wirklichen geistigen Wesenheit schon ganz klar dem Auge des Betrachters darstellen können. Man erlebte das merkwürdige Gefühl, noch zu nah an etwas zu Umfassendem zu stehen, als daß man schon seine Totalität und seine Ganzheit mit einem Blick hätte erfassen können. Man versuchte, einen Teil dieser Unfähigkeit, Abstand zu bekommen, auf sich selber zu nehmen, auf eigenen Erfahrungsmangel und fehlendes Alter: man hatte aber zugleich ständig das Gefühl, daß das nicht nur persönliches, sondern noch allgemeines Zeitschicksal war. Die Erscheinung Wedekind mußte mit der gesamten Welle seiner Zeit erst weiter hinter den Nachgeborenen zurückbleiben, ehe man den Dichter und das Werk in der Gesamtlandschaft der Zeitgeschichte überblicken und sein wirkliches Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen konnte.

Wenn man nun, wie gesagt, heute, zwölf Jahre später, das Werk wieder vornimmt, erlebt man die Ueberraschung, daß es in der Zwischenzeit der letzten Jahre, die für die Bühnen eine Zone des Schweigens waren, in der kaum jemals da oder dort irgendein Nebenwerk des Dichters auftauchte, ein sehr anderes, viel klareres, viel mehr von seinen Rätseln preisgebendes Gesicht bekommen hat. Man sieht mit völliger Klarheit den Irrtum, den die Zeit nach dem Zusammenbruch beging, als sie glaubte, Frank Wedekind für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Man sieht, daß im Gegenteil der Dichter der „Zensur" der schärfste Gegner alles dessen war, was wir in den vergangenen Jahren in der Oeffentlichkeit und zum Teil auch im privaten Dasein erlebt haben. Aus der Perspektive des Heute wird Wedekind zum warnenden Gestalter der Unterweltmächte, die längst unter der scheinbar so gesicherten bürgerlichen Welt am Werk der Zerstörung waren — und er wird zugleich zum Verkünder der heraufkommenden neuen Kräfte, aus denen eine neue, andere, bessere Welt entstehen könnte.

Das ist nun nicht in dem Sinne zu verstehen, daß Wedekind etwa naturalistisch die organisierten Mächte der Zeit, die sich gegen das Bürgertum stellten, abgemalt hätte, daß er das Proletariat im Kampf gegen den Kapitalismus auf die Bühne zu bringen versuchte oder für eine neue Welt jenseits der beiden Gegensätze plädiert hätte. Diese Art von Dichtung überließ er Anderen; er stieg mit seinem Werk und seinen Gestalten bis da hinab, wo die eigentlichen Triebkräfte des Lebens sichtbar werden, zeigte dort die Mächte, die die bürgerliche Welt zu zerstören drohten, sobald man sie nicht in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannte und bannte. Er überließ sich mit witternden Sinnen den eigentlichen Kräften der Zeit, sah stärker und klarer denn irgendein Anderer neben ihm die Schwäche der scheinbar noch herrschenden Zeitenergien und erkannte mit einer fast unheimlichen Schärfe das Wesen und die Welt des Kommenden. Der Dichter Wedekind, in dem die Meisten nicht nur zur Zeit seines stärksten Arbeitens, sondern fast bis ans Ende einen Münchener Boheme-Typus sahen, einen Mann des Caféhauses mit erotischen Interessen, ist, das beginnt sich heute mit immer stärkerer Klarheit herauszuschälen, einer der wesentlichsten Kritiker seiner Zeit gewesen, und zwar Kritiker der Vorgänge an den Wurzeln seiner Zeit. Er hat diese Kritik nicht geübt mit Kritik, Verneinung, Ablehnung, sondern indem er visionär auf die lauernde Katastrophe hinter dem scheinbar Gesicherten wies, die Abgründe, über denen das Leben der bürgerlichen Welt dahintaumelte, sichtbar machte, und zugleich indem er zeigte, auf welchen Bahnen für ihn deutlich erkennbar das neue, lebendige Leben bereits zog. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß dieser viel Verkannte schon vor dem Ende des 19. Jahrhunderts die Kräfte des Heutigen so sehr gespürt hat, daß er erst heute wahrhaft aktuell wirkt. Nicht im Politischen, nicht

im wirtschaftlich Sozialen; das war für den Dichter Wedekind naturgemäß nur Erscheinungsform dahinterliegender Mächte; diese Mächte selber waren es, die ihn interessierten. Er sah, in welcher Richtung die Wirkung dieser Kräfte ging, und erkannte Dinge, die um so erstaunlicher waren um der Zeit willen, in d e r er sie erkannte.

Ein Beispiel: im Jahre 1898 starb Conr. Ferd. Meyer, Paul Heyse lebte noch; Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" erschien gerade, und die Jungen berauschten sich an den Versen des jungen Hofmannsthal, den damals die Münchener „Jugend" durch den Abdruck des Spiels vom Toren und vom Tode populär gemacht hatte. Bismarck starb ebenfalls in diesem Jahr; Frank Wedekind aber schrieb 1898 in seiner unfreiwilligen Muße auf dem Königstein die kleine Erzählung Minehaha oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Wenn man heute dieses merkwürdige kleine Buch liest, stellt man mit Erstaunen fest, daß hier fast alles vorweggenommen ist, was erst die Zeit nach dem Kriege an körperlicher Erziehung für die Weiblichkeit durch Sport, Gymnastik und Tanz hervorgebracht hat. In diesem Buch ist noch v o r dem Ende des 19. Jahrhunderts das ganze Körpergefühl des heutigen Menschen vorweggenommen, ist die Bewegung auf rhythmische Gymnastik hin, auf den neuen Tanz jenseits des Balletts, auf einen Sport, der tiefere Wirkungen hat als nur sportliche, von einem Dichter prophetisch vorempfunden und vorgestaltet.

Verbundenheit mit den Kräften des Kommenden war es, die überhaupt das Grundwesen des Dichters Wedekind ausmachte. Er stand zeit seines Lebens im Kampf gegen die Unlebendigkeit des bürgerlichen Daseins — nicht etwa gegen die bleibenden, im menschlichen Wesen ruhenden und aus ihm immer neu nachwachsenden Lebensformen der bürgerlichen Welt. Er begriff schon ganz früh, daß das Entscheidende eine Veränderung in den Grundlagen war, nicht in den Erscheinungsformen und den Organisationen, wie die primitive materialistische Milieulehre des Sozialismus und des aufgeklärten Bürgertums annahm. Frank Wedekind war der erste Dichter einer nicht nur theoretischen Eugenik, der Künder einer neuen Rasse, einer neuen Schönheit aus einem neuen Lebens- und Körpergefühl heraus und darum sinnvoll der erste, der begriff, daß der Anfang nicht bei den Erwachsenen, sondern bei den Kindern gemacht werden mußte. Schon der junge Wedekind hatte erkannt, daß zu der körperlichen Erziehung der jungen Mädchen eine Wandlung im Geistigen treten mußte, daß es vor allem darauf ankam, die Betrachtungsweise des Erotischen in eine andere Sphäre, eine reinere und vor allem eine wirklichere, von den Gegebenheiten der Natur ausgehende zu heben. Bereits in seinem zweiten Drama „Frühlings Erwachen", das der Sechsundzwanzigjährige 1890 schrieb, sprach er mit voller Klarheit aus, was anders werden mußte, zeigte er, wie viele Opfer die falsche Verschleierung der natürlichen Vorgänge unter den jungen Menschen forderte. Wedekind hatte schon damals begriffen, daß das wirkliche Leben von ganz anderen Kräften bestimmt wird als von Büchern und Schule, Bildung und den Bräuchen, die die Erwachsenen vor den Kindern aufbauen. Er hatte den Mut, die wirklichen Lebensprobleme junger Menschen mit ihren wirklichen, gefährlichen Triebkräften zu zeigen und zugleich mit einer überraschenden Klarheit die Problematik der bürgerlichen elterlichen Betrachtungsweise aufzuzeigen. Es ist schwer vorstellbar, daß die Unterhaltung zwischen den Eltern Melchior Gabors bereits vor mehr als vier Dezennien geschrieben wurde. Wenn man heute die Dramen aus dieser Zeit liest, bekommt man das Gefühl, daß dieser Mann mit einem ungeheuren Staunen durch seine Zeit gegangen sein muß, daß er nicht begreifen konnte, mit was für einem verdünnten Lebensabsud sich die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, ja eigentlich alle seine Zeitgenossen begnügten. Frank Wedekind verneinte die bürgerliche Welt und die bürgerliche Geistigkeit seiner Zeit nicht aus politischer Haltung oder aus der billigen Rebellion des jungen Menschen oder des grundsätzlichen Bohemien. Er hatte einfach darum keinen Zugang zu ihr, weil er aus dem Lebendigen lebte. Wenn er, wie er selber des öfteren sagt, zu den Menschen ging, die keine Bücher lasen, und in seinen Dramen

versuchte Gestalten hinzustellen, deren Wirklichkeit nicht durch fremde Begriffsinfektion verfälscht und verdorben war, dann geschah das nicht aus theoretischen Erwägungen heraus, aus einer begrifflichen Dialektik, sondern weil er in seinen lebendigsten Momenten empfand, daß aus dieser Welt der Bücher und der allgemeinen Bildung zunächst nichts Lebendiges mehr kommen konnte. Zu einer Zeit, als die Bildungsgeistigkeit noch sehr viel stärker war als heute, als es erst in ihrem Gebälk zu knistern begann, empfand Wedekind zusammen mit wenigen Menschen der jüngeren Generation bereits die Notwendigkeit, die zerstörenden Wirkungen einer nicht lebendigen, sondern nur hoch im Begrifflichen fundierten Geistigkeit einmal eine Weile auszuschalten und das wirklich Wirkliche wieder in seine Rechte einzusetzen. Wir alle, die wir etwa um eine Generation jünger sind als er, zum Jahrgang 1880, zum expressionistischen Jahrgang gehören, haben bei ihm zuerst unser eigenes Gefühl gegenüber der falschen Bildung angetroffen; wir haben es vor dem Krieg halb im Scherz, halb im Ernst des öfteren dahin formuliert, daß es dringend notwendig sei, gegenüber dem ebenso übertriebenen wie toten Bildungsbetrieb einmal eine zeitlang Analphabeten zu züchten, und daß man nicht wahllos allen Menschen Lesen und Schreiben beibringen könne, ohne Unheil anzurichten. Frank Wedekind, als Dichter aus dem Grunde weitsichtiger und vor allem weiterfühlend, sah, daß dies nur die negative Seite des Wandels sein konnte, daß es notwendig war, das Geistige nicht mehr nur aus Begriffen und gelernter Bildung, sondern aus einer anderen unmittelbaren Quelle, nämlich aus dem körperlichen Erlebnis, dem Erlebnis des Körpers, aus der geschulten Totalität der menschlichen Existenz herzuleiten. Das ist zuletzt sogar der Sinn seines berühmten Satzes vom Fleisch, das seinen eigenen Geist hat.

Es ist verständlich, daß ein Mann, der bei aller niedersächsischen Freude am Skurrilen, witzig Amüsanten, die er ebenfalls besaß, mit einer so starken unmittelbaren Kraft des Instinkts aus seinem Weltgefühl lebte, je länger desto mehr gegen die Auffassung, daß er ein amoralischer Schriftsteller sei, sich zur Wehr setzte und immer von neuem bekannte: ich bin ein Moralist. Man hat dieses oft wiederholte Wort selten ernst genommen, wie es denn überhaupt Wedekinds Verhängnis war, daß die Zeitgenossen glaubten, er mache einen Witz, wenn ihm eine Sache am meisten am Herzen lag. Die Feststellung: ich bin ein Moralist, war aber wirklich d a s Wort, zu dem er sich am tiefsten bekannte. In all seinen dunkelglühenden Gestaltungen des triebhaften menschlichen Daseins, in seiner Schönheitssehnsucht, seinem Glauben an eine neue Bildung aus dem Körperlichen, seiner Forderung einer Moral der Schönheit lebte tatsächlich weit mehr als ein nur persönliches Bekenntnis: hier griff er hinüber ins Allgemeine, alles Verpflichtende. In einer Zeit, die impressionistisch-individualistisch die Formel „Wie ich es sehe" als Wahlspruch über sich aufgestellt hatte, empfand er in dem, was er ersehnte und forderte, bereits die Grundlage einer neuen Gemeinsamkeit. Er steigerte ganz konsequent die ohnehin leer gewordene Literatur bis in die Artistik des Nihilismus, bis zum Können des Zirkus; aber er spürte zugleich, daß die Gemeinsamkeit des Körperlichen die einzig tragfähige Grundlage einer neuen wirklichen Gemeinsamkeit und damit einer neuen Moral werden konnte. Wer das Glück des Sprunges, des Tanzes, des geschmeidigen Schwunges der Glieder tätig oder zuschauend fühlt, empfindet das Gleiche wie der Nebenmann und wird mit allen, die mitspringen, mittanzen, mitsehen, in dies gemeinsame Empfinden zunächst der körperlichen Welt hineingezogen. Dies körperliche Selbst- und Mitempfinden aber ist die Vorstufe allen gemeinsamen Lebens, das für Wedekind identisch ist mit dem Leben überhaupt.

Das Kernproblem in der Dichtung Wedekinds war von Anbeginn die Beziehung zwischen den Geschlechtern, das, was man gemeinhin Erotik nennt. Man hat ihn als Satanisten der Erotik, als einen Mann zu charakterisieren versucht, für den sich zuletzt das ganze Dasein nur um diesen einen Punkt drehte. Auch hier liegt wieder einer der

tragischen Irrtümer vor, unter denen Frank Wedekind zeit seines Lebens zu leiden hatte: wirklich erotische Atmosphäre gibt es bei ihm eigentlich nur in einem einzigen Drama — das ist „Frühlings Erwachen"; die ganze übrige Dichtung Wedekinds aber ist auch da, wo sie sich um Themen der Erotik dreht, so distanziert, daß er beispielsweise neben einem so bürgerlich gemäßigten Mann wie Theodor Storm und dessen Erotik geradezu kühl und sachlich erscheint. Für Wedekind sind die erotischen Probleme lediglich Themen, Objekte der Behandlung: er geht nie in ihre Atmosphäre ein, hüllt den Leser nie in die sensuelle Welt, wie es Storm eigentlich immer tut. Der angebliche Sensualist Wedekind ist den unsachlichsten Situationen des Lebens gegenüber der erste Vertreter einer absoluten Sachlichkeit. Gewiß, er hat die Tiefen des Daseins, das unter dem Bann der Erotik steht, mit einer Unmittelbarkeit erkannt, wie kaum einer vor ihm. Es war aber nicht seine Welt, in der er sich da bewegte, sondern lediglich das Gebiet, das er als das Quellgebiet aller Verkehrtheiten der bürgerlichen Welt ansah und zeigen wollte. Die Erotik war nicht sein Thema um ihrer selbst, sondern um ihrer Konsequenzen willen. Sein männliches Dasein kreiste von Anbeginn um die Frau; sie wurde sein Problem — als Erfahrung. Er gab die schärfste Kritik seiner Epoche, indem er der literarisch und bildungsmäßig verfälschten Beziehungen zwischen Männlichem und Weiblichem seine Welt entgegenbaute, in der er versuchte, die ganze Furchtbarkeit und die ganze Größe, das Grauen und das Glück des wirklichen unverblaßten Zusammenstoßes der Mächte des Männlichen und des Weiblichen darzustellen.

Wedekind hat seine Haltung zur Welt einmal selbst zum Thema gemacht — in der Franziska. Franziska sollte so etwas wie der weibliche Faust werden und zugleich die Ad absurdum-Führung dieses Wunschtraums. In diesem Drama hat Wedekind zwanzig Jahre vor dem vorläufigen Ende der ersten Phase der deutschen Frauenbewegung die Haltung eingenommen, die etwa die heutige Jugend, das heutige Geschlecht gegenüber der damals so aktuellen und siegreichen Bewegung einnimmt. Man muß sich einmal die Zeit zwischen 1900 und 1910 zurückrufen, die Zeit der großen Ibsen-Aufführungen Brahms und Reinhardts, die Zeit, in der für die Frauen die letzten Schranken vor der Männer Kunst und Wissenschaft fielen und zum mindesten die geistige Gleichschaltung der Geschlechter erreicht schien. Die Gestalten der Dichtung, die dieses Jahrzehnt als die ihm gemäßen, als die für sein Empfinden und seine Gefühle gleichnishaften empfand, waren Nora und die Frau vom Meer, Rebekka West und allenfalls noch Hedda Gabler. Die Studentin Anna Mahr, die durch Hauptmanns „Einsame Menschen" wanderte, war ein neuer Massentypus geworden, und selbst Björnson, der im übrigen viel mehr lebendige Gesundheit mitbrachte als die andern, verfiel im „Handschuh" dem siegreichen Bann der fordernden Frauenwelt. Die Rolle, die zuerst die Jenaer Romantik den Frauen zugewiesen hatte, wenigen Frauen, auserlesenen und sehr besonderen Frauen, wurde jetzt als Recht des ganzen Geschlechts empfunden: was bisher im weiblichen Leben Mode gewesen war, erschien nur noch als eitel Possen. Die Frauenbewegung, vor allem ihre geistig bürgerliche Hälfte hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Glück und Leben bestand für die weiblichen Wesen ebenfalls im Beruf, im Studium, im Schaffen, in der persönlich isolierten Existenz, nicht mehr in der Beziehung auf den Mann, auf das Kind, auf die überpersönlich natürliche Existenz.

In diese Welt, der er von Anbeginn mit einem ehrlichen, aufrechten Haß gegenüberstand, stellte Wedekind nun seine Dichtungen, stellte er Erdgeist und Büchse der Pandora, die Tragödie von Lulu, die kaum lesen und schreiben gelernt hat und in Massen Männer der Kunst, des Lebens, der bürgerlichen Machtpositionen vernichtet. Er stellte in diese Welt seine Tragödie von Klara Hühnerwadel, die den Weg zur Kunst sucht und von vornherein an dem Lehrer, der ein Mann ist, als Frau Schiffbruch leiden muß, und bekennt bereits in Hidalla, der Geschichte von dem verwachsenen, zahnlosen Karl Hetmann und seinem Kampf für die neue Moral der Schönheit offen,

wie unsympathisch und unlebendig, wie unnatürlich ihm diese ganze Welt erscheint, in der die Hüterinnen des Natürlichen im menschlichen Leben, die Frauen, in die gleiche bürgerliche Unnatur wie die Männer nicht nur hineingezwängt werden, sondern sich hineindrängen. Zuletzt schreibt er das moderne Mysterium Franziska, schildert den Weg einer Frau, die wie Faust das Leben mit Höhen, Tiefen, Geist und allen Genüssen kennen lernen will, stellt neben sie den Gefährten wie Mephisto neben Faust, und zeigt die ganze Verwirrung auf, in die das Leben der Frau geraten war, zugleich aber auch ihre unendlich viel stärkeren ewigen Rückkehrmöglichkeiten zum Eigentlichen. Veit Kunz, eins der überlegensten der vielen Selbstporträts, die Wedekind bald in dieser, bald in jener Vermummung in seine spätere Dichtung stellte, ist trotz allem Geist und aller Lebenskenntnis der schwächere, weil die Frau immer in dem Moment Siegerin wird, in dem sie sich auf ihre Natur als Frau besinnt. Franziska findet aus allem Wust ihres Lebens in dem Augenblick den Weg in die wirkliche Freiheit, sowohl von Veit Kunz wie von dem bloßen Manntier Breitenbach, in dem sie sich auf ihren eigentlichen Beruf, auf das Kind und den Mann als Vater zu diesem Kinde besinnt. Das Schlußbild des Mysteriums in Dachau mit Liebe, Güte, Kinderjubel und Ehe ist der bitterste Hohn Wedekinds auf den Glauben seiner Zeit an die unbeschränkten Entwicklungsmöglichkeiten der Frau, die bitterste Kritik an seiner Epoche und ihrem dünnen Glauben, die er je geübt hat — und heute von einer unheimlichen Aktualität. Der männliche Faust endet wenigstens im Himmel der Seligen, nachdem er den Kreislauf seines Lebens vom Geist zur irdischen Tüchtigkeit durchlaufen hat; der weibliche, der es dem Mann gleichtun will, endet damit, daß er den geistig wie den sinnlich Starken sitzen läßt und in die Ruhe der einst so verachteten bürgerlichen Ehe flüchtet. Diese Tragödie Franziska ist die prophetischste Kritik an den Frauen, die sich im Werk Wedekinds findet. Es ist, als ob er hier die Stimmung vorweggenommen hat, die damals nur ein kleiner Kreis unter den Jüngeren mit ihm zugleich empfand, die heute aber von der neuen Bewegung zum neuen Gesetz gegenüber der weiblichen Welt erhoben worden ist.

Man hat Wedekind des öfteren einen Dichter aus der Welt Schopenhauers genannt, bei dem der Wille, der Trieb, der Urgrund des Lebens niemals zur Ruhe kam. Man übersah, daß Wedekind mindestens eine gleich starke Beziehung zu der geistigen Seite hatte, daß er nicht nur den verfluchten höllischen Trieb, wie es im Totentanz heißt, ganz genau kannte, sondern ebenso die Wirkungen des Geistes, die zuletzt die gleichen zerstörenden sind. Wenn am Schluß von Schloß Wetterstein der reiche Amerikaner Mister Tschamper sein Opfer Effi zum freiwilligen Tod um seinetwillen bringt, dann stellt sich, wenn man zurücksieht auf den Schluß der Büchse der Pandora, hier eine sehr merkwürdige Erkenntnisentwicklung über Wesen und Wirkung des Geistigen dar. Jack, der Lustmörder, der Lulu tötet, bringt die Lösung noch gewaltsam; er begeht eine Tat, setzt sich ein, weil er mit seinem Gefühl beteiligt ist. Tschamper, ohne jedes Gefühl, entleerter Geist und Genußwillen, ist Herr über Leben und Tod, isoliert, unverbunden, und der Anblick des Todes wird ihm zuletzt die einzige noch mögliche Lust in dieser öden Welt. Es ist, als ob hier eine Erkenntnis aufdämmert, die später Ludwig Klages weiter ausführte, als er von der Seele her dem Geist den Krieg erklärte und das Leben gegen seine vernichtenden Wirkungen in Schutz nehmen wollte.

Frank Wedekind hat sicherlich wenigstens in einzelnen Zeiten seines Lebens sich mit ähnlichen Erkenntnissen herumgeschlagen. Das Seltsamste und Persönlichste seiner Werke aus diesem Bereich ist das kleine Drama „Zensur" — persönlich nicht darum, weil Wedekind hier in der Gestalt des Schriftstellers Buridan mit dem katholischen Zensor Doktor Prantl um die Freigabe seines Dramas Pandora ringt, das man wieder einmal verboten hatte, sondern weil in diesem Drama eben in der Unterhaltung

zwischen Prantl und Buridan ein paar Momente aufleuchten, in denen der Moralist Wedekind auf einmal skeptisch vor den Ergebnissen des eigenen Geistes, vor seinem Schaffen und vor der Berechtigung des eigenen Werkes zu stehen scheint. Er gibt diese Erkenntnis naturgemäß nicht ausgesprochen; das wäre eines Künstlers im höchsten Maße unwürdig, wie er selber sagt; sie schwebt aber deutlich fühlbar über dieser Unterhaltung. Der Dichter Wedekind scheint plötzlich eine Ahnung bekommen zu haben von der Notwendigkeit des ewig Bürgerlichen für die Menschen ohne die dichterische Beziehung auf das Unmittelbare, von den ungeheuren Gefahren, denen das Leben sich selber aussetzt, wenn es unmittelbar, rein aus sich leben und sich auswirken will — und von der Gefährlichkeit der Werke, die diese Unmittelbarkeit geben. Der große Verehrer Kleists, der über alles die Penthesilea liebte, scheint hier die gleiche Erfahrung gemacht zu haben wie ihr Dichter im Prinzen von Homburg, daß nämlich zuletzt über dem Leben ein Gesetz, eine Ordnung, und sei es die kleine der bürgerlichen Welt, stehen muß, wofern nicht die Beziehung auf das Leben an sich, wie er sie in seinen Werken suchte und gab, für die, die damit in Berührung kommen, tödlich werden soll. Er muß von daher schon sehr früh aus den Erfahrungen des gelebten Lebens zu einer sehr persönlichen Auseinandersetzung mit der Moral gekommen sein. Er stieß dabei auf eine Erkenntnis, die erst heute da und dort langsam heraufzuwachsen beginnt, daß nämlich Moral wirklich mit einer leisen Variation des alten Vischerschen Worts sich von selbst versteht. Bereits im Marquis von Keith findet sich das merkwürdige Wort: Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Und weiter: gute Geschäfte lassen sich nun einmal nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung machen. In diesen beiden Sätzen des Marquis liegt im Kern die Erkenntnis, daß Moral nicht, wie vor allem das ausgehende 19. Jahrhundert glauben wollte, eine jeweils zeitgebundene Sammlung von Gewohnheitsvorschriften ist, die ihre Gültigkeit nur innerhalb der Bereiche der bürgerlichen Menschen haben und für die souveränen Individuen keine Gültigkeit besitzen. In ihnen liegt der Keim der Einsicht, daß die moralischen Gesetze jenseits ihrer metaphysischen oder theologischen Begründung und Einkleidung die exakte Parallele zu den Gesetzen der Naturwissenschaft darstellen. Wie die sich als Notwendigkeitsformulierungen aus dem Verhalten der körperlichen Welt ergeben, zu dem die sich bequemt, um innerhalb einer gewissen Ordnung überhaupt die Existenz zu behalten, welche allein durch Ordnung garantiert wird — genau so ist es im seelischen Bereich. Die Gesetze der Moral sind die aus dem wissenschaftlich feststellbaren Verhalten und Schicksal der Seele sich ergebenden Regeln für das menschliche Tun, nach denen der Mensch leben muß, um mit Wedekinds Worten möglichst gute Geschäfte zu machen, und zwar in sich wie außer sich. Sünde ist nach zwei Seiten ein schlechtes Geschäft; einmal innerhalb der menschlichen Gesellschaft, weil sie den, der sie begeht, heraushebt aus der Ordnung, die das richtige Verhalten, das moralische, garantiert — zum zweiten aber auch innerhalb der Seelenwelt des Einzelnen. Sie bringt nicht nur das äußere Gefüge der Menschheit in Unordnung, sondern ebenso das innere Gefüge des Einzelnen. Sie zerstört seine innere Anlage, vernichtet sein seelisches Kapital, hindert es am Zinsenbringen nicht nur, sondern zehrt es überhaupt auf. Die Moral erweist sich trotz Nietzsche, der gerade damals, als der Marquis von Keith entstand, höchste Mode zu werden begann, nicht als eine schwächliche christliche Erfindung, sondern als ein Gegenstück zu der streng kausalen äußeren Gesetzlichkeit der Natur, die niemand ungestraft verletzen kann, ohne Katastrophen unberechenbaren Ausmaßes heraufzubeschwören. In der Natur liegen diese Katastrophen bereits in ferner Vergangenheit, und übriggeblieben ist die Ordnung der Gestirne, der Planeten, der Jahreszeiten, der Atome; innerhalb der seelischen Welt spielen die Katastrophen sich immer von neuem ab, wofern der Mensch nicht zu der Einsicht kommt, daß auch die Seele genau wie der Kosmos einer Gesetzlichkeit untersteht, einer Moral,

die sich mit Notwendigkeit aus ihrem Dasein als Codex ihrer immanenten Gesetze ergibt.

An diesem Punkt bekommt die Welt Frank Wedekinds vielleicht ihre größte Tiefe und eine Bedeutung, die auch heute noch nicht abzusehen ist. In diesen Andeutungen — man findet entsprechende Sätze und Szenen auch in dem späteren Werk — zeigt sich seine Selbständigkeit innerhalb einer geistig völlig anders orientierten Welt noch stärker als auf dem rein literarischen Gebiet. Man darf nicht vergessen, diese Einsichten hatte ein Mann zu einer Zeit, die dem Religiösen mit der Indifferenz einer selbstsicheren Aufklärung, der Ethik mit der angenehmen Ueberlegenheit gegenüberstand, die die Berufung auf einen gerade modern werdenden Philosophen, wie es Nietzsche damals war, in den Einzelnen weckt. Wedekind besaß die Kraft, so sehr seinen Weg ohne Verfälschtwerden durch andere zu gehen, daß er auf diesem Gebiet Einsichten vorwegnahm, die wie gesagt erst heute auch von anderen gedacht und weiter verfolgt zu werden beginnen. Der immer wiederkehrende Satz im Werk Frank Wedekinds: ich bin ein Moralist — bekommt von diesen Erkenntnissen aus seine innere Berechtigung: ein Mann der zu Einsichten von diesen Ausmaßen kommen konnte, sah das Leben trotz all seiner von Jahr zu Jahr stärker sichtbar werdenden künstlerischen Energie tatsächlich von einem noch höheren Gesichtspunkt, nämlich vom Ethischen aus. Wedekind muß einmal diese kommende und dann vielleicht endgültige Fundierung des Ethischen sehr stark erlebt haben, also daß er immer von neuem das Bedürfnis empfand, sich gerade zu dieser Seite seines Werks ausgesprochen zu bekennen. Er war von diesem Punkte aus der schärfste Kritiker seiner Zeit, die den Ehrgeiz hatte, die Moral, die Ethik durch eine gewisse gesetzliche Ordnung des Aeußeren zu ersetzen, die inneren Hemmungen des Menschen aber, die sich aus der immanenten Gesetzlichkeit des Ethischen von selbst ergeben, nach Möglichkeit auszuschalten. Und es war wieder eine echt Wedekindsche Tragik, die sich hier auftat: die im Grunde selber amoralische Zeit schalt ihn unmoralisch und sah überhaupt nicht, daß vor ihr einer der strengsten Richter sich aufreckte.

Hans Werner

# Das Ende der Psychoanalyse

Der Gute Ist und braucht nicht Gewalt;
Ist und rüstet sich nicht mit Glanz;
Ist und brüstet sich nicht mit Ruhm;
Ist und stützt sich nicht auf Tat;
Ist und gründet sich nicht auf Strenge;
Ist und strebt nicht nach Macht.

Lao-Tse

## I.

Der Mensch unserer Tage, der immer seltener aus sich heraus zu leben und sich organisch zu entwickeln vermag, treibt immer häufiger als Patient in die Sprechstunde des Arztes oder als — mehr oder weniger kostbares — Strandgut hin zu einem nichtärztlichen Mitmenschen. Durch die Psychoanalyse ist genug Wissen um die unbewußte Tiefenschicht des Menschen in Laienkreise gedrungen, daß nahezu jeder Gebildete versucht ist, mit ihren Methoden an andern Menschen herumzuschlüsseln, ohne zu ahnen, welche Mächte er damit entfesseln und — zu eigenem und fremdem Verhängnis — dann nicht mehr bändigen kann.

Neben der Psychoanalyse mit ihrer lehr- und lernbaren Methode, die viel umlärmt wurde und viel gelärmt hat, ging jedoch — lange Zeit überhaupt nicht beachtet — ein andres, uraltes Wissen um den Menschen einher, andern Ursprungs und andern Zieles.

Durchwandert man das Lebenswerk des früh verstorbenen Hans Prinzhorn, so drängt sich das Empfinden auf, daß hier der stille Gegenspieler und Ueberwinder Sigmund Freuds, der Entgifter der Psychoanalyse, den mächtigen Felsblock aufgerichtet hat, aus dem das Bild des Menschen herauszuformen dem Späteren gelingen muß und wird.

Es ist kein Zufall, daß Hans Prinzhorn der erste war, der in seinem „Gespräch über Psychoanalyse" die Achillesferse dieser Lehre sah und treffsicher nach ihr zielte. Die Psychoanalyse ist das rationalistischste Denkgebilde, es zerlegt den Menschen in Bewußtsein und Trieb und sieht alle Krankheit als Triebstörung, alle Heilungsmöglichkeit in der Bewußtmachung und Auflösung verdrängter Anfechtungen. Freuds Psychoanalyse, aus mehr oder weniger starken Machtimpulsen und Bemächtigungsantrieben gespeist, stellt mit ihrer Methode eine Gleichung auf, die, solange es Seelen und Seelenleidende geben wird, nie aufgehen wird: völlige Preisgabe des Innersten (von seiten des Hilfesuchenden) gleich Handhabung der Methode (von seiten des Helfers).

Das Augenmerk sei hier lediglich auf den Umstand gelenkt, daß die gesamte Freudsche Bemühung um den kranken Menschen lediglich die Triebsphäre umkreist und daß von einer sogenannten Seele nirgendwo die Rede ist.

Die Prinzhornsche Psychotherapie hingegen gilt einzig und allein dieser Seele. In ihr ist das Unbewußte nicht, wie in Freuds Sexualsystem, ein Störungsmoment, sondern umgekehrt sogar der stärkste Heilfaktor der Seele, die der eigentliche Träger aller lebendigen, „bewußtlos bildenden", schöpferischen Wesenskräfte ist. Damit steht, wie Freuds Psychoanalyse für den Materialismus und Rationalismus steht, Prinzhorns Psychotherapie für das uralte Seelengut des deutschen Menschen.

Soll im Nachfolgenden der Versuch gemacht werden, den Seelenführer abzugrenzen gegen den Analytiker, so sehen wir zwar in Freud und Prinzhorn zwei Aerzte am Werk, den Psychoanalytiker und den Psychotherapeuten. Aber wir werden sehen, daß es sich dabei nicht um medizinische, sondern um letzte menschliche Fragen handelt.

Wurzel- und ehrfurchtslos, herrsch- und machtsüchtig auf Wirkung bedacht, steht der analytische Mensch mit seiner überzüchteten Ratio dem Weltganzen und den Menschen gegenüber. Der seelenführende Mensch dagegen *will* nicht etwa bergen oder führen, sondern er *ist* ganz einfach die Bergung und die Führung, so wie er nie auf Wirkung bedacht sein muß, weil er die Wirkung ganz einfach *ist*. Sein Hirn dominiert und frevelt nicht gegenüber der Großen Mutter, die ihm das Siegel ihrer Hoheit auf Stirn und Lippen drückte, denn der Seelenführer existiert nicht aus der Selbstvergottung des Geistes, sondern er trägt das Erbe der Großen Mutter in sich, ist ihr dienstwilliges Kind und beugt sich noch in der höchsten Geistleistung ehrfürchtig erschauernd vor ihrer Majestät. So ist er nicht zerspalten in Intellekt und Trieb, sondern ein organisches Ganzes, und als solches gleicht er dem Baume, der geheimnisvoll die Kräfte der Erde, des Dunkels, des Blutes in sich saugt und sie hinaussendet in den Wipfel, der breit und bergend den Mächten zu Dank ist, die ihn nähren. — (Hier geht uns mit einem Male auf, weshalb eine Erscheinung wie diejenige Goethes immer wieder mit einem Baume verglichen ward und wird.)

So wie der analysierende, unsichere, vom Lebensgrund abgespaltene und unorganische Mensch immer zuerst nach den Schwächen des Hilfesuchenden fragt, um sie durch Bewußtmachen aus den Tiefen herauszureißen und aufzulösen, so fragt der seelenführende, starke und lebenssichere Mensch immer zuerst nach den *Stärken*, um an sie anknüpfen zu können. Er sieht seine Aufgabe nicht im Auflösen und Bewußtmachen, sondern er macht sich zu einer Erdleitung für den Geführten und schließt seine

unbewußten Kräfte an die lebenzeugenden und lebennährenden Mächte des kosmischen Laufs an. Analytiker kann man daher „werden" in einer Schulung, die auf alle Fragen Antwort heischt, nur nicht auf die eine, wichtigste: „Wer bist Du?" Seelenführer aber muß man ganz einfach „sein".

Psychoanalyse kann sich speisen aus dem Herrschtrieb und der Wißbegierde einer übersteigerten Ratio — die Psychotherapie hingegen kann nur leben aus dem Liebesdrang schenkender Wesensfülle, und zwar aus dem Liebesdrang des schwingenmächtigen und beschwingenden Eros paidagogos.

Der nun ist keine „Methode", sondern das gewaltigste Phänomen in der menschlichen Seelengeschichte, ihn kann nur der Eingeweihte beschwören, deshalb ist er nicht lehr- und lernbar, ja, er bleibt, wie jedes Lebensgeheimnis, nur ein Wort für Jeden, der das Rauschen der mächtigen Schwingen niemals über seinem Haupte vernahm — der nie umzuckt war vom Anblitz solcher Feuer.

Wer des Eros paidagogos nicht mächtig ist, der allerdings kann an die Stelle der Psychoanalyse nichts Besseres setzen und tut gut daran, sich in der Stahlkammer der Methode zu sichern und dies Surrogat für den „weltenschöpferischen Eros" einzusetzen. Es können dabei — günstigstenfalls — gute Durchschnittsleistungen geschehen. Wehe aber dem Hilfesuchenden (und wehe auch dem Methodiker!), wenn in dem Kranken, wie der Schmetterling in der Puppe, eine Persönlichkeit steckt, ein Mensch und ein schaffender Mensch! Das Gehäuse solcher Naturen sprengt keine Methode, sofern die Hand, die sie anwendet, die magische Kraft nicht hat, Methode zu verwandeln in Erlebnis, und zwar in das einzige Erlebnis, das Seelen die Blüte und die Frucht bringen kann: — in den Eros paidagogos, der herausbricht aus dem Führer und den Geführten auf die Schwingen nimmt.

Hier stimmt die Gleichung. Dem vollen Einsatz des Geführten steht das volle Risiko des Führers gegenüber, vermehrt um das Gewicht der Verantwortlichkeit. Und während die Psychoanalyse bestritten wird von System und Methode, wird die Psychotherapie bestritten aus dem menschlichen Bestand des Führers, der Arzt sein kann, aber nicht Arzt sein muß. — Grundbedingung für solches Führerwesen, wie es die Psychotherapie voraussetzt, ist, daß für den Seelenführer gelten muß, was Zelter zu Goethe sagte: „Du bist im Mutterleibe der Natur so hübsch zu Hause". Dazu gehört, daß er des Kosmischen inne ist und zugleich des Menschlichen — des Menschlichen weit genug, um den Menschen zu erfassen als das tragische Leid-Wesen, und des Kosmos tief genug, um — nach Prinzhorn — „Sinn für lebensgerechte Ordnung" zu haben und alle Heilung für den Menschen nur darin zu suchen, ob und wie weit es gelingt, ihn in der kosmischen Ordnung wieder zu bergen.

Zum Psychoanalytiker reicht es aus, wenn einer die Methode beherrscht und über einen überlegenen Intellekt verfügt. Der Psychotherapeut hingegen, wie ihn Prinzhorn dargelegt und aufgefaßt hat, muß in einem bestimmten Sinn ein Goethescher Mensch sein, das heißt: er muß der Großen Mutter angehören, und die Menschen müssen ihn empfinden als das, als was sie Goethe empfunden haben: — als eine Natur.

## II.

Würde das bis hierher Gesagte stimmen, so müßten wir in Goethe selbst den ersten und größten Psychotherapeuten besessen haben. In der Tat entdecken wir — von Prinzhorn herkommend — an Goethe Züge, die bislang nicht gesehen werden konnten, nämlich eine unbewußte Wirkung der in diesem gewaltigen Manne beschlossenen Natur auf die Andern, ja in einigen Fällen sogar ein unbewußt-bewußtes psychotherapeutisches Verhalten — Im knappen Rahmen dieser Ausführungen sind uns nur skizzenhafte Hinweise möglich. Wir haben ziemlich deutlich drei Gruppen von Menschen vor Augen, auf die Goethe entscheidend wirkte: einerseits genialische Naturen, die, die Strahlen-

bündel dieser Sonne kreuzend, aufflammten zu aus sich selbst leuchtender Wesenheit — Karl August von Weimar nämlich und Schiller. — Ferner Menschen, die wie durch einen Zauber überhöht wurden, als sie in Goethes Bannkreis gerieten: Zelter, Tobler, Marianne v. Willemer und Eckermann. Und schließlich — außer seinen Dienern und beruflich Untergebenen — Menschen, die tatsächlich Seelenleidende gewesen sind und die Goethe im vollsten Sinn des Wortes zu behandeln und zu führen suchte: Lenz, Plessing, Krafft und Herders Frau.

Auffallen muß sogleich, daß Fritz v. Stein nicht erwähnt wird, der doch sonst unter Goethes Zöglingen in vorderster Reihe zu stehen pflegt. Er scheint für den Eros paidagogos das leuchtendste Beispiel, in Wirklichkeit ist der Eros paidagogos gerade hier nicht echt gewesen, sondern nur mittelbar. Fritz v. Steins Gestalt leuchtet im Abglanz der Feuer, die zwischen Goethe und seiner Mutter glühten, aber dies Licht ist trügerisch, und der Glanz erlischt mit Goethes Liebe zu Frau v. Stein hüben und drüben.

Hingegen offenbart sich der Eros paidagogos in Goethes Mentorschaft über Karl August. Nicht indes er tadelt, erzieht und abwägt, sondern indem er liebt, mitlebt und sich ganz riskiert, folgt Goethe seinem Herzen durch alle Jugendwirren und -krisen, um schließlich aus der Hülle des zügellosen Knaben einen der fürstlichsten Fürsten seiner Zeit ans Licht zu treiben. Kein Erzieherpathos der Rede, ein Erzieherpathos der vollen Seele atmet in dem Gedicht „Ilmenau", und niemand kann sich diesen Mentor vergegenwärtigen und das Glücksgefühl, von ihm die Brandfackel in die Seele geworfen zu bekommen, ohne dem greisen Karl August das Wort zu glauben, das er nach einem halben Jahrhundert zu Goethe gesagt haben soll: „Ach, achtzehn Jahr und Ilmenau!"

Goethe hat in seiner Mentorschaft über Karl August das gewittert, was Prinzhorn den „prometheischen Frevel" nannte, und sein Führer-Eros trug die volle Verantwortung mit aller Pein und allem Glück.

„Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar —
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme" — —

so erschrickt der junge Führer vor der jäh im Geführten entfesselten seelischen Gewalt.

Schiller ist, da er Goethe begegnet, kein Jüngling, sondern ein Mann, und er begegnet dem gereiften Goethe. Er erlebt eine Erscheinung, die wirkt, indem sie sich einfach darstellt. In Goethe tritt die Natur, tritt die Weltsicherheit in Schillers Dasein, er erfährt an Jenem, was ihm mangelt, und wird verwandelt, indem er das große, stille Gestirn, das über seinem Leben aufgegangen ist, nur anschaut.

Auf anderer Ebene vollzieht sich Goethes Wirkung auf die Naturen, die, um einmal absichtlich fast genau in den Ton von Prinzhorns „Psychotherapie" zu verfallen, in der Begegnung mit ihm „ihr Optimum erreichen".

Hätte nämlich Frau von Stein recht mit ihrer Behauptung, Goethes Naturfragment stamme gar nicht von Goethe, sondern „vom Tobler", so wäre dieses Naturfragment etwas noch Ungeheuerlicheres, nämlich eine reine Manifestierung des Eros paidagogos. Ein durchschnittlicher junger Mann, nie vorher und nie nachher fähig, etwas Bemerkenswertes hervorzubringen, wäre danach in Goethes Bannkreis geraten und hätte nun, überwältigt von dieser Erscheinung, der Großen Mutter dies Gebet entgegengejubelt.

Zelter, der dem strahlenden Gestirn selig entgegenblüht, möge selbst sprechen: „Hätte ich doch das Glück 20 Jahre eher gehabt, in Ihren Kreis zu geraten! ... So viele Jahre habe ich mein Innerstes verhehlt und Sie haben den Schleier weggezogen. Von

meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie sein könnte." „Ein neuer Geist ist in mir erweckt und wenn ich je etwas hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gnade ist und woher sie kommt."

Marianne von Willemer steht zwar im Lichte eines andern Eros, aber ihre Dichtungen sollen wenigstens erwähnt werden als wundervolle Zeugnisse der Wirkmacht Goethes.

Eckermanns hingeopfertes Leben im Banne des greisen Magiers hat uns bisher blind gemacht dafür, daß dies Dasein sich keinem andern hingab als seinem Bewahrer und Hüter. Die nächtigen Dämonen, vor deren umdunkelnder Umklammerung den späten Eckermann nur der Tod bewahrte, hätten sich seiner Anlage nach des Romantikers Eckermann genau bemächtigt wie vieler seiner Wesensgleichen, wäre seine Existenz nicht aufgehängt gewesen über solchen Abgründen an Goethes Dasein und Goethes Werk. In Eckermann war das enthalten, was Prinzhorns Psychotherapie den „Persönlichkeits-Kern" nennt. Von ihm aus vermochten die Strahlungen Goethescher Wirkmacht die rührende und in ihrer Hingabefähigkeit große Wesenheit ans Licht zu locken, die uns „Eckermann" heißt.

Anders verhielt es sich bei Lenz, bei dem eine beginnende Geisteskrankheit den Persönlichkeitskern ausgehöhlt hatte, so daß die Brücke von Mensch zu Mensch, die psychotherapeutische Bemühung des Seelenführers schlagen möchte, keinen Stützpunkt fand. Hier war an nichts Beständiges mehr anzuknüpfen, und so versagte auch eine Helferpersönlichkeit vom Ausmaß eines Goethe. Wo sich Keime vorfanden, da lockte Goethes Ausstrahlung sie ans Licht. Bei Lenz fing sich diese Strahlung in einem Hohlspiegel, und wir sehen seine Wirkung nur in ungeheurer Verzerrung: in der grotesken Sucht, den Einzigen und sein Wesen nachzuäffen.

Plessing, dessen Denkmal Goethes „Harzreise" ist, wandte sich an Goethe, der ihn unerkannt aufsuchte, sich ein Bild von seinem Wesen und seinen Möglichkeiten machte und ihn durch seine stete und sichere Führung wirklich seinem verschrobenen Zustande entriß. Er wurde aus einem verbitterten, sozialen Eigenbrötler ein tüchtiger Gelehrter, der dank Goethes Eingreifen einem kritischen und nicht ungefährlichen Entwicklungsstadium entwuchs.

Krafft, von dem wir nur wenig wissen, war ein Lotterieeinnehmer, der durch ein vielleicht wirkliches, vielleicht auch nur eingebildetes Verschulden aus seiner Bahn geraten war und ohne Erwerb und Ziel unter schwerem seelischem Druck dahinvegetierte. Goethe, der bis zu Kraffts Tod, sieben Jahre lang, wirtschaftlich für ihn aufkam, lud sich auch seelisch seine Existenz auf. Er wußte das Selbstgefühl Kraffts wieder zu beleben, gab seinem Leben wieder Inhalt und Aufgabe und übertrug schließlich dem Schützling die volle Verantwortung für ein anderes Menschenschicksal.

Kommen wir schließlich in der Reihe der Vielen, die sich der Fürsorge Goethes erfreuen durften, auch auf Herders Frau, so könnte sich hier ein einziges Mal die Psychoanalyse auf das „seelische Kunststück" berufen, das Goethe der Frau v. Stein gegenüber erwähnt. Goethe hat Herders Frau über unangenehme Reise-Erlebnisse eines Tages dadurch hinweggeholfen, daß sie ihm alles erzählen mußte, eignes und fremdes Verschulden, und daß er ihr dann sagte, mit dem Aussprechen wären diese Dinge erledigt. Obwohl das Experiment glückte, konnte Goethe diese kümmerliche Seele, in der er dem Führer und Erwecker seiner Jugend lebenslänglich diente, nicht zur vollen, reifen Blüte bringen — zu ihrem eigenen und Herders Unheil.

Jedenfalls zeigen uns diese kurzen Hinweise auf die mannigfachen Goetheschen Wirkungen, daß hier fördernd, bergend und sichernd, absichtlich oder ahnungslos praktische Menschenführung getrieben worden ist in ganz neuzeitlichem Sinn, weil eben mit Mitteln, die ganz aus dem eignen menschlichen Bestand genommen waren. Vermag

auf dem Gebiete der Psychotherapie ein Arzt genau das zu leisten und zu geben, was er als Mensch aufzuweisen hat, so erhellt daraus unschwer, welch hoch bedeutender Seelenführer Goethe von Natur aus gewesen sein muß und — wie wir sahen — tatsächlich gewesen ist. Er schuf, des „weltenschöpferischen Eros" mächtig wie kein anderer, zwischen sich und Jedem eine neue Welt. Er wollte nie einem andern Menschen sein Gesetz aufzwingen, sondern er erforschte das Gesetz, nach dem Jener angetreten war, und half ihm, es erkennen und erfüllen. Weiter kann es auch der modernste Seelenführer nicht bringen. Nicht um mehr — aber — und das war kühn — auch nicht um weniger ging es für Hans Prinzhorn, der es wohl wagen durfte, sich in seiner „Psychotherapie" auf solchen Ahnherrn zu berufen.

R. P.

# Der konservative Bauernkrieg

## Bemerkungen am Rande eines Buches

„Welcher will frei sein,
Der zieh her zu diesem Sonnenschein!"
(Inschrift einer Bundschuh-Fahne).

I.

Nach Bauernunruhen in Flandern, in Frankreich und England, denen Wicliff einen entscheidenden Anstoß gab, brach in Deutschland nach einer verhältnismäßig kurzen Vorbereitung eine Bauernbewegung aus, die so gewaltige Ausmaße annahm, daß kluge Diplomaten dieser Zeit ernstlich den Gedanken erwogen, daß durch sie die Notwendigkeit einer völligen Neuordnung der Welt gegeben sei. In ihren Anfängen war die Bewegung in Deutschland keineswegs eine Revolution, die von einem verelendeten Stande zur Besserung wirtschaftlicher Not unternommen wurde. Im Gegenteil waren überall die Führer Bauern aus Schichten, die über materielle Not nicht zu klagen hatten. Es handelte sich ausgesprochen um den Kampf einer bodenständigen Schicht um Wiederherstellung des alten organischen Rechtszustandes gegenüber landesherrlichen Versuchen, die bäuerliche Autonomie zugunsten des landesherrlichen Zentralismus zu brechen und altes gewachsenes Recht durch neues Recht abzulösen. Die Bewegung war in ihrem Kern konservativ-revolutionär.

An diesem Tatbestande wird nichts dadurch geändert, daß sich im Verlaufe der Bewegung und der Kämpfe wie in jeder Revolution einzelne radikale Führer kommunistische Grundsätze zu eigen machten. Der Kern der Bewegung blieb davon unberührt.

Ueberall, wo die Bauern sich zur Wehr setzten und sich zusammentaten, in Oesterreich, in der Schweiz, am Rhein, in Süd- und Mitteldeutschland kam es zu starken Anfangserfolgen. Ihnen folgte aber bald ein schneller Zusammenbruch und eine grausame Ahndung, die dazu führte, daß die Bauernschaft für lange Zeit als Stand aus der deutschen Geschichte ausschied.

II.

Die Klagen der Bauern richteten sich in erster Linie gegen die ununterbrochenen Versuche, ihre Lage als Stand zu verschlechtern. Die Landesherren, deren es damals in den von der Bauernbewegung ergriffenen Gebieten unzählige gab, weltliche wie

geistliche, versuchten den absoluten Untertanenstaat, der ihnen als Erfordernis der neuen Zeit erschien, unter allen Umständen durchzusetzen. Das geschah vor allem auf dem Wege, daß man die Leibeigenschaft für die Bauern gleichmäßig durchzuführen versuchte. Dies war für die Bauern entscheidender als die Auferlegung neuer, schwerer Dienstleistungen und neuer Steuern und des „Ungeldes", d. h. allgemeiner, indirekter Steuern. Der Kampf der Bauern war zuerst nichts weiter als ein Kampf um das „alte Recht", ja, auch in den späteren radikalisierten Ausläufern spielte das alte Recht die Hauptrolle, und man kann auch in dem Ausbau der Forderungen den Versuch sehen, auf Grund der alten organischen Rechtsordnung eine völlige Neuordnung des gesamten Staatslebens durchzusetzen. Die Theorie, daß die Bauernbewegung eine Elendsrevolution gewesen sei, ist nicht haltbar.

Aber die furchtbare Tragik der ganzen Bewegung und damit die Gründe für ihr Scheitern liegen in dem Umstand, daß ein Stand ohne Fühlungnahme mit dem andern und ohne Rücksicht auf die Interessen der anderen Stände für sich allein eine völlige Neuordnung der staatlichen Verhältnisse durchzuführen versuchte, und daß sich ihm die entscheidenden Instanzen, der Kaiser und Luther, versagten. Denn in der Bewegung machte sich immer stärker das Bestreben geltend, mit dem Kaiser und mit dem Reformator, der der Gott des gemeinen Mannes war, einen Idealstaat zu gründen, in dem der Bauer anfangs sein altes Recht, später die allein maßgebende Stellung erhalten sollte. Der Kampf um das alte Recht wurde durch die Verbindung mit der Reformation radikal, und das außerordentlich starke revolutionäre Element des Christentums kam zum vollen Ausdruck in dieser Bewegung. Hier kämpfte ein Stand, ausgehend vom alten Recht, um das sogenannte „Göttliche Recht", ein Ausdruck, der auf Wicliff zurückgeht, der praktisch zunächst auch durchaus vernünftige Forderungen stellte, bis er durch Wirrköpfe so radikalisiert wurde, daß es sich um eine grundstürzende Revolution handelte.

Die berühmten 12 Artikel, die am 27. Februar 1525 der Memminger Kürschnergeselle Sebastian Lotzer aufstellte, verlangten im ersten Artikel für jede Gemeinde das Recht, ihren Pfarrer selbst zu wählen und ihn zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. In allen anderen Artikeln, die sich mit Abgabe, Jagd- und Fischgerechtigkeit, Wildschaden usw. beschäftigten, kommt immer die Achtung vor der Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen zum Ausdruck. Ebenso Unzufriedenheit über die immerwährenden Aenderungen der Gerichtsbarkeit und die nicht abreißenden Versuche der Landesherren, ihre Befugnisse auszudehnen. Für die Gesinnung der Bauern aber ist der Artikel 12 besonders kennzeichnend. „Ist unser Beschluß und endliche Meinung, wenn einer oder mehr der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären..., von denen wollen wir abstehen, wenn man es uns auf Grund der Schrift erklärt. Wenn man uns schon etliche Artikel jetzt zuließe, und es befände sich hernach, daß sie Unrecht hätten, so sollen sie von Stund an tot und absein. Desgleichen wollen wir uns aber auch vorbehalten haben, wenn man in der Schrift noch mehr Artikel fände, die wider Gott und eine Beschwerde des Nächsten wäre".

Die Bauern begnügten sich, das zu fordern, was sie mit dem Göttlichen Recht begründen zu können glaubten. Sie erkannten ohne weiteres an, daß das Göttliche Recht den Bauern Pflichten und Lasten auferlegt, die er willig auf sich nehmen muß. Bedingungslos waren nur die Forderungen auf die Wiedergabe des Evangeliums, die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde und die Aufhebung der Leibeigenschaft. In allen übrigen Artikeln handelt es sich nur um die Wiederherstellung und Besserung der alten Rechte. Diese zwölf Artikel, welche die Grundlage aller Kämpfe gebildet haben, sind in keiner Weise als radikale revolutionäre Forderungen anzusprechen, sondern sie boten die Handhabe zu einer vernünftigen Neuordnung.

Hätte der Kaiser und hätte Luther den Ruf verstanden, der hier von einer durch und durch gesunden Volksschicht erhoben worden war, und die Möglichkeiten erkannt, das heillos verfahrene staatliche und soziale Leben mit diesem kräftigen Stande gegenüber der weltlichen und geistlichen Einzelherrschaft vernünftig zu entwickeln, so wäre Deutschland unendliches Unglück erspart geblieben. Der Kaiser aber stand dem deutschen Volke verständnislos gegenüber, und Luther wandte sich von den Bauern ab bis zu seiner grausamen Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern", weil er glaubte, daß hier nur das Evangelium als Mantel mißbraucht würde, um gottlose und eigensüchtige Forderungen durchzusetzen, und er sein Werk bedroht sah.

III.

Es ist hier nicht der Platz, im Einzelnen auf die Bauernkriege einzugehen. Wir tappten, wie über manche wesentlichen Gebiete der deutschen Geschichte, bislang etwas im Dunkeln. Und es hat sich außerordentlich verhängnisvoll ausgewirkt, daß dieser vielleicht wichtigste Abschnitt für die innere Entwicklung deutscher Geschichte nicht so zum Bewußtseinsbestandteil des gesamten Volkes durch historische Forschung gemacht worden war, wie es für andere Abschnitte der Fall gewesen ist.

Die Bauernkriege waren bis vor kurzem noch immer nur vom Parteistandpunkt aus behandelt worden. Das große Werk von Wilhelm Zimmermann über den Bauernkrieg hatte seine Vorzüge, und es spricht an sich nicht gegen seinen Wert, daß es von der Linken als Dokument für bestimmte eigene Thesen benutzt worden ist. Das Werk ist aber überholt. Daran wird auch die Neuauflage, die Gottfried Falkner besorgt und bearbeitet hat: Wilhelm Zimmermann „Der deutsche Bauernkrieg" mit Holzschnitten von Karl Rössing (Graz, Das Bergland-Buch) nichts ändern. Es ist ein Buch der Tendenz und methodologisch sowohl wie quellenmäßig überholt. Seinen Wert wird es behalten als ein Dokument deutscher Geschichtsschreibung, wie sie nicht sein sollte, und in gewissem Umfange als eine Materialsammlung.

Wir haben jetzt aber vollgültigen Ersatz erhalten. Das Buch des Marburger Privatdozenten Günther Franz „Der deutsche Bauernkrieg" (München, Oldenbourg, 18.50 Mark) ist ein Ereignis. Günther Franz hat mit seinen langjährigen archivarischen Quellenstudien, über die er in einem weiteren Bande Rechenschaft ablegen wird, sine ira et studio als ein deutscher Historiker bester Schulung den Stoff gründlich gesichtet. Das Ergebnis ist eine meisterhafte Darstellung dieser entscheidenden Epoche deutscher Geschichte, einer der vielen Tragödien der verpaßten Gelegenheiten für das deutsche Volk. Jeder Einzelne sollte sich mit dem Buche von Franz auseinandersetzen, und er wird nicht umhin können, sich dem Danke anzuschließen, den wir alle gerade in der jetzigen Zeit für diese Arbeit Günther Franz schulden.

IV.

Bei ihm kommen sowohl die historische und soziologische Lage, die einzelnen Abschnitte der Entwicklung, die führenden Persönlichkeiten, darunter so bedeutende Köpfe wie der Tiroler Gaismair, und die Gründe für das Scheitern der Bewegung eindeutig klar heraus. Günther Franz urteilt abgeklärt, er verteilt Licht und Schatten gerecht, er bemüht sich um eine fast nüchterne Darstellung, die aber nicht verbirgt, das sein Herz, wie das jedes Deutschen, dem die Leidensgeschichte des eigenen Volkes eine harte Lehrmeisterin geworden ist, auf der Seite der Bauern steht.

Mit diesem Menschenmaterial, mit diesem tiefen Rechtsgefühl, dessen ständige Verletzung durch seine Oberherren, vor allen Dingen die geistlichen Oberherren, erst die Radikalisierung bewirkte, hätte sich alles machen lassen, wenn die gewaltige Bewegung geführt worden wäre zum Besten des Ganzen und damit auch zum Besten des Bauernstandes. Denn diese Bewegung ist gescheitert, weil die Bauern weder eine militärische noch eine politische Führung hatten, weil sie ohne organische Verbindung mit den

Städtern und dem Adel waren, wenn auch einzelne Städte und einzelne Adlige an der Bewegung mit beteiligt waren, eine grundlegende Umwälzung vornehmen wollten, weil sie untereinander völlig uneins waren, so daß sie, selbst in den Augenblicken höchster Gefahr, nicht ihre eigenen Haufen zusammenwarfen, und weil sie, eben wegen der fehlenden Führung, die Bewegung vor häßlichen Grausamkeiten nicht rein halten konnten.

An die hunderttausend Bauern sind in diesen Kämpfen umgekommen, gemordet und zusammengestochen von den Kriegsknechten der Landesherren und gepönt von hartem Halsrecht nach Niederwerfung des Aufstandes, deren Hauptverdienst der Truchseß von Waldburg und der Schwäbische Bund für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Es scheint ein unvermeidliches Verhängnis in der Geschichte aller Völker zu sein, daß eine revolutionäre Bewegung, die aus konservativen Grundsätzen heraus unternommen wird, niemals zum endgültigen Durchbruch führen, sondern immer nur Wegbereiter für radikale Strömungen sein kann. Eine Lehre der Geschichte, vor allem der deutschen Geschichte, von tiefster Nachdenklichkeit und unmittelbarer Nutzanwendbarkeit auch für die Gegenwart.

Hans Hesse

# Politik und ihr Gegenpol

## I Polarität

Eines der geheimnisvollen Urphänomene, die das gesamte Dasein durchziehen, ist das Gesetz der Polarität. Die anorganische und die organische Natur wie auch das menschliche Leben zeigen sich gleichermaßen von ihm beherrscht. Innerhalb der Natur kann das Beispiel der Elektrizität, innerhalb des organischen Lebens der Gegensatz der Geschlechter als Hauptanwendungsfall gelten, an welchem die ewigen Kräfte offenbar werden, die hier am Werke sind. Zwei Pole, ein positiver und ein negativer, ein männlicher und ein weiblicher stehen einander durchaus als Gegensätze und doch in geheimer Verwandtschaft gegenüber. Sie scheinen als erkennbare Spitzen, gleichsam durch eine unterirdische Leitung verbunden, aus unbekanntem und nicht betretbarem Urgrund hervorzuragen. Sie sind energiegeladen, doch tragen die in ihnen gebundenen Kräfte verschiedene Vorzeichen; sie suchen in entgegengesetzter Richtung zu wirken. Die Wechselwirkung, in welcher beide Pole zueinander stehen, bezeichnen wir als S p a n n u n g. Sie ist die Quelle aller Energie. Zwischen den Polen findet ein Spannungs a u s g l e i c h statt. Sind sie durch ein Medium verbunden, so erfolgt er im stetigen Gefälle eines herüber und hinüber fließenden Stromes. Stehen sie getrennt und isoliert, doch hinreichend einander angenähert im Raum, so springt mit plötzlicher Gewalt ein Funke über.

Wohl gibt es auch sonst Gegensätze, in welchen die Erscheinungsformen bis zur scheinbaren Unvereinbarkeit auseinandertreten. Nicht in allen aber waltet das geheime Gesetz der Polarität. Nur wo es an jedem s t e t i g e n U e b e r g a n g fehlt, wo ein Abgrund klafft, der nur durch ein Neues und Drittes überbrückt werden kann, wo q u a l i t a t i v e Verschiedenheit, nicht bloß quantitative Steigerung oder Verringerung vorliegt, dürfen wir von solcher sprechen. Es ist wichtig, hier scharf zu scheiden. So sind Jugend und Alter zwar Gegensätze, aber durchaus keine Polarerscheinungen; eine stetige ununterbrochene Linie der Entwicklung führt von der einen zum andern. Anders die Geschlechter: kein Uebergang führt vom Mann zum Weibe, nur jene geheimnisvolle Anziehungskraft zwischen den beiden Polen, die wir im menschlichen Leben Liebe nennen, ist imstande, den Brückenschlag zu vollziehen. Hier stehen wir zugleich vor dem Geheimnis

der Zeugung. Aus liebevoller Vereinigung der Pole entsteht aus dunklem Urgrund ein neues Drittes, beiden verwandt und doch von beiden verschieden, eigener Gesetzlichkeit gehorchend, selbst einen Pol bildend, der nach dem Gegenpol sucht, um so die Schöpfung in ewigem Spiele zu wiederholen.

So allgemein und entlegen diese Betrachtungen erscheinen mögen, sie stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit den täglichen Erscheinungen unseres Lebens. Sie alle sind von dieser Gesetzmäßigkeit beherrscht. Ihre Erkenntnis wirkt wie ein Schlüssel, der uns befähigt, eine geheimnisvolle Zeichenschrift zu lesen; ihre Außerachtlassung erzeugt Verwirrung und Mißdeutung, ja Unheil. In unserem individuellen Leben wie auch im Leben der Gesamtheit und im Verlaufe der Geschichte ist die Kraft der Polarität am Werke. Betrachten wir einige Anwendungsfälle, die uns bedeutungsvoll und lehrreich erscheinen.

## Spannung und Ausgleich

Spannung, so sahen wir, entsteht nur zwischen Polen; quantitative Steigerung allein vermag sie nicht zu erzeugen. Doch kann diese nach einem tiefen Wort Hegels einen Grad erreichen, in welchem die Quantität plötzlich in eine andere Qualität „umspringt". So mögen sich im Leben eines Volkes entgegengesetzte Strömungen und Kräfte so steigern, daß sie sich, scheinbar durch einen Abgrund getrennt, als unvereinbare Pole gegenüberstehen, die isoliert aus dem dunklen Urgrund des Volkstums hervorragen. Eine negativ geschaltete absterbende Welt sieht sich einer positiv geschalteten, nach neuem Leben trachtenden gegenüber. Da tritt im Augenblick der Reife der Spannungsausgleich ein. Je nach der Entfernung der Pole und der Stärke der aufgespeicherten Energie erfolgt die Entladung mit größerer oder geringerer Wucht. Das Neue aber steht plötzlich fertig als ein Drittes da. Betrachtet man es genauer, nachdem der übersteigerte Kampf der Meinungen und Mächte abgeklungen ist, so bemerkt man mit einigem Erstaunen, daß weder die Grundsätze der versinkenden, noch die Kampfparolen der werdenden Welt den Sieg errungen haben. Beide sind vielmehr die Elemente, aus denen das Neue sich aufbaut, beiden gleichermaßen entfremdet und verwandt. Soll wirklich Fruchtbares werden, so muß das explosive Ueberspringen der Funken allmählich dem stetigen Strome weichen, der in positiver Richtung vom Alten zum Neuen führt. Ihn zu leiten bedarf es des Mediums, des Elements der Mitte, das die Pole verbindet. So erweisen sich denn alsbald die Menschen der Mitte und des Maßes als die wahren Träger der Zukunft. Man darf sie freilich nicht mit den charakterlosen Schwächlingen verwechseln, die in lauen Kompromissen stets den Weg des geringsten Widerstandes suchen. Das Kompromiß ist eine Lösung mechanischen Ausgleichs, in welcher sich die Gegensätze nicht durchdringen, sondern, ihre ursprüngliche Richtung aufgebend, gleichsam auf der Diagonale des Parallelogramms der Kräfte abgleiten. Die Menschen, an die wir denken, sind die Wenigen, die Kraft genug besitzen, die gewaltigen Spannungen der Zeitenwende in ihrer Seele auszutragen. Der Wetterschlag geht gleichsam mitten durch sie durch und schmiedet ihre Form, die nunmehr fest umrissen dasteht. Diese Menschen stehen selten an äußerlich sichtbaren Stellen, doch sind sie der wahre Brennpunkt der Ereignisse. Sie sind weder stürmende Pioniere des Neuen noch haßerfüllte Zerstörer des Alten; sie nehmen den unbekannten Weg, den die Entwicklung gehen will, nicht durch Voraussagen vorweg. Sie verharren in ruhiger Haltung und halten Herz und Geist offen; in ihnen reißt die Kontinuität der Entwicklung nicht ab; sie sind traditionsgebunden und frei, konservativ und liberal, national und humanitär.

## Idee und Wirklichkeit

Wir sahen, daß zwischen den Polen ein Gefälle obwaltet, daß der Strom in bestimmter Richtung fließt. In der Natur mögen die Pole gleichwertig, die Richtungen vertauschbar sein, obwohl auch hier ein Gesetz zu herrschen scheint, das

Goethe das „Ueberwiegen des weißen Pols" genannt hat. Für das menschliche Leben kommt jedoch alles darauf an, die Pole nicht gleichzusetzen, mit entschlossener Festigkeit vielmehr den Akzent auf den positiven, lebendigen Pol des Daseins zu verlegen. Geschieht dies nicht, so klafft das Dasein in ewig unlösbarem Widerspruch auseinander. Alles Wertbewußtsein beruht auf der freien Wahl des positiven Pols.

Die verhängnisvollen Irrtümer und Fehler im Einzelleben wie im Leben der Völker beruhen auf der falschen Akzentverlegung zwischen den beiden Polen. Stets scheinen sich zwei Möglichkeiten zu bieten, zwischen denen der Mensch sich zu entscheiden hat. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Ihr schmaler Pfad führt auf messerscharfem Grat zwischen zwei Abgründen entlang. Die geringste Abweichung kann Verderben bringen. Idee und Wirklichkeit bauen zusammen die Welt. Das Geheimnis aller Kunst beruht auf ihrer schöpferischen Verbindung. So beruht auch alle Staatskunst — die Sprache verwendet weise dieses Wort — in der Vermählung der Wirklichkeit einer Nation und ihrer Idee. Diese Wirklichkeit setzt sich aus einer großen Anzahl höchst realer Faktoren zusammen. Landschaft, Klima, Boden, Rasse, körperliche Tüchtigkeit und Gesundheit, Wehrfähigkeit, soziale Schichtung, Wirtschaft, geschichtlicher Entwicklungszustand, geographische Lage, Beziehungen zur Umwelt und anderes mehr. Dies alles muß auf eine Idee bezogen werden, und zwar auf die richtige Idee, soll das Volkstum zu wahrer Kultur erblühen. Versagt hier die Sicherheit des Wertgefühls, so droht dem ganzen Werk Gefahr. Ein wenig zu viel Materialismus an Stellen, an welchen der Akzent auf dem Ideellen liegen sollte, und alles versinkt in Plattheit und Roheit, ein wenig zu viel Idealismus an Stellen, an welchen nüchterne Wirklichkeitsbetrachtung, ja gesunder Eigennutz am Platze wären, und alles löst sich in blasse Ideologien auf. Ein wenig Ueberbetonung des Nationalgefühls und wir verstricken uns in engherzigen Dünkel, ein wenig zu viel „Humanität", und wir untergraben den Bestand unseres Volkstums. Schmal ist die Grenze zwischen sorgsamer Pflege der Volksgesundheit und verflachender Verhimmelung des Sports; schmal auch die Grenze zwischen ruhig selbstbewußtem Abstammungsgefühl und übertriebenem Rassenkult, der den Menschen als Geistwesen entadelt und ihn auf das Niveau der Pflanzen- und Tierwelt herabdrückt.

## Wort und Wesen

Wir wissen aus der Psychologie, daß die bewußte Welt nur einen kleinen Teilausschnitt der Kräfte bildet, die in unserem Innern wirken. Das Unbewußte übt seine Macht in unserem Denken, Fühlen und Handeln, und wo wir es verbiegen und verdrängen, verlangt es an anderer Stelle mit erhöhter Gewalt sein Recht. Auch im Völkerleben wirkt dieses „kollektive Unbewußte", und wir müssen die echtesten und wertvollsten Kräfte des Nationalgefühls in den unbewußten Teil der Volksseele verlegen. Wird es geschädigt und „verdrängt", so erzeugt dies „kompensatorische" Uebersteigerungen und Verschiebungen im Bewußtsein. Wo das Nationale seine ruhige Selbstverständlichkeit verliert, die es als natürliche Grundstimmung des Volkstums erscheinen läßt, als eine stille Musik, die gleichsam jede Lebensäußerung leise tönend begleitet, wo es allzu deutlich ins Bewußtsein tritt, und als heischende Forderung erscheint, da muß uns die Sorge solcher inneren Störung beschleichen. Wir müssen wünschen, daß es nach krisenhaftem Aufzucken wieder ins Unbewußte versinke, um dort desto sicherer und kraftvoller zu wirken. Denn alles Werdende und Fruchtbare braucht Dunkel, um zu keimen. Nur dem Gewordenen und damit bewußt Gewordenen vermögen wir Worte zu verleihen. Das Wort gefährdet das Wesen. Daher die Unfruchtbarkeit aller Programme, die Gefährlichkeit aller rhetorischen Ueberspitzung. Wissen wir um uns selbst, so klafft bereits ein Zwiespalt. Was ausgesprochen ist, ist schon nicht mehr ganz wahr, zumal wenn es von Gefühlen kündet. Ein Volk, das in die

Zukunft schreitet, kann nicht wissen, wohin der Weg führt, nie darf es Lobredner seiner selbst, nie Interpret seiner eigenen Entwicklung sein. Wahres Gefühl und wahrer Wert sind schweigsam; echte Gesinnung gibt Haltung, echter Inhalt erzeugt Form, echte Leidenschaft hält Maß.

## Adel und Menge

Solches Maß ist der Menge nicht gegeben. Ihr Drang ist maßlos, ungestüm und unberechenbar. Das Zeitalter der Massen, in dem wir leben, verlangt dringend nach Männern, die diese Massen bändigen und leiten. Es sind die Führer, die aus ihrer Mitte erstehen. Sie verkörpern den Willen der Masse, den sie gleichsam aus geheimnisvoller Verbindung heraus zu ertasten vermögen. Gewaltig ist ihr Einfluß, groß die Kraft, die von ihnen ausgeht. Sie sind das eisenbewehrte Haupt des Sturmbocks, der die morsche Veste der verfallenden Welt in Trümmer legt. Doch nach geglücktem Sturm flutet die Brandung der Menge zurück, die zuckenden Entladungen weichen, da ruht nun wieder die dumpfe Masse als der eine Pol des Volks. Nun bedarf sie der Führer, die sich nicht nur dieser Masse voran, sondern ihr gegenüber stellen. Das ewige Gesetz der Polarität verlangt nach seinem Rechte. Die wenigen, die das vermögen, heißen wir von Adel, er stamme aus dem Blut oder dem Geiste. Adlig ist alles, was nicht Masse ist. Ein ewiger Abgrund klafft zwischen Adel und Menge. Als Pole des Volkstums stehen sie in Spannung zueinander. Vornehmheit, Gerechtigkeit, Haltung und Maß sind die Kennzeichen allen echten Adels. Bei aller Bereitwilligkeit, sich dem Ganzen zu opfern, ist jeder Adlige ein extremer Individualist, weil ihn das Gefühl der Unersetzbarkeit und Unvertauschbarkeit seiner Person beseelt. In diesem Widerspiel zwischen Individualismus und Sozialismus, das im Bereich des Kulturellen um so unentbehrlicher wird, je mehr der letztere im Materiellen und Wirtschaftlichen vorschreiten mag, liegt erst die echte Form des ganzen Volkstums beschlossen. Nur eine Nation, in deren Staatsform dem ungehemmten und zweckfreien Kräftespiel adliger Charaktere hinreichender Spielraum gesichert ist, kann für sich in Anspruch nehmen, den „totalen" Staat verwirklicht zu haben. Werden diese Männer auf den Gebieten, die ihr ureigenstes Bereich bleiben mit der politischen Zweckrichtung des Volks „gleichgeschaltet", — ein Bild, das nicht nur zufällig aus dem Bereich der Elektrizität gewählt zu sein scheint, — so verliert das Volkstum seine „Spannung" und damit die Quelle seiner kulturellen Energie. Erst wenn ein Volk nach schwerer Krise adlige Menschen aus sich hervortreibt, erst wenn es wieder von ihnen seine geistigen Impulse empfängt, kann es hoffen, an Haupt und Gliedern gesundet und wieder im „Gleichgewicht" zu sein.

## Individuum und Gesamtheit

Die Spannung zwischen diesen beiden Polen der Menschheit bildet das Grundthema allen geschichtlichen Werdens, aller Kämpfe um Verfassungsformen und allen Rechts. Alle diese Kämpfe lassen sich als „Akzentverschiebungen" vom individuellen auf den Gemeinschaftspol und umgekehrt betrachten. Die richtige Erkenntnis von dem „polaren" Charakter dieses Gegensatzes führt von selbst zu dem Ergebnis, daß der Konflikt zwischen beiden unlösbar ist. Weder der bis zur Auflösung der staatlichen Ordnung überspitzte Individualismus, noch ein übersteigerter, im Kommunismus und der Austilgung aller Bildungswerte mündender Sozialismus sind „im Recht". Beider Gegensatz ist nicht lösbar, sondern nur auf einer höheren Ebene „harmonisierbar". Auch dies ist eine Aufgabe der Staatskunst, und zwar in erster Linie der Selbstbeschränkung des Staats. Er wird sich damit begnügen müssen, das „Organisierbare" zu organisieren und das ewig Unorganisierbare unangetastet zu lassen. Die Tiefendimensionen eines Volks wird immer nur durch hervorragende freie Individuen verbürgt, die Flächendimension ist Sache der staatlichen Ordnung. Die sorgfältige und bewußte Entmischung

beider Sphären scheint uns die vordringliche Aufgabe deutscher Zukunft, ihre unglückselige Vermischung der verhängnisvolle Irrtum der Vergangenheit und mancher ausländischer Vorbilder zu sein, deren unveränderte Uebertragung auf den deutschen Gesamtorganismus nicht weniger schädlich wäre, als die mechanische Nachbildung des Vorbildes westlicher Demokratien.

Wir müssen es lernen, den Bereich der Zwecke und den des Werts sorgfältig auseinanderzuhalten. Aller Zweck ist dem Irdischen verhaftet, aller Wert deutet auf ein Reich der Freiheit und absoluten, das heißt zweckgelösten Gesetzmäßigkeit. Die Politik ist die Kunst des Zweckhaften im Leben der Völker; sie sichert ihren Bestand, sie regelt ihre Organisationsform: den Staat. Jenseits des Politischen steht die Werthaftigkeit des Volks; sie erblüht in der geistigen Sphäre seiner Kultur. Je machtvoller der Staat, je weiter der Bereich, der seiner zweckhaften Regelung bei der Kompliziertheit des modernen Lebens unterliegt, desto unerläßlicher ist die Wahrung der zweckfreien Bezirke. Kunst, Wissenschaft, Recht und weite Gebiete der Erziehung sind der Politik entzogen; sie sind die Gegenpole des Politischen. Im Wechselstrom von Bindung und Freiheit, von Zweck und Wert vermag Kultur als höchste Blüte der Nation alleine zu gedeihen.

# Isolde Kurz

## Zum 80. Geburtstag am 21. Dezember

Aus einer fernen, schon halb versunkenen Welt ragt die Gestalt der Dichterin Isolde Kurz in unsere veränderten Tage. Ihr Vater war Hermann Kurz, der Dichter des „Sonnenwirts" und des schönen Romans von Schillers Heimatjahren: sie wuchs auf in der besten Zeit des bürgerlichen Bildungsidealismus, ein frühreifes Kind, das von den Eltern bereits in ganz jungen Jahren in die damals noch gläubig glühend verehrte klassische Welt der großen Kunst und der großen Dichtung eingeführt wurde, das mit drei Jahren lesen und schreiben konnte, mit zwölf Jahren selber Dramen verfaßte und griechische Autoren im Urtext las. Von diesen Jugendeindrücken, die sie selbst in ihren mannigfachen Erinnerungsbänden, vor allem in den Erzählungen um die Gestalt der Mutter, schön und lebendig geschildert hat, ist sie in ihrer ganzen Entwicklung bestimmt worden. Sie war in jungen Jahren offenbar so etwas wie eine bürgerlich gebildete Erbin der Bettina von Arnim, erfüllt von dem großen Glauben an die Welt der Bildung und der Kunst, früh schon mit der Blickrichtung nach dem Süden als nach der Heimat aller Klassik. Form und Wille zur Form sind ihr noch etwas vollkommen Selbstverständliches und sicher Gegebenes, die Schönheit so sehr Ziel, daß ihre Novellen und Erzählungen wie eine unmittelbare Fortsetzung der Arbeit Paul Heyses mit einem Zusatz Conrad Ferdinand Meyer wirken. Es hatte einen guten Grund, daß Julius Rodenberg sie früh schon in den Kreis der Mitarbeiter der Deutschen Rundschau aufnahm; hier auf diesen Seiten ist ein gut Teil ihrer Erzählungen, ihrer Erinnerungen zuerst erschienen. Sie gehört noch in die Generation der Deutschen, die als ihre eigentliche Heimat Italien, vor allem Florenz empfanden, deren Vorstellungen von Form und Kunst im Sinne Burckhardts von der Renaissance und ihrem Ideal der Größe bedingt waren. Isolde Kurz besaß zeit ihres Lebens ein starkes Gefühl für Würde und Schönheit des Menschentums: man erlebt das stärker noch als in ihren dichterischen Arbeiten in ihren Erinnerungen, etwa in der Art, wie sie eine Erscheinung wie den Bildhauer Adolf Hildebrandt schildert, der ihr in manchem

wesensverwandt gewesen sein muß, in großen Lebenszügen aufwachsen läßt. Sie hat in ihrer Arbeit etwas von der Linienführung klassizistischer Zeichnungen, nur daß sie versucht, die Umrisse mit Blut zu erfüllen, dessen Temperatur sie zuweilen heißer ansetzt, als es ihre eigene Blutwärme zuläßt. In Erzählungen wie ihren Florentiner Novellen hat die Bildungswelt des deutschen Bürgertums ein schönes spätes Spiegelbild bekommen. Die Schicksale selbst der Gestalten aus dem deutschen Volksbereich sind abgerückt ins Bedeutsame: noch Kindergeschichten, wie „Nachbars Werner" oder „Das Vermächtnis der Tante Susanne", die zuerst hier erschienen, leben nicht nur im Formalen abseits der Volkswelt. Glaube an die Kunst, an die überhöhte Kultur des Bürgertums über den Niederungen der kleinen Welt in der Tiefe trägt sie zuweilen in schöner Gelassenheit dahin, wie sie auch ihre sehr geschliffenen Verse erfüllt. Nur dann und wann zerbricht ein Versuch, die groß geformten Gefäße ihrer Erzählungen mit dem Inhalt allzu besonderer Leidenschaften zu erfüllen, die eigenen Ideale der Dichterin, und die Schönheit beginnt in allzu hoch genommenen Hitzegraden der Gefühle zu schmelzen. Die Gestalt der Dichterin Isolde Kurz wird neben Malwida von Meysenburg stehen bleiben als die entscheidende Erscheinung, die das große deutsche Bildungsbürgertum auf der Seite des Dichterischen hervorgebracht hat. Das Geheimnis der Wirkung ihres Romans „Vanadis", mit dem sie noch in späten Jahren einen überraschenden Erfolg errang, beruht wohl darauf, daß sie hier mit einer seltsamen Vereinigung von Lebensüberlegenheit und straff gebliebener Kraft die Summe ihres Wollens und Wesens zog und Jugend und Alter, Heißes und Kühles, Phantastik und Sehnsucht nach Formruhe auf einem Gipfelpunkt, auf dem sonst schon diese Mächte sich zu trennen und einzeln ihre Wege zu gehen pflegen, mit ruhiger Sicherheit noch einmal in eines zusammenfaßte. D. K.

# Literarische Rundschau

## Das Deutsche Reich in der Vorgeschichte des Weltkrieges

Aus der Verpflichtung, dem Sammelwerk von Max Schwarte über den großen Krieg 1914/18 ein Vorwort zu schreiben, Ursprung und politische Triebkräfte des ungeheuren Ringens zu ergründen, ist uns dies anregende und vorläufig abschließende Werk*) erwachsen; eine kleine Aenderung des allzuweit gespannten Titels deutet die Ueberschrift dieser Anzeige an. Ein Unterbau, den geistvolle Leitsätze über Idee und Bedeutung des deutschen Kaisertums, über den tieferen Sinn der territorialstaatlichen Entwicklung, über Reformation und Westfälischen Frieden zusammenhalten, macht Aufstieg und Niedergang des alten Reiches lebendig. Im Sinn seiner großen Lehrmeister, Leopold Ranke und Max Lenz, deren Unterricht und Ueberlieferung Hermann Oncken vorbildlich fortsetzt, sowie in richtiger Auswertung seines Auftrages treten Staats- und Staatengeschichte in den Vordergrund, ohne Volkstum und Nationalgefühl als Faktoren der Außenpolitik zu übergehen. Alle Probleme, die aus der europäischen Mitte ausstrahlen und auf sie zurückwirken, das Verhältnis zu Polen, zu Schleswig-Holstein und zu Oesterreich werden in diesem Zusammenhange behandelt, mit besonderem, durchaus berechtigtem Nachdruck die Rheinfragen; das große Quellenwerk, das der Verfasser vor einigen Jahren der Rheinpolitik Napoleons III. gewidmet hat, darf geradezu als Auftakt zu der vorliegenden Darstellung gelten.

*) Hermann Oncken, Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Weltkrieges. Zwei Bände. Im gemeinsamen Verlag von Joh. Barth, Duncker und Humblot, Mittler u. Sohn, J. C. B. Mohr, Paul Parey, B. G. Teubner, W. de Gruyter und Co. 38,— Mark.

Je mehr sich diese der Gegenwart und damit der eigentlichen Aufgabe nähert, um so breiter und wuchtiger wird der Fluß der Erzählung. Dem Untergang des alten Reiches folgt die Bismarcksche Staatsschöpfung; man spürt, wie sehr der Stoff den Geschichtsschreiber innerlich packt und aufrüttelt. Nur als Beispiel, nicht als Höhepunkt seien aus dem wichtigen Abschnitt über den Eintritt dieses neuen Deutschland in die europäische Staatengesellschaft (1871/75) die ausgezeichneten Sätze herausgehoben, wie sich „dem Reichsgründer die Aufgabe der Staatskunst und der Sinn seines Lebens" wandelte. Bis zum Jahre 1871 hatte er ein einziges, überragendes Ziel verfolgt: „die stärkste der europäischen Nationalbewegungen, die deutsche, gleichsam in das Strombett der historischen Gegebenheiten zu leiten und einen preußisch-deutschen Nationalstaat inmitten der europäischen Lebensbedingungen aufzurichten . . . Nachdem aber dies alte Ziel erreicht war, konnte es nicht anders sein, als daß der große Nerv der Aktion zur Ruhe kam und durch eine andere Richtung des seelischen Verhaltens abgelöst wurde." Sehr fein paßt in diesen Rahmen die Warnung vor einer Ueberschätzung des Drei-Kaiser-Verhältnisses von 1872, während gleichzeitig die große Linie der englischen Kontinentalpolitik einsetzte, die von der (nach Disraeli) „germanischen Revolution von 1870/71 als des größten politischen Ereignisses des letzten Jahrhunderts" bis in den Weltkrieg hineinführt. Als zweite große Entwicklungsstufe stehen der Berliner Kongreß und der deutsch-österreichische Zusammenschluß am Anfang eines deutschen Bündnissystems, das für mehr als zwei Jahrzehnte zum Mittelpunkt der europäischen Welt werden sollte. Staaten, nicht Völker, sind auch hier die Akteure!

In solcher Behandlung muß sich ein Kapitel über „die politischen Gewalten im neuen Reich" auf ihre Bedeutung für die außenpolitische Entwicklung beschränken. Sorgfältig wird die Stellung des Monarchen neben und über Bismarck abgewogen, die Rolle der Bundesstaaten, insonderheit Bayerns, das erst mit dem Eintritt in den „ewigen Bund" ein selbständiges europäisches Handeln aufgegeben hatte, vor allem die völlige Passivität des Reichstages in allen außenpolitischen Fragen. Nur leise klingt die Besorgnis an, daß der allzu große Abstand, der den Jupiter tonans sogar von seinen nächsten Mitarbeitern trennte, einem kommenden Geschlecht zum Verhängnis werden konnte, die außenpolitische Erziehung des deutschen Volkes brachlag und damit der wichtigste Weg zu einem stärkeren Zusammenschluß verschlossen wurde. Auch in der Bewertung der Innenpolitik überwiegt der Stolz auf das Erreichte. Gerade heute, da ein Rückblick auf die letzten beiden Jahrzehnte die Gefahr auseinanderstrebender Kräfte deutlich zeigt, sollte die Halbheit stärker hervorgehoben werden, die in den Kompromissen über die bayerischen Reservatrechte, über die Bewilligungsbefugnisse des Parlaments, über Heeresverfassung, Reichsfinanzordnung und ähnliche Streitfragen versteckt lagen. Oncken selbst ist sich dieses Zwiespaltes durchaus bewußt, daß bei der Anwendung außenpolitischer Methoden auf die Führung im Innern gar zu leicht „alle politischen Lebenskräfte nur als Mittel im Dienste der Staatsräson des Reiches nach außen und nach innen, so wie sie in Bismarck allein lebendig waren, gewertet werden und darüber in ihrem eigenen Bezirk einer gewissen Entseelung verfallen konnten."

Schon das letzte Jahrfünft dieser Hoch-Zeit (1885—1890) stellte Staat und Volk vor bisher unerprobte Fragen. Der erste Balkankonflikt, der sich an Bulgariens nationaler Zukunft entzündete, löste eine ganze Folge von Spannungen aus. Sie greifen (mit notwendigerweise kurzen Bemerkungen) auf die Zusammenhänge der preußischen Ostmarkenpolitik mit der Abwehr russischer Angriffslust und auf die Rolle Polens im Spiel der deutsch-österreichischen Beziehungen über. Auch in dieser Problemstellung reichen sich französischer Chauvinismus und russischer Panslawismus über Deutschland hinweg die Hand. Der Abwehr allein ist Bismarcks Außenpolitik gewidmet: am Weihnachtsabend des Jahres 1886 wird der Staatsmann zum Seher: „Aber wenn diese Hoffnung (eines Sieges im künftigen Weltkriege) eine Täuschung wäre, wenn wir nach Gottes Willen unterliegen sollten, so halte ich das für zweifellos, daß unsere siegreichen Gegner jedes Mittel anwenden würden, um zu verhindern, daß wir jemals oder doch im nächsten Menschenalter wieder auf eigene Beine kommen. Nicht einmal auf das einige Zusammenhalten des jetzigen Deutschen Reiches würden wir nach einem unglücklichen Feldzuge rechnen können." Mit einem erschütternden Ausblick geht die Epoche des „Neuen Reiches" zu Ende.

Der Anfang des zweiten Bandes bringt eine psychologisch und politisch wohl begründete Untersuchung des zwischen Bismarck und dem

jungen Kaiser unvermeidbaren Zwiespalts: Wie der Kanzler „in namenlosem Groll gegen den sicheren Verderber des Reiches" schied und mit seiner furchtbaren Kritik den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland begleitet, wie andererseits nur ein unwissenschaftliches und ungeschichtliches Denken die Entwicklung der Nation seit 1890 „mit einer vermeintlichen Zwangsläufigkeit unter den zermalmenden Gesichtspunkt des Schicksalsausganges von 1918 zu stellen" wagt. Selbst in dieser wunderbar festgefügten Erzählung aber liegt der „neue Kurs" noch längst nicht so fest wie Bismarcks Bündnispolitik; auch in ihr spüren wir die Nähe der Zeiten. Vor allem das Fragebündel der englisch-deutschen Beziehungen überschattet die durch Wirtschaft und Politik gleichermaßen bedingte Verflechtung des Reiches mit dem Imperialismus der übrigen, älteren Mächte. Kluge Worte über die Zulässigkeit der Krüger-Depesche, deren Fehler Deutschland als tatenloser Zuschauer bei dem Untergang der burischen Selbständigkeit sühnen mußte, bilden den Auftakt. In gleicher Vorsicht wird das Problem selbst ganz und gar dem Ablauf der Ereignisse untergeordnet, mit Fug und Recht die bisherige Behandlung im leeren Raum abgelehnt. „Die englische Staatsräson, in dem 70jährigen Salisbury verkörpert, hatte das deutsche Bündnisproblem vom dynamischen Standpunkt gewogen und zu leicht befunden", die negative Entscheidung nach der Seite des Deutschen Reiches trug bereits eine positive Stellungnahme zu Frankreich unter dem Herzen.

Eine äußerst zurückhaltende Untersuchung sucht die Einzelfragen zu klären. Als Beispiel sei die Feststellung hervorgehoben, daß bereits die ersten französisch-englisch-belgischen Verhandlungen in Brüssel zu einer Aufgabe der verpflichtenden Neutralität führen mußten, als der zum Schutze des europäischen Friedens geschaffene Staat „seine Kräfte in den militärischen Operationsplan zweier Großmächte gegen eine dritte einbeziehen ließ." Sir Grey wieder, dessen Persönlichkeit und unheilvoller Einfluß die letzten Jahre vor der Entscheidung überschatten, band mit dem vielsagenden Worte, daß die „Macht der Umstände" sich stärker erweisen würde als jede mündliche oder schriftliche Zustimmung den französischen Partner an das Inselreich, gab aber gleichzeitig die Freiheit der eigenen Entschließung der in Paris betriebenen Politik preis. In immer kürzerem Zeitmaß gehen wir dem Ausbruch des Unheils entgegen.

Eine Uebersicht über die „politisch-geistige Atmosphäre um 1910" leitet das letzte Buch ein. Mit erfreulicher Deutlichkeit hält sie das „Schlagwort" von der englischen „Einkreisungspolitik" fest: „Was in den Dokumenten nicht mit Buchstaben zu belegen ist, spricht vernehmlich aus der sinnvollen Kette politischen Handelns." Von Jahr zu Jahr wächst in diesem Rahmen zunächst bis zur Agadirepisode die Spannung, um dann bis in den Juli 1914 nicht abzureißen. Als Ergebnis auf allen Seiten, insbesonders im Reichstage eine erregte, unklare Stimmung, die vergebens eine eindeutige, klare Antwort erwartet. Nicht ohne Grund erfährt das Verhalten der in einer gefährlichen, unverantwortlichen Form im Flottenverein, im Alldeutschen Verband und in anderen Kreisen zusammengefaßten „öffentlichen Meinung" ein abfälliges Urteil, noch schärfer aber sollte die Verständnislosigkeit gegeißelt werden, mit der Auswärtiges Amt und Kanzler das Spiel auf diesem feinnervigen Instrument ablehnten. In die gleiche Richtung, in die der Berichterstatter nicht folgen kann, gehört die allzu optimistische Meinung von den letzten Verhandlungen über ein deutsch-englisches Abkommen (Haldane Anfang 1912). Erst der Besuch Poincarés in Petersburg bringt in die ruhig abwägende Erzählung von der weltpolitischen Kräfteverteilung dieser Jahre einen wahrhaft dramatischen Einschlag. Die „historischen" Kriegsziele Frankreichs reifen der Entscheidung entgegen. —

Wir stehen am Ende einer Darstellung, die unser gegenwärtiges Wissen von der Vorgeschichte des Weltkrieges in vorbildlicher Form und Farbe zusammenfaßt und dem Deutschen Reiche mit sicherer Hand seinen Platz im Ablauf dieser Entwicklung anweist. Nach einer beiläufigen Bemerkung des Verfassers haben wir von ihm als Fortsetzung und Krönung auch die erste politische Geschichte des Krieges selbst und seines Abschlusses zu erwarten. Die Kriegsschuldlüge in ihrer alten Fassung hat längst ihre Widerlegung gefunden; Ursprung und Absicht des schmachvollen Artikels aber gehen tiefer: er gibt dem Neid der übrigen, älteren Nationen, die sich durch den Aufstieg Deutschlands im Genuß der Beute und damit in ihrer „Sicherheit" bedroht sahen, lediglich einen volkstümlichen, propagandistischen Ausdruck. Eine zweite, weit gefährlichere Auslegung geht daher nicht auf eine rechtliche Entscheidung, sondern „gegen den geschichtlichen Anteil der Deutschen an der europäischen Staatenentwick-

lung." Hier setzt Hermann Onckens glänzend geschriebene Verteidigungsschrift ein und geht mit wuchtigen Waffen zum Gegenangriff über. Ein Werk von tiefster nationaler Bedeutung harrt der empfänglichen Leser!

P. Wentzcke.

## Von Glück und Elend der Demokratie in Frankreich

Die parlamentarische Demokratie Frankreichs von ihren Anfängen her zu enthüllen in ihrer ganzen Fragwürdigkeit und Verderbnis, von ihren Staatsakten, -Krisen und Skandalen und Bankerotten ein lebenswahres wie aber auch geschichtlich treues Bild zu zeichnen — das ist wohl eine Aufgabe eines tüchtigen Historikers und politischen Psychologen wert. Sie ist der Gegenstand des soeben erschienenen Werkes von Walter Frank: „Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik".*)

Nach dem Vorgange französischer Nationalisten wie Drumont, Bernanos, Maurras, halten wir zum erstenmal das Werk eines deutschen Historikers in Händen, der bei seiner Quellenforschung auch amtliche deutsche Akten einbezog und so das Entscheidende tat zur Klärung der Geschichte der französischen Demokratie und der Erhellung ihrer dunkelsten Blätter. Was für diesen besonderen Fall zugleich bedeutet, daß sich kein glücklicheres Instrument denken läßt, sowohl der Rechtfertigung für unsere nationale wie auch der geistigen Werbung für sie im Auslande, als dies Werk. In ihm verbindet sich die kluge Behutsamkeit und Zurückhaltung in der Sache mit der Schärfe des nationalen Gesichtspunktes in der historischen Auffassung.

An den Beginn seines Werkes stellt Frank „ein persönliches Bekenntnis", in dem er berichtet, wie er 1925 im ersten Aufkommen der nationalen Bewegung gegen eine Welt den Gedanken zu seinem Werke faßte: „die große Krise der eigenen Nation führte also gerade auch zu wissenschaftlichen Erkenntnissen." Aus deutschen Wurzeln wuchs ihm das Werk über französische Geschichte. Es ist ihm mit seiner Darstellung so ernst, daß er wünscht, es möge den Lesern aus seinen Blättern „das eigene Vaterland, leidend und kämpfend, entgegenschreiten".

Der Inhalt des Werkes steht in dramatischer Spannung. Es sind die Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch, da Frankreich sich notgedrungen nach innen wendet. Des Krieges und der Abenteuer müde, gemieden und verlassen nach außen, unterwirft sich das Land einer Vielherrschaft von Parlamentariern, welche mißtrauisch die untereinander verfeindeten Herrscherfamilien der Vergangenheit beiseiteschieben, aber auch gegen das wählende Volk sich in Klüngeln zusammenschließen, nicht um es zu regieren, sondern um es auszubeuten. Binnen weniger Jahre werden auf diese Weise Frankreichs beste Männer verbraucht oder ins Unglück gestoßen. Uebrig bleibt und erhält sich unabschüttelbar am Ruder eine Herrschaft des Geldes, die das Volk von Krise zu Krise hetzt und es in furchtbare Korruptions-Skandale stürzt. Frankreich wird zur Bühne für diese großen Affären, und rings sitzt Europa und schaut spöttisch und entrüstet zu. Führer und Verführer, Tribunen und Betrüger schreiten vorüber auf dieser teuflischen Szene, von der man zuweilen nicht mehr unterscheiden kann, ob sie eine Posse oder eine Tragödie darstellt. Gambetta, der Volkstribun, der Gründer dieser Republik, ein ungekrönter Volkskaiser der Franzosen für eine Weile, wird nach fünf Jahren gestürzt und stirbt gleich danach. Der Ruf nach dem Retter beginnt aus Unglück und Untergang: General Boulanger wird Volksheld, versagt sich der Tat und begeht Selbstmord.

Das Panama kommt herauf, die vernichtendste Korruptionsaffäre durch zwölf Jahre hin, und diese wird abgelöst durch den Dreyfus-Skandal, der auf fünfzehn Jahre das Land lähmt. Das Werk schließt mit einer meisterhaften Darstellung der Männer, der Ideen und der Literatur des französischen Nationalismus jener Tage.

Gregor Heinrich

*) Hamburg 1933, Hanseatische Verlagsanstalt.

## Der neue Staat und die Intellektuellen*)

Aus einem Akt der Rechtfertigung und der Loyalität gegenüber der Nation, den der Dichter Gottfried Benn mit all seinen Folgen öffentlich durchführte, erwuchs ihm die Auseinandersetzung mit dem Intellektualismus. In seiner neuen Streit- und Bekenntnisschrift vom Verhältnis des neuen Reiches zu den Intellektuellen faßt Gottfried Benn das Ergebnis einer fünfzehnjährigen gedanklichen Entwicklung zu-

*) Gottfried Benn, Der neue Staat und die Intellektuellen. Stuttgart 1933, Deutsche Verlagsanstalt.

sammen, als Eugeniker, Biologe, Psychologe und Organiker, aber auch, und das ist das Entscheidende, als Seher und Dichter. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit erscheinen in ihm gebunden zu einer Einheit des Gedankens der kämpfenden Nation. Der Intellektualismus wird als Weltfrage für die weiße Rasse gestellt: nur der entschlossenste Ernst, so warnt er, darf an diese Dinge rühren. Er beruft sich auf sein bisheriges literarisches Werk, das vulkanisch und dionysisch immer wieder die große Weltstunde ankündigte. Er ruft sie jetzt auf für Deutschland, er fordert die Züchtung eines neuen Menschen in Europa, des „Deutschen Menschen". Alle Einzelforschungen Benns, sowohl hinsichtlich des Gehirns, wie überhaupt des biologischen Aufbaus der Persönlichkeit münden in das Züchtungsprinzip, dem der Dichter einen völlig neuen Inhalt gibt. Das alles, man verstehe recht, ist biologisch begründete Konsequenz. Benn warnt ausdrücklich: „verbrecherisch, wer den neuen Menschen träumerisch sieht, ihn in die Zukunft schwärmt, statt ihn zu hämmern. Kämpfen muß er können." Und Züchtung muß der neue Staat durchsetzen, denn die Angriffe gegen Deutschland werden erst beginnen. Ein Jahrhundert großer Schlachten sagt er dem deutschen Volk voraus. In die Mitte seines Buches setzte der Dichter eine umfassende Studie über „Goethe und die Naturwissenschaften". Schon dieser eine Abschnitt genügt, um dem Werk seinen Rang einzuräumen. Die Sprache ist durchsichtig und in der wissenschaftlichen Beweisführung von feinster Präzision. Hier ist ein Generalangriff auf den Intellektualismus siegreich durchgeführt.

Gregor Heinrich

## Kameraden der Arbeit*)

Dieses mit einem Vorwort des Reichsarbeitsministers Franz Seldte versehene Buch über „Deutsche Arbeitslager: Stand, Aufgabe und Zukunft" gibt einen vorzüglichen Ueberblick, der durch 97 lebendige Bilder besonders anschaulich gemacht wird. Vieles mag durch den Januar, und Märzumschwung bereits überholt sein, aber ebensovieles steht noch offen als ein inneres Gestaltproblem unserer Gegenwart. Zumal die zahlreichen Briefe und Berichte aus der Praxis des FAD. und der bereits seit dem Jahre 1924 tätigen, bündischen Arbeitslagerbewegung bringen eine Fülle von Anregungen und Erfahrungen an den Leser heran.

*) „Kameraden der Arbeit" von Friedrich Wilhelm Heinz. Berlin 1933, Frundsberg-Verlag.

Die „Kameraden der Arbeit" sind keine einfache Arbeitsdienst-Reportage, sondern ein Versuch, durch die Entwicklung der Geschichte des FAD., durch die Wiedergabe der grundsätzlichen Stellungnahme der im Arbeitsdienst führenden Verbände und Bewegungen, sowie durch eigene Gedanken des Verfassers den Grundgehalt des ganzen Problems zu verdeutlichen und ihn organisch in den Gesamtzusammenhang der deutschen Notwendigkeiten einzugliedern. Heinz ist Preuße von Geburt und von Weltanschauung, und damit ist natürlich auch seine Schau dieser Gesamtnotwendigkeiten preußisch bestimmt, obgleich sie sich im Glauben an „das Reich" begründet. Dieses aus dem Preußentum heraus erlebte und gewollte Reich verbürgt eine den Anforderungen der Notwende entsprechende Härte und Klarheit, aber, an der inneren Fülle des deutschen Lebens und Menschentums gemessen, will diese Klarheit etwas zu nüchtern erscheinen. Die Fülle will nicht nur um des Staates willen und auf ihn zu erklingen, sondern so, wie sie in sich selber ruht, so muß sie sich auch zu sich selbst erfüllen. Deutscher, d. h. weiter und lebendiger noch als der Staat und die Bewußtheit der Nation ist das Erlebnis der Heimat und eines Menschentums, das die durch Arbeitslosigkeit und Verhetzung zerstörten und heimatlosen Massen wieder menschlich und geborgen werden läßt. Wer als Deutscher wieder an das Leben glauben kann, weil er wieder Leben, Wärme und Liebe spürt, der fühlt sich selbstverständlich der Ganzheit des deutschen Lebens eingehörig und ist zum Dienst an ihr bereit. Darum ist auch nur der ein echter Führer im deutschen Sinn, sei es im Arbeitsdienst oder in irgendeiner anderen Gemeinschaft, der ein ganzer und lebendiger Mensch ist. Nicht das, ob er von Zucht spricht und sie zu lehren weiß, ist entscheidend, sondern einzig, ob er liebenswert ist. Dann kommt die Zucht von selber, und erst dann ist sie gelebter und erfüllter Dienst.

Jörg Lampe

## Louise Dumonts Vermächtnisse*)

Gustav Lindemann, der Gatte und Arbeitsgenosse Louise Dumonts, hat nach deren Tod ein Buch zusammengestellt, das die Schriften der großen Tragödin und Schauspielleiterin enthält. Da die Dumont Bühnenkünstlerin und nicht Schriftstellerin von Beruf war, ist der

*) Louise Dumont: Vermächtnisse. Herausgegeben von Gustav Lindemann. Düsseldorf 1932. Aug. Bagel.

Inhalt des ziemlich kräftigen Bandes ungleichwertig. Pietätvolle Liebe hat das Material zusammengetragen, aber es wäre dem Ganzen besser gedient gewesen, wenn eine und andere Gelegenheitsschrift und verschiedenes von dem Anhang weggeblieben wäre.

Die besten Arbeiten sind diejenigen, die Kritik und Gedanken, Sorgen und Hoffnungen dieser lebhaft fühlenden, logisch denkenden Frau über das Verderben und Neuwerden unseres deutschen Theaterkörpers wiedergeben. Betrachtungen, wie die über Goethes Frauengestalten und „Aus Ibsens Frauengestalten" und vor allem der Abschnitt „Kunst in der Lebensgestaltung" sind wertvolle Beiträge zur Theaterliteratur. Was Louise Dumont aber in den beiden Hauptaufsätzen: „Ursprache" und „Worte zur Krisis des deutschen Theaters" sagt, das ragt weit über den Rahmen des Fachlichen und geht jeden denkenden Volksgenossen dringend an. Fast hellseherisch gewährt sie uns Einblick in das schwer gestörte Uhrwerk, in den morschgewordenen Bau der deutschen Bühne. Sie sieht den tiefsten Grund der Theater-Krise im Mangel an deutschem Sprachgeist.

Den gerne angeführten Mangel an Bühnendichtungen anerkennt die Dumont durchaus nicht. Zur interessanten Analyse moderner Dramatik zieht sie die Arbeiten der Autoren einer für uns fast schon verklungenen — und doch vielleicht gar nicht ausgeschöpften — Epoche heran. Zum Apostel des reinen Sprachgeistes aber erwählt sich die Rheinländerin den Landsmann Stefan George, der ihr geistig besonders nahesteht.

Ein sehr anregender Aufsatz ist dem „Deutschen Theater am Rhein" gewidmet. In den Elementen rheinischer Volkssprache, im rheinischen Klangreichtum sowie in dem starken Haften in der Tradition sieht die Verfasserin den Grund zur instinktiven Abwehr ihres Heimatgebiets gegen die Einflüsse einer rein verstandesmäßigen Entwicklung und abstrakten Formgebung unserer Sprache. Sie hört ihre Ur-Melodie am deutlichsten noch an den Ufern des Rheins und führt diese Erkenntnis als Haupttriebfeder zur Gründung ihres Düsseldorfer Schauspielhauses an. Unwillkürlich drängt sich dem Leser die Frage auf: ist Louise Dumont in der Praxis das durchzuführen gelungen, was sie theoretisch so wunderbar predigt? Gibt es überhaupt reale Rückwege zur deutschen „Ursprache"? Von heute auf morgen ist solche „Umgeistung", solche „Umbetonung" einer Sprache nicht möglich, aber es wäre doch eines möglich, daß die große Regisseurin, aus ihrer weiblichen Hellhörigkeit heraus, die Fähigkeit gehabt hätte, eine Schar von Jüngern zu den neuen Bahnen hinzuleiten. Wenn jetzt — da Deutschland schreit nach geistiger Erneuerung — an allen Ecken und Enden des Reichs die Dumont-Schüler aufstehen werden und „Erhebung der Sprache und des Geistes", wahres Verständnis unserer Klassiker und die kraftvolle Befruchtung der jungen Dichtergeneration, von der Bühne herab durch echte lebensfähige Kunst zur Wirklichkeit werden lassen, dann hat Louise Dumont nicht nur vorgedacht, sondern auch vorgelebt! Dann darf sich erst ihr größter Wunsch erfüllen: dann darf sich Louise Dumont der Neuberin „vollberechtigt an die Seite stellen". M. C.

## Die Insel Tütarsaar

„Alles verändert sich in diesen Nächten. Es ist, als öffne sich ein zweites Auge, als läge der Kern des Wesens einmal bloß und offen. Land und Meer zeigen ein neues Gesicht. Nicht, daß es deutlicher wäre; wie könnte ich es auch ertragen, weiß ich doch, daß jetzt die Welt aufhört ein Gleichnis zu sein, um zu werden, was sie schließlich doch ist, nun aber ganz offensichtlich: Geheimnis."

Das sind Worte aus einem Buch, das selbst seine stärkste dichterische Kraft in der Sichtbarmachung von „Gleichnis und Geheimnis" der Welt beweist, aus dem eben im Insel-Verlag erschienenen Roman von Edzard H. Schaper „Die Insel Tütarsaar" (RM. 5,—). Unsere Leser kennen diesen jungen Dichter schon aus zwei in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Erzählungen („Orla und Jonathan" und „Saga"); nun liegt eine größere Arbeit von ihm vor, die mehr als eine bloße Talentprobe ist, nämlich ein dichterisch erfaßtes Stück Welt, eine Schau in das wesentlich Menschliche selbst.

Auf der „Insel Tütarsaar", einem Eiland hoch im Norden, lebt einsam ein Hirt, der von dem Wahn besessen ist, zum Wächter eines hier verborgenen Schatzes eingesetzt zu sein, und dem aus diesem Glauben eine königliche Herrscherkraft zuwächst. Zu diesem Eiland gelangt der Held der Erzählung auf einer Fahrt und Flucht ins Unbekannte und gerät in die Gefangenschaft des Herren der Insel. Im Zusammenleben mit dem Hirten wird dem Fremden dessen Wahn bald zum Gleichnis eines höheren Glaubens, er gewinnt das Vertrauen des Hirten und lebt im Schatten eines sichereren Lebens zu eigenem Glauben wieder auf. — Wie dann allmählich die Außenwelt wieder in das Leben auf der Insel hineinwirkt, wie Glauben und enge Wirklichkeit in Gestalt anderer Men-

schen, eines Mädchens besonders, gegeneinander streiten, wie schließlich der Hirt selbst an Zweifeln zugrunde geht und der Fremde zu der Frau zurückkehrt, von der er floh, nun aber mit neuem Lebensglauben begnadet, das alles ist mit starker Symbolkraft gestaltet.

Schaper hat viel Verwandtes mit nordischen Dichtern, ohne von einem von ihnen in Stil oder Fabel abhängig zu sein. Seine Gestalten zeigen ihr Wesen in den Träumen, denen sie folgen. Mystisches schwingt in allen Erlebnissen, und oft verdichtet sich das visionäre Element der Erzählung zu in den Gang der Handlung verflochtenen Legenden oder Traumschilderungen. Nicht aber, daß hierbei die Gefahr eines bloßen Symbolismus entstünde, vielmehr ist das eigentliche Lebenselement der Dichtungen Schapers eine große Kraft der Naturschau und Naturdarstellung, die alles Gedankliche trägt und in die lebendige Wirklichkeit zurückmünden läßt.

Schapers bisheriges Schaffen — es sind von ihm schon eine ganze Reihe von Erzählungen veröffentlicht, und viel Unveröffentlichtes wartet noch auf seine Leser — ist ein großes Versprechen. Wir hoffen und wünschen, daß „Die Insel Tütarsaar" ihm den Weg zum großen Publikum öffnen und dem Insel-Verlag die Möglichkeit zur Herausgabe anderer Werke von ihm geben wird. H. Kraus

## Weihnachtsbücher

An die Spitze der Geschenkbücher stellen wir die Volksausgabe des Buches von Generalfeldmarschalls v. Hindenburg „Aus meinem Leben" (Leipzig, Hirzel und Bibliographisches Institut). Durch die Zusammenarbeit der beiden Verlage ist es ermöglicht worden, dieses bedeutsame Buch in ungekürzter Form mit reichem Bilderschmuck zu dem wirklich volkstümlichen Preise von 5,80 Mark in ausgezeichneter Ausstattung, klarem Druck und großem Format herauszubringen. Auf die Bedeutung dieser einzigen Selbstbiographie unseres Reichspräsidenten und Feldmarschalls haben wir früher eindringlich hingewiesen, so daß nur noch festzustellen bleibt: die Auswahl der Bilder unterscheidet sich von jeder landläufigen Bebilderung und ist nach Gesichtspunkten getroffen, die des behandelten Gegenstandes würdig sind. Sie zeigen uns Hindenburg in verschiedenen Stadien seines Lebens und in historischen Momenten, die nicht nur für sein Leben, sondern das Geschick unseres gesamten Volkes von entscheidender Bedeutung waren. Auch sechs Weltkriegskarten in hervorragender Ausführung sind beigefügt. Dies Buch stellen wir deshalb an die Spitze unserer Weihnachtsempfehlungen, weil hier an einem großen Beispiel klar wird, wie die Lebensführung eines einzelnen Mannes, der — bei vorhandener ungeheurer Leistung — das Seinsprinzip verkörpert, für ein ganzes Volk Vorbild werden kann.

*

Eine Gabe von wahrhaft nationalem Wert und beglückender Schönheit ist der Band der Insel-Bücherei „Die Minnesinger in Bildern der Manessischen Handschrift" (Leipzig, Insel-Verlag), zu dem der Germanist Hans Naumann ein Geleitwort schrieb, in dem er feinsinnige Deutungen der 24 aus den 137 Bildern der Handschrift ausgewählten gibt. Hier beschert der Insel-Verlag das Schönste an kleinen Gaben, was ihm seit Jahren gelang. Die 24 ausgewählten Blätter, denen Meister Johannes Hadlaubs achtes Lied sich anschließt, gehören zum kostbarsten deutschen Volksgut, ihre Wiedergabe in vielfarbigem Offsetdruck ist vollendet: und das gibt der Insel-Verlag jedem einzelnen Deutschen für den Preis von 80 Pf.! Der deutschen Arbeit des Insel-Verlages, die das Lebenswerk eines einzigen Mannes, Anton Kippenberg ist, kommt jetzt erhöhte Bedeutung zu. Sie ist eine Säule deutscher Kultur, die international anerkannt ist.

*

Auch die Blauen Bücher sind mit einer weiteren Gabe von großer Schönheit vertreten, „Deutsche Barockplastik" (Königstein, Karl Robert Langewiesche, 2,40 Mark), die Wilhelm Pinder in vollendeter Meisterschaft einleitete. Hier ist auf knappstem Raum mit hervorragenden Bildbeiträgen eine Kunstgeschichte im Kleinen, welche in vorbildlicher Weise die Aufgabe löst, aus großer Konzeption und genauester Sachkenntnis heraus einen wesentlichen Abschnitt deutscher Kunst in lebendigen Besitz umzuwandeln.

*

Isolde Kurz, deren 80. Geburtstag wir in diesem Monat begehen, zeigt die unverminderte Kraft ihrer prachtvollen Erzählergabe in dem Buche „Die Nacht im Teppichsaal" (Tübingen, Rainer Wunderlich, 5,50 Mark). Hier läßt sie im Teppichsaal eines alten, verlassenen, italienischen Schlosses vor einem echt deutschen Wanderer die Geschichte dieses Schlosses, wie der Wirker sie im Teppich festhielt, und damit ein gut Teil echtester italienischer und durch den Reichtum der Dichterin auch Menschheitsgeschichte in einer

wundervollen Sprache lebendig werden. Den Dank für diese Gabe, die sie ihrem Volke zu ihrem Geburtstag schenkt, kann man nur abstatten, indem man diese Gabe anderen weitergibt.

✶

„Die bunte Schüssel" nennt sich ein Sammelband von Erzählungen des flämischen Dichters Felix Timmermans, übertragen von Peter Mertens, wiederum mit eigenen Zeichnungen, die ebenso eigenwüchsig sind wie sein ganzes Schaffen (Leipzig, Insel-Verlag). Das Buch beginnt mit der prächtigen Novelle vor der Heiligen Elisabeth „Der Mantel der Armut" und endet mit einem köstlichen Selbstbildnis des Dichters. In dem Reigen dieser Erzählungen, die in jeder Zeile den ganzen Timmermans enthalten, sind auch zwei Geschichten für Kinder. Ein paar Titel: „Das Brevier für Liebende", „Der mutwillige Schweinskopf", „Die heiligmachende Krähe". Da ist der ganze Timmermans und seine Umwelt, in der für deutsches Fühlen nichts Fremdes ist, sondern in der man sich beglückt zu Hause fühlt.

✶

Ein Geschenkwerk von großem künstlerischem Wert ist das Märchen „Der gelernte Jäger" mit den 18 Steinzeichnungen von Max Slevogt (Berlin, Bruno Cassirer). Es ist in einmaliger Auflage von nur 400 Exemplaren erschienen auf Büttenpapier, der Druck der Steinzeichnungen erfolgte mit der Handpresse bei Jakob Hegner in Hellerau. Es zeigt eindringlich den hohen Stand deutscher Buchtechnik und hat darüber hinaus den Wert eines Erinnerungsgrußes von Slevogt nach seinem Tode. Wir kennen seine wundervollen Illustrationen zu den verschiedenen Büchern und Märchen. Es will uns fast dünken, als ob diese Steinzeichnungen noch auf einer ganz besonderen Höhe der Reife stehen, alle die Vorzüge seiner ungewöhnlichen Begabung strahlen hier in hellstem Glanze. Eine gewisse Schwere liegt über dem Ganzen, wie hinter dem Märchen das Schicksal steht. Daneben Einzelheiten echten Humors bis in die Nähe der Groteske. Meisterhaft die Figuren in der Bewegung, schwer die wuchtige Riesenwelt, und in schönem Kontrast dazu die Figur des jungen Schlossers, der zum gelernten Jäger wurde und mit den Zauberwaffen des Märchens alle Feinde besiegt und schließlich und endlich die Königstochter und das Reich erhält. Der Preis für das in Pergament gebundene Buch beträgt 22 Mark, das ist für eine solche Gabe, die jeden Freund des deutschen Buches, deutscher Graphik und des deutschen Märchens begeistern wird, nicht viel.

Auch der Verlag Eugen Diederichs (Jena) gibt jetzt eine Reihe kleiner Bücher heraus zum billigen Preis von 0,80 Mark, die er „Die deutsche Reihe" nennt. Sie ist gut zusammengesetzt, ältestes deutsches Volksgut und Meisterwerke lebender Erzähler. Sie beginnt mit Paul de Lagardes „Bekenntnis zu Deutschland"; aus der älteren Zeit gibt Hans Naumann „Germanische Spruchweisheit", und unter dem Titel „Götterdämmerung" sind Strophen aus der Edda zusammengefaßt. Ferner ein Band Gedichte „Volk an der Arbeit" und von Erzählungen Agnes Miegel „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder", ein kleines Meisterwerk, Lulu von Strauß und Torney „Auge um Auge", Edwin Erich Dwinger „Zug durch Sibirien" und Otto Gmelin „Prohn kämpft für sein Volk". Das ist ein guter Anfang!

✶

Ueber den „Heideschulmeister Uwe Karsten", den Roman von Felicitas Rose, braucht deutschen Lesern kein Wort des Lobes und der Empfehlung mehr gesagt zu werden, er hat seinen Platz in den deutschen Herzen erobert. Das beweist auch, daß jetzt das 400. Tausend erscheinen konnte, als Jubiläumsausgabe mit 108 Bildern in Kupfertiefdruck aus der Heide ausgestattet (Berlin, Verlagshaus Bong & Co., Preis 4,80 Mark). Die Bilder sind so, daß man Felicitas Roses These, daß ihr Schulmeister Karsten in seiner ganzen Innerlichkeit und seelischen Kraft nur von dieser Heide geboren werden konnte, ganz bejaht.

✶

Von Joseph Conrad, dem zum Engländer gewordenen Polen, dessen Bücher, vor allen Dingen die Seemannsgeschichten, Allgemeingut der gesamten Welt geworden sind, ist jetzt die deutsche Uebersetzung seines großen Romans „Mit den Augen des Westens" erschienen (Berlin, S. Fischer, 4.80 Mark), in dem das Schicksal eines eigenartigen Menschen in einer Revolution geschildert wird, dessen Pole politischer Mord und Verrat aus Ueberzeugung sind. Der anglisierte Pole blieb der slawischen Welt innerlich nah genug, daß er die Unbegreiflichkeiten dieser haltlosen und unheimlichen Seelen verständlich machen kann.

✶

Eine wundersam feine Gabe ist Hermann Hesses „Hermann Lauscher" (Berlin, S. Fischer, 4.80 Mark. Die „Deutsche Rund-

schau" brachte im November 1919 Hermann Hesses „Kinderseele", zu ihr führen unmittelbare Fäden vom „Hermann Lauscher", der 1901 zuerst erschien und von Wilhelm Schäfer 1907 neu herausgegeben wurde. Er umfaßt „Meine Kindheit", „Die Novembernacht", „Lulu", „Schlaflose Nächte", „Tagebuch", „Letzte Gedichte", Kinderjahre", „Freund- und Liebschaften", „Deutsche und schweizer Umwelt" des eigenwilligen Lauscher, der in vielen Stücken Hesse selbst ist. In seiner großen Echtheit, seinem Bekenntnisdrang, in dem doch letzte Dinge scheu bewahrt bleiben, bildet vor allen Dingen der Abschnitt „Meine Kindheit" ein eindringliches Mahndokument für alle Eltern, den richtigen und irrigen Wegen der Kinderseele stärker nachzugehen, als die meisten in ihrer Tagesbeanspruchung es tun. Die feinen Zeichnungen von Gunter Böhmer fügen sich ganz diesem starken Seelendokument ein.

*

Was in dem schönsten Frauenbuche des vorigen Jahres „Amei" Ruth Schaumann, die Dichterin, begann, hat sie in gewissem Sinne in ihrem Roman „Yves" (München, Kösel und Pustet) vollendet, denn er vertieft, wenn auch in neuer Kunstform, die Kenntnis weiblicher Psyche der Kinderjahre in die Sphäre der erwachenden Frau. Manches liest sich zunächst für Ruth Schaumann ungewohnt, aber schnell erkennt man, daß der gelegentliche Ueberschwang der Form nur der Ausdruck des unendlichen Seelenreichtums dieser großen Dichterin ist. Auf dem tiefen, reichen, schweren und doch so bunten Mutterboden der Katholizität hat sich hier ein in der Anlage begnadetes Talent zu hoher Meisterschaft entfaltet. Es ist die Geschichte von zwei Freundinnen, beide mutterlose Waisen, deren inniges Verwachsensein im Institut getrennt wird, bei der einen durch den Eintritt in die Ehe, bei der anderen durch das Einbrechen wirtschaftlicher Not beim Tode des Vaters. Diese, Hortense, geht schwere und dunkle Wege, fällt einem Mann anheim, der mit dem Geschenk ihrer Liebe nichts anzufangen versteht und sie verläßt, als die Frucht dieser sündigen Liebe in ihr zu reifen beginnt. Das Schicksal knüpft die Wege beider junger Frauen wieder aneinander, indem durch die Vermittlung der schönsten Figur dieses Buches, des alten Arztes Verneuil, das von Hortense unwillig und in Haß geborene Kind Germaine, der jungen Frau, der der letzte Segen der Ehe versagt bleibt, gebracht wird, ohne daß beide den Zusammenhang ahnen. Germaine wird glücklich mit dem fremden Kind, denn es gibt ihr kraft seelischer Durchdringung Vollendung, die sonst nur das körperliche Mysterium der Mutterschaft bringen kann, und in Hortense erwacht das Bewußtsein vom Königtum der Mutterschaft durch das Glück der Freundin an ihrem Kinde. Stürmisch verlangt sie ihr Kind zurück, aber sie muß durch die innere Läuterung gehen und findet den Zugang dazu wieder durch Verneuil. Hier klingt nun der zweite wundersam tiefe Gedanke des Buches an: der Mensch, der Schicksal zu spielen wagt, um andere zu erlösen, muß das Geschick des Gottessohnes auf sich nehmen, an diesem Eingriff in Gottes Rechte zermalmt zu werden. Der Reichtum der Seele und des Gefühls und der Tiefe christlicher Gedanken sprengt fast den Rahmen des Buches, aber dieses Buch bestätigt den hohen Rang, den Ruth Schaumann sich als Dichterin erworben hat.

*

Ein zweites Buch von Ruth Schaumann „Sieben Frauen" (Berlin, G. Grote) vereinigt sieben Novellen der Dichterin, von denen die zweite — „Moria mortu' amore oder Torheit von Liebe erlegt" — ja unseren Lesern nicht unbekannt ist. Dieses Buch zeigt gerade in der Ausstrahlung auf die verschiedensten Lebens- und Gesellschaftsbezirke die außerordentliche Reichheit und Tiefe ihrer Gaben.

*

Otto Brües, der rheinische Dichter, unseren Lesern wohl vertraut, läßt eine prächtige Erzählung „Das Mädchen von Utrecht" in Buchform jetzt erscheinen (Berlin, G. Grote, Leinen 4.80 Mark). Ein rheinischer Fabrikant zieht zur Brautwerbung aus nach Utrecht, weil er in einem seiner gewohnten Tabakspakete den Brief einer Holländerin fand, die als Witwe sich wieder verehelichen möchte. Das Wagnis gelingt, er findet in der kecken Briefschreiberin sein Ideal, und das Glück überwältigt ihn so, daß er nach guter rheinischer Art auf der Rückfahrt nach seinem niederrheinischen Heimatsstädtchen des Guten zu viel tut und in begeisterter Trunkenheit den Werbern des Soldatenkönigs in die Hände fällt. Den vereinten Anstrengungen seiner Mitbürger, seiner prächtigen Mutter, sowie dem tatkräftigen Eingreifen seiner unverzagten Verlobten gelingt es unter vielen Fährlichkeiten, ihn von dem Preußenkönig frei zu bekommen. Das alles ist mit sonnigem Humor und doch feinster Nachdenklichkeit geschildert in echter Freude am Erzählen. Aber das ist nicht das Wichtigste an diesem Buch. Das Wichtigste ist, gerade in unseren Tagen,

wie hier ein Rheinländer, dem alles rein Preußische fremd, ja unsympathisch ist, trotz des erzwungenen Dienstes zur innerlichen Bejahung des Preußentums kommt und diese Erkenntnis, die eine deutsche Erkenntnis ist, auch nach seiner Befreiung seinen Mitbürgern gegenüber vertritt. Hier ist ein Weg gezeigt, wie der deutsche Dichter, wenn er wirklich berufen ist, nationalpolitische Aufgaben in einer Form lösen kann, die jedem eingeht. Allerdings gehört ein solcher Meister und ein so starker Dichter dazu, wie Otto Brües es ist.

✶

Von Ernst v. Salomons Roman „Die Geächteten", der in der „Deutschen Rundschau" eindringlich gewürdigt wurde (Berlin, Rowohlt) ist eine Sonderausgabe erschienen, das elfte bis zwanzigste Tausend umfassend. — Zu gleicher Zeit gibt Salomon ein neues Buch heraus „Die Kadetten" (ebenda), in dem er den Versuch unternimmt, die Geschichte des königlich preußischen Kadettenkorps von 1913 bis zur Auflösung im Jahre 1920 zu schreiben. Der Versuch ist gelungen, denn hier wird nicht nur das Schicksal der preußischen Kadetten im weitesten Sinn deutlich, sondern ein Erziehungssystem, das in seiner spartanischen Härte dazu beitrug, Preußens Rückgrat steif und fest zu machen, wird aufgezeigt, und der Segen solcher gewollten Enge, die, wenn nur genügend Substanz vorhanden war, Charaktere und aufrechte Männer hervorbrachte, kommt klar zum Bewußtsein.

✶

Wir haben unseren Lesern in den letzten Jahren zwei Erzählungen einer bis dahin unbekannten Autorin, Margarete Schiestl-Bentlage bekannt gemacht, das eine war „Der Mann aus der Heide", das andere „August". Es wird unsere Leser freuen, zu hören, daß jetzt von dieser Autorin ein Band Erzählungen „Unter den Eichen" (Leipzig, Paul List, 5,50 Mark) erschienen ist. In ihm finden sich auch die bei uns veröffentlichten Erzählungen wieder. Hier ist ein ganz ursprüngliches Talent. Diese Geschichten aus dem Leben eines deutschen Stammes sind ein prachtvolles Beispiel dafür, daß nichts auf dieser Welt verloren geht. Ihre Eltern, ihre Großeltern, bestimmte Personen des Dorfes, die Dienstboten, alle waren für das empfängliche Kind Geschichten- und Märchenerzähler. Das Leben des Stammes selber formte sich in diesen einfachen Worten bodenständiger Menschen zur dichterischen Wirklichkeit. Die Summe dieser Ströme ergab die Auslösung der bildenden Kraft in einem Kinde des Stammes. Nachdem die Zeit reif war, gelang ihr der Wurf, die Künderin von Stammeswesen und Stammeseigenart zu werden. Das ist der große Vorzug von Margarete Schiestl-Bentlage, der erhöht wird durch die Tatsache, daß die Künstlerin nicht nur ernsten künstlerischen Gestaltungswillen und Verpflichtung gegenüber dem Werke hat, sondern über ursprüngliche, gestaltende Schöpferkraft verfügt.

✶

Ueber Hans Friedrichs Bluncks Schaffen, soweit es aus vergangener Zeit stammt, braucht den Lesern der „Deutschen Rundschau" nichts mehr gesagt zu werden. Aber sie werden es begrüßen, zu erfahren, daß seine großen Romane „Stelling Rotkinnsohn. Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes", „Hein Hoyer. Ein Roman von Herrn, Hansen und Hagestolzen", und „Berend Fock. Die Mär vom gottabtrünnigen Schiffer", nunmehr in einem Bande, von Dichter in gewissenhafter Verpflichtung gegen das eigne Werk durchgesehen und zum Teil umgearbeitet, erschienen sind zum billigen Preise von 6.80 Mark für den Leinenband (München, Langen-Müller), unter dem Titel „Werden des Volks". An diesem Buche wird man eine Probe machen können, ob die Auswechslung der Literaturen nun wirklich den substanzhaften deutschen Dichtern zugute kommen wird. Früher waren die drei Bücher als Teile der „Niederdeutschen Trilogie" erschienen und verfehlten ihren Eindruck auf die Besten unseres Volkes nicht. Heute steht zu hoffen, daß alle Kreise dem Blunckschen Schaffen offen sind. Denn grade hier ist die Grundlage gelegt worden, auf der organisch jetzt die äußere Anerkennung herauswuchs. Wer Blunck kennen will, muß hier mit dem Lesen beginnen.

✶

Auch von Wilhelm von Scholz' Roman der Schwestern Breitenschmitt „Perpetua" ist eine Volksausgabe erschienen zum Preise von 4.80 Mark, (Leipzig, Paul List), die diese von innerem Gehalt und großer Gestaltungskraft reife Geschichte der beiden Schwestern aus dem mittelalterlichen Augsburg in breite Kreise tragen soll. Es ist ein Seelengemälde von großer Eindringlichkeit, und es ist eine deutsche Geschichte, die, wenn auch im Mittelalter angesiedelt, für unsere Tage als ein Bild deutschen Seelenringens mit dem Schicksal ihre Tagesnähe hat.

✶

Bei dem Roman von Charles Morgan „Der Quell", aus dem Englischen übertragen von H. E. Herlitschka (Stuttgart, Deut-

sche Verlagsanstalt) bleibt ein zwiespältiger Eindruck zurück. Hier ist eine große Kunst seelischer Zergliederung, die ans anatomische Können grenzt. Es ist die Erzählung von einem englischen Offizier, der im Weltkrieg in Holland interniert wurde und auf einem adeligen Gut eine Jugendfreundin aus England wiederfindet, die mit einem deutschen Offizier, der mitten in der vordersten Linie des Kriegsringens steht, verheiratet ist. Die Widerstrebenden, die sich aus überwacher Selbstbeobachtung zunächst noch Hemmungen auferlegen, geraten in den Bann einer Leidenschaft, über der der kämpfende Deutsche vergessen wird. Zum hoffnungslosen Kriegskrüppel geschossen mit dem Todeskeim in sich, kommt auch er nach Holland, und als Sterbender zeigt der Abgeklärte den beiden den Weg aus dem Wirrsal, den sie nach seinem Tode beschreiten. Die Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten ist meisterhaft, und doch bleibt eine Gefühlsverletzung gegenüber dem Todgeweihten, auch wenn er nicht ein Deutscher wäre.

✶

Von dem bekannten Buche des Schweizer Dichters Felix Moeschlin „Der Amerika-Johann", seinem Bauerroman aus Schweden, ist jetzt im Montana-Verlag (Horw, Luzern) die 7. Auflage erschienen, die der Dichter als die endgültige Ausgabe bezeichnet, 6.40 Mark. Moeschlin versteht es bekanntlich, in dieser Bauerngeschichte aus reinem Schweizer Blut heraus den tragischen Verfall bäuerlicher, echter Bodenständigkeit in seinen verheerenden Auswirkungen mit Leidenschaft, die des Humors nicht entbehrt, darzustellen.

✶

Zu Gustav Frenssens 70. Geburtstag hat sein treuer Verlag (G. Grote, Berlin) nicht nur sein neues Werk „Meino, der Prahler" herausgebracht, das Frenssens ganze Aufgeschlossenheit für die Jugend und ihr Ringen in der Geschichte eines niedersächsisch-friesischen Bauernjungen zeigt, der, wie der Junge im Märchen, auszog, das Fürchten zu lernen, die rechte Ehrfurcht lernt und auf fremder Scholle als Siedler, da ihm der väterliche Hof als jüngstem Sohn versagt blieb, sein neues Leben sich aufbaut. — Der Verlag hat auch Gustav Frenssens „Peter Mohrs Fahrt nach Südwest" neu erscheinen lassen, das damit im 238. Tausend vorliegt. Sechs farbige Bilder von G. Ruth steigern den Wert dieser Jubiläumsausgabe . Was Peter Mohr bedeutet hat, um den kolonialen Gedanken in die breite Masse des Volks zu tragen, gehört der Geschichte an. — Eine eigne Würdigung Frenssens bringt im gleichen Verlage Nunne Kunsen „Gustav Frenssen, der Kämpfer für die deutsche Wiedergeburt". Ein Buchen, das Frenssen und sein Werk in ununmittelbare Beziehung zum neuen Deutschland setzt. — Und endlich ist als 50. Jahrgang des Groteschen Weihnachtsalmanachs als Geburtstagsgabe der „Gustav Frenssen-Almanach" mit manchen schönen Beiträgen erschienen.

✶

Emanuel Stickelberger, der Schweizer Dichter, gibt einen Sammelband von Erzählungen, Gedichten und Aufsätzen heraus unter dem Titel „Im Hochhus" (Stuttgart, J. F. Steinkopf), genannt nach dem Haus, das ins Engelberger Tal schaut, in dem der Dichter seines Schaffens Heimat fand. Unter seinen Beiträgen sind Kabinettstücke novellistischer Erzählungskunst. Bis in die letzte Faser seines Wesens Schweizer und in seiner Bergheimat verwurzelt, reckt er sich zu einem erzählerischen Rang auf, der die Landesgrenzen sprengt. Er gehört zum deutschen Schrifttum im weitesten Sinne, wie er selber sich ja auch richterlicher Weise bei der letzten unerfreulichen Tagung des Pen-Clubs von der Deutschenhetze abwandte. Der künstlerische Wert seiner Erzählungen sollte ihm die Wege zu reichsdeutschen Lesern in stärkerem Maße öffnen, als es bisher der Fall war. Dieser Band „Im Hochhus" ist dafür ein ausgezeichnetes Mittel, denn er ist ein Querschnitt durch das gesamte Schaffen und die künstlerische und menschliche Persönlichkeit des Schweizer Dichters.

✶

Im Verlag „Grenze und Ausland" (Berlin) ist der „VDA-Kalender für 1934" erschienen „Deutsche in aller Welt", der die erweiterte und umfassendere Fortsetzung des „Roland-Kalender" bedeutet (2. Mark). Auch hierin zeigt sich die zielbewußte und tatkräftige Arbeit des Volksbundes unter seinem neuen Führer, Hans Steinacher, dem richtigen Mann am richtigen Platze, der auch als Einführer dieses Kalenders mit Knappheit die Aufgabe umreißt, die der Kalender mit seinen vielen Bildern aus dem auslanddeutschen Leben, seinen Gedenksprüchen und den Daten sich mit Erfolg zu erfüllen bemüht. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Arbeit für das Gesamtdeutschtum die Aufgabe eines gegenüber den großen Massen unseres Volkes doch nur beschränkten Kreises war oder gar der Tummelplatz persönlicher Ehrgeize. Daß es jetzt die Pflicht jedes einzelnen Deutschen in erhöhtem Maße ist, in allem seinen Tun, Handeln und

denken des Gesamtzusammenhanges sich bewußt zu sein und der am stärksten im Kampfe stehenden deutschen Volksglieder zu gedenken, daran erinnert dieser Kalender als täglicher treuer Eckart.

Auch der „Preußenkalender", den wir jedes Jahr mit großer Zustimmung anzeigen konnten, liegt für 1934 vor (Berlin, Verlag Graf Schlieffen 2.30 Mark) mit Friedrichs des Großen Kopf geschmückt. Bekanntlich gibt Carl Lange ihn heraus, der in einem Vorwort Rechenschaft über das von ihm verfolgte Ziel ablegt. Jedes Blatt des Kalenders bestätigt, daß er diese Aufgabe mit warmem Herzen, Takt und großer Kenntnis der Möglichkeiten, auf diesem Wege gesamtdeutsche Zusammenhänge aufzuzeigen, unternommen hat. Sehr hübsch sind die zwölf Postkarten mit besonders gut ausgewählten Bildern, die sich von dem Kalenderblatt abtrennen lassen. Eine Neuerung, und eine begrüßenswerte, besteht darin, daß die Bilder nicht mehr in Kupfertiefdruck, sondern Typo-Tiefdruck wiedergegeben sind.

Der Athenaionkalender „Kultur und Natur" ist auch für 1934 zum Preise von 2,40 Mark mit 220 Abbildungen in Doppeltondruck und einem schönen, farbigen Titelbild erschienen (Potsdam, Athenaion). Den Erfolg des vorigen Jahres wird er auch in diesem Jahre erreichen, denn seine innere Qualität gibt ihm den Anspruch darauf. Wiederum ist ein Preisausschreiben im Werte von 1000 Mark im Kalender enthalten.

Der Verlag Werner Kloß in Zittau bringt drei neue Kalender heraus, „Deutscher Reichswehrkalender" (2,50 Mark) mit einem Geleitwort des Reichswehrministers v. Blomberg und vielen interessanten und aktuellen Bildern aus dem Leben und der Arbeit unserer Reichswehr zu Lande und zu Wasser und auch Bildern aus der großen Geschichte der deutschen Armee. Den Kalender „Deutsche Männer 1934" (2.50 Mark), der Bilder bedeutender Männer aus Geschichte, Dichtung, Kunst und dem politischen Leben deutscher Vergangenheit bringt, bearbeitete Helmut Brussatis. Auch der Kalender „Volk und Zeit 1934" (2.50 Mark) ist lebendig und gegenwartsnah und wie die beiden anderen von gutem vaterländischem Geist durchpulst.

Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1934" (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 3.50 Mark), der ja seit den letzten Jahren von Ernst Beutler, dem Leiter des Frankfurter Goethe-Museums, herausgegeben wird, zeigt wiederum, was im Geistigen verwurzelte, verantwortungsbewußte Arbeit für die Lebendigmachung des Goethe-Erbes vermag. Das Gesicht des Goethe-Kalenders hat sich vertieft, und mit seinen schönen Bildbeigaben ist er durch wesentliche Beiträge, die er bringt, eine willkommene, ja unentbehrliche Gabe geworden. Ernst Beutler selber gibt eine ausgezeichnete Einführung in die Kunst der Goethe-Zeit in seinem Beitrag „Tischbein-Funde, Selbstbildnis, Briefe". Sehr gut ist der Aufsatz von Rudolf A. Schröder „Das deutsche politische Weltbild im Werk und Leben Goethes". Ein Aufsatz aber, der im tiefsten packt, ist der Beitrag von Hans Werner „Goethe als Vater". Hier wird mit den Mitteln Klagesscher Seelendeutung die menschlich tief erschütternde Tragik des Vaters Goethe eindringlichst offenbar. Es kommt hinzu eine von Wilhelm Schäfer erzählte Anekdote „Mignon" und ein sehr lehrreicher Beitrag von Hellmuth Freiherrn v. Maltzahn „Wie Frankfurt den 70. Geburtstag Goethes feierte".

*

„Wir Flieger" nennt Otto Fuchs die „Kriegserinnerungen eines Unbekannten" (Leipzig, K. F. Koehler, 4,80 Mark), das nach den Büchern der großen, nicht nur dem deutschen Volke, sondern der Welt bekannten deutschen Fliegern des Weltkrieges nun den militärischen und kriegerischen Alltag der Masse der deutschen Flieger, Offiziere wie Mannschaften, in anspruchsloser und darum um so wirksamerer Weise schildert. Wer selber bei der Waffe war, kann dem Herausgeber bestätigen, daß nichts falsch oder schief gesehen ist, sondern alles so war, wie der Unbekannte ihm erzählte. Mit den großen Abschnitten „Als Artillerieflieger", „Als Jagdflieger" und aus dem letzten Abschnitt des Weltkrieges ersteht ein wahres und in seiner Schlichtheit besonders eindringliches Bild der unerhörten Leistungen unserer fliegenden Kämpfer im Kriege.

*

Für die deutsche Jugend schrieb in den bekannten guten „Gunderts Blauen Jugendbüchern" Karl Helbig die Geschichte eines Hamburger Schiffsjungen „Kurt Imme fährt nach Indien" (Stuttgart, D. Gundert). Der Preis des mit vielen Kreidezeichnungen ausgestatteten Buches beträgt 1.90 Mark. Das ist gesunde Kost, denn dieser unverzagte Junge und fast mehr noch seine tapfere einsame Mutter können Vorbilder sein, ohne daß irgendwie schiefes Gefühl oder Uebertreibung störten.

Ein Buch für die Jugend ist Alfred Beer „Der Flieger im Osten" mit Bildern von Alfred Riedel (Freiburg, Herder 2.80 Mark) in dem in einem der Jugend gemäßen Ton die Erlebnisse eines Jungen aus Ostpreußen, dem Heimat und Elternhaus beim ersten Russensturm verloren gingen, in richtiger Würdigung des Soldatenhandwerks geschildert werden. Alfred Beer gibt zum Teil eigenes Schicksal, soweit die Kriegsfreiwilligkeit und der Dienst als Flieger in Frage kommen. Seine sittliche Reife — er ist nach dem Kriege Priester und erzbischöflicher Sekretär geworden — gibt dem Buche eine höhere Bedeutung, als sie gemeinhin Jugendschriften zukommt.

Ein prächtiges Buch ist Graf Felix von Luckners neues Werk „Mein Freund Juli-Bumm", in dem er die Abenteuer des Kapitäns Lauterbach erzählt (Leipzig, K. F. Koehler, 4.80 Mark). Luckner brachte Lauterbach mit Lowell Thomas, der seinen „Seeteufel" ins Englische übersetzte, zusammen, und die drei machten dies famose Buch. Sie brauchten zur Wirklichkeit nichts hinzuzufügen, denn Lauterbachs Taten sind aufregend und bunt genug: altbefahrener Käpten in chinesischen Gewässern, Reserveoffizier auf der „Emden", Kriegsgefangener in Singapore, wo er eine Meuterei der Inder anzettelte, Flucht nach Sumatra, von wo er seinen mit 1000 Pfund Fangpreis belasteten Kopf in abendteuerlicher Flucht nach Hause brachte, um als Führer deutscher U-Boot-Fallen dem Feind zur See weiter Abbruch zu tun. Das Buch ist im Stil Lauterbachs, d. h. echt, derb und ohne jede Pose und mit dem richtigen Seemannshumor, erzählt und wird Erwachsenen wie Heranwachsenden viel Freude bereiten.

*

Franz Seldtes beide Bücher „MGK" und „Dauerfeuer" sind jetzt in einem starken Leinenband mit dem Titel „Fronterlebnis" zusammengefaßt (Leipzig, K. F. Koehler 3.80 Mark). Der billige Preis wird dieses Buch auch jetzt noch vielen Frontsoldaten willkommen sein lassen.

*

Zum Luther-Jubiläum erschien das „Luther-Volksbuch" von J. B. Schairer, Stadtpfarrer in Stuttgart (Stuttgart, Lutz Nachfolger Otto Schramm, 3.25 Mark). das seinen Anspruch, ein Volksbuch zu sein, erfüllt. Schairer gibt hier Kurzberichte aus Luthers gesamten Leben, die in wirksamster Fassung alles Wesentliche herausbringen, und leitet das Ganze sachlich, knapp und klar ein.

In dem Buch von Hermann Ullmann „Durchbruch zur Nation" (Jena, Eugen Diederichs) ist vor allem wichtig, daß der Verfasser in diesem Führer durch das Wirrsal von 1918 bis zum Januar dieses Jahres stets und immer das Geschick des Gesamtvolkes betrachtet auch da, wo es außerhalb der Reichsgrenzen zu leben und zu kämpfen hat, und so eine Entwicklungslinie der volksdeutschen Arbeit innerhalb des gesamtdeutschen Geschehens sichtbar werden läßt. Das Buch verzichtet auf eine erneute Darstellung des Zusammenbruchs 1918, es beginnt gleich mit den Grundtatsachen, die damals geschaffen wurden: Waffenstillstand und Friedensvertrag. Daß Ullmann von einer geschlossenen Haltung aus die Vorgänge der letzten vierzehn Jahre gerade im Innern beurteilt, macht das Buch einheitlich. Gelegentlich sich meldender Widerspruch ist nicht entscheidend, sondern wesentlich bleibt, daß hier ein Mann, der vom Volkstumsgedanken herkommt, gerade aus dieser Einstellung heraus überzeugend aufzeigt, wie der Staat von Weimar scheitern mußte, weil das Volk so lange an eine tönerne, ausgehöhlte Form, die sein eigenes Gesetz nicht enthielt, pochte, bis im entscheidenden Anprall diese Form in Trümmer gehen mußte. Wesentlich zur Stärkung des Gedächtnisses ist auch die Beigabe einer Zeittafel, beginnend mit dem 7. Mai 1919 und endend mit dem 30. Januar 1933. Die Wichtigkeit dieses Buches für volksdeutsche Geschichtsbetrachtung macht es uns zur Pflicht, vor Weihnachten noch darauf hinzuweisen, wenn das Buch auch eine ausführlichere Würdigung verdiente.

*

Das Manifest von Hugo v. Hofmannsthal „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation", seine berühmte Münchener Rede vom Jahre 1927, sollte in den Händen aller geistigen Menschen sein. Wir wiesen verschiedentlich auf Hofmannsthals Bedeutung für die geistige Revolution der Deutschen hin und können uns damit begnügen, das Erscheinen jetzt anzuzeigen. (Berlin, S. Fischer).

*

In dem Kampf gegen die Verleumdung ist Rudolf G. Binding für sein Deutschland ritterlich in den Vordergrund getreten. In der „Antwort eines Deutschen an die Welt" beleuchtet er dem mißverstehenden Ausland gegenüber überlegen von hoher Warte aus das deutsche Geschehen. Die Schrift war zunächst erschienen als Antwort an Romain Rolland in der „Kölnischen Zeitung". (Frankfurt, Rütten und Loening).

Wir brachten im Septemberheft 1933 einen Abschnitt aus dem neuen Buche von Edgar J. Jung „Sinndeutung der deutschen Revolution". Jetzt ist das ganze Werk in den „Schriften an die Nation" (Stalling, Oldenburg) erschienen. Dieser Hinweis wird unseren Lesern genügen. Jung ist mit dem ganzen leidenschaftlichen Erkenntnisdrang und der Fähigkeit, unerbittlich und politisch zu denken, an eine Sinndeutung der deutschen Revolution herangegangen, die in dem Abschnitt von der christlichen Revolution und der Lehre vom Reiche gipfelt. Jungs Stil ist straffer geworden, und man möchte hoffen, daß vermeidbare Mißverständnisse seines Wollens und seiner Arbeit für unser Volk in Zukunft gerade nach diesem Buche nicht mehr möglich sein werden.

✶

Die Tochter unseres Zeppelin-Führers Eckener, Lotte Eckener, hat sich ein besinnlicheres Gebiet der Arbeit ausgewählt als ihr Vater, der immer noch durch die Luft um die Erde fährt. Sie hat „Die Welt der Bäume" in 30 Photographien so überzeugend eingefangen, daß die Menschennähe gerade dieses Zweiges der Schöpfung in wundervoller Weise herauskommt. (Berlin, Bruno Cassirer, 3,85 Mark). Schon die Sprache zeigt, wie nahe der Mensch sich dem Baume fühlt. Von dem Vergleich der jungen Mädchen mit der jungen Birke bis zum charaktervollen Mann als knorriger Eichbaum sucht sie hunderfältige Vergleiche mit der Baumwelt. Lotte Eckener kann sehen und versteht es, mit der Kamera das Wesen eines Baumes im Ausschnitt festzuhalten. Vom Erwachen im Frühling bis zum Vergehen der Bäume in trotzigem Kampfe an der Meeresküste oder auf Berggipfeln tritt hier die Lebensidee des Baumes hervor. Zu allen 30 Bildblättern sind Gedichte von Walter Bauer beigefügt, die diese wunderschöne Geschenkgabe poetisch zu deuten versuchen.

✶

Zwei Bücher, die einem zur Fröhlichkeit verhelfen können, sind „Neuer Witz vom Alten Fritz" von Peter Purzelbaum (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff, 4.50 Mark) mit einer Gebrauchsanweisung von Felix Riemkasten. Der einprägsame Titel geht etwas an dem famosen Inhalt vorbei, denn hier ist weit mehr als Witz; es ist eine Essenz vom Wesen des großen Königs und seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt in höchst persönlichen Formen. Daß dabei köstliche Dinge herauskommen, in dieser Sammlung besonders wirksam, liegt in dem Reichtum des einzigen Mannes. — Und das andere ist Rumpelstilzchen „Mang uns mang" mit einem hübschen Titelbilde, auf dem ein SA-Mann, ein SS-Mann und ein Stahlhelmer Arm in Arm den Leser anlachen. Rumpelstilzchen ist nicht milder, sondern schärfer geworden, aber das wird seine vielen Freunde kaum stören.

✶

Eine erstaunliche Leistung ist „Meyers Kleines Lexikon" in drei Bänden, von dem der erste von „A bis Gelbwurz" vorliegt, und der zweite demnächst erscheinen soll. Es ist die 9., verbesserte und erweiterte Auflage der kleinen Ausgabe des berühmten großen Lexikons und wird zu dem für das Gebotene erstaunlich billigen Preise von 10 Mark verkauft. (Leipzig, Bibliographisches Institut). Wenn die drei Bände vorliegen, so wird hier ein für die normalen Bedürfnisse völlig ausreichendes Konversations-Lexikon vorhanden sein, das neben den Vorzügen der Gründlichkeit und Verläßlichkeit der Arbeit, neben den reichen Bild- und Kartenbeigaben eine starke Zeitnähe hat. Nicht in dem Sinne, als ob nun infolge der politischen Ereignisse konjunkturhaft die neuen Dinge in den Vordergrund geschoben würden, sondern im Sinne eines gelungenen Versuches der geschichtlichen Einordnung dieser Dinge in das Weltbild der Gegenwart. Der ganze gewaltige Apparat deutscher Bildung hat unter kundiger Leitung ein Tempo entwickelt, das, wie ein berufener Kritiker es ausdrückte, der Zeit nicht nur nachgekommen ist, sondern sie bereits eingeholt hat.

Der Verlag Brockhaus, dessen großes Konversations-Lexikon in 20 Bänden im Erscheinen begriffen ist und hier laufend angezeigt wurde, bringt einen „Volksbrockhaus", ein deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus in zweiter verbesserter Auflage. Hier ist alles in einem Bande enthalten und zu dem Preise von 5 Mark herausgebracht.

✶

Wenn so kluge Verleger wie das Bibliographische Institut und der Verlag Brockhaus die Zeit für handliche Zusammenfassungen des gegenwärtigen Bildungsstandes für günstig halten, so wird das schon stimmen. Zweifellos kommt hier der Verlag einem allgemeinen Bedürfnis entgegen. So ist, wie es nun einmal im deutschen Verlagsleben üblich ist, ein Wettstreit ausgebrochen.

Auch von „Knaurs Konversations-Lexikon" ist eine völlig neu bearbeitete Aus-

gabe erschienen. Der Leinenband kostet wiederum nur 2,85 Mark (Berlin, Knauer) und stellt eine völlige Neubearbeitung der ersten Ausgabe dar. Der Text ist neu gesetzt und zum Teil auch neu bebildert, inhaltlich ist auch hier die deutsche Revolution berücksichtigt. Es enthält 37 000 Stichwörter und 2600 Textbilder sowie 75 vielfarbige und einfarbige Tafeln.

*

Den Versuch, zu billigstem Preise große Zusammenfassungen zu geben, haben viele Verleger unternommen. In diese Reihe gehört auch das über 800 Seiten starke, mit 67 schwarzweißen und farbigen Tafeln ausgestattete Buch von Heinar Schilling „Weltgeschichte", in dem in knappster Form unter zehntausend Stichworten die Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute zusammengefaßt sind (Berlin, Gustav Kiepenheuer). Und das für 5,— Mark. Hier ist die Möglichkeit geboten, die Daten allein auf sich wirken zu lassen und aus ihrer Gruppierung, die durch eine neuartige Form der Karten wesentlich unterstützt wird, sich selber einen Leitfaden zu schaffen, der die entscheidenden und großen Linien des gesamten Weltgeschehens verdeutlicht. Man könnte den Goethevers als Motto über das Buch setzen „Wer nicht von 3000 Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben!" Nur daß geschichtliches Wissen jetzt schon erheblich mehr als 3000 Jahre umfassen muß. D. R.

# Bausteine zu einer deutschen Hausbücherei

Hermann Stehr. Der Heiligenhof. (Volksausgabe M. 4,80.) Peter Brindeisener. (M. 6,75.) Nathanael Maechler. (M. 6,75.) Die Nachkommen (M. 5.20.)

Hans Grimm. Volk ohne Raum. (M. 8,50.) Olewagen-Saga. (M. 4,—.) Der Oelsucher von Duala. (M. 4,80.)

Hans Friedrich Blunck. Gewalt über das Feuer. (M. 5,25.) Kampf der Gestirne. Streit mit den Göttern. (M. 5,25.) Sprung über die Schwelle. (M. 5,80.)

Paul Ernst. Der Schatz im Morgenbrotstal. (M. 5,40.) Das Glück von Lautenthal. (M. 6,50.)

Selma Lagerlöf. Gösta Berling. (M. 4,05.) Herrn Arnes Schatz. (M. 3,50.) Christuslegenden. (M. 4,50.)

Ruth Schaumann. Amei. (M. 4,80.) Yves. (M. 3,80.)

Gustav Frenssen. Der Untergang der Anna Hollmann. (M. 4,05.) Peter Moors Fahrt nach Südwest. (M. 2,85.) Meino der Prahler. (M. 4,80.) Lütte Witt. (M. 4,95.) Die Chronik von Barlete. (M. 4,50.)

Karl Bernd v. Mechow. Vorsommer. (M. 5,60.) Das ländliche Jahr. (M. 7,50.) Das Abenteuer. (M. 6,—.)

Karl Heinrich Waggerl. Schweres Blut. (M. 6,—.) Brot. (M. 6,—.) Das Jahr des Herrn.

Ina Seidel. Das Wunschkind. (M. 11,25.) Der Weg ohne Wahl. (M. 5,50.)

Peter Dörfler. Apollonias Sommer. (M. 6,80.) Die Lampe der törichten Jungfrau. (M. 6,30.) Um das kommende Geschlecht. (M. 6,30.) Judith Finsterwalderin (M. 6,20.)

Jakob Kneip. Hampit der Jäger. (M. 6,75.) Porta Nigra.

Erwin Wittstock. Brüder, nehmt die Brüder mit. (M. 6,—.)

Leo Weismantel. Das alte Dorf. (M. 7,—.) Das Sterben in den Gassen. (M. 7,—.) Die Geschichte des Hauses Herkomer. (M. 7,—.)

Willibald Köhler. Sehnsucht ins Reich. (M. 4,—.)

Enrica v. Handel-Mazzetti. Die Hochzeit von Quedlinburg. (M. 9,—.)

Otto Brües. Das Mädchen von Utrecht. (M. 4,80.)

Paul Fechter. Der Ruck im Fahrstuhl. (M. 6,75.) Rückkehr zur Natur. (M. 6,75.) Die Kletterstange. (M. 5,75.) Das wartende Land. (M. 7,50.) Dichtung der Deutschen. (M. 9,40.)

Carl Haensel. Das war Münchhausen. (M. 6,—.) Kampf ums Matterhorn. (M. 5,—.)

Knut Hamsun. Vor Jahr und Tag. (M. 7,50.)

Emanuel Stickelberger. Im Hochhus. (M. 3,50.)

Hans Carossa. Der Arzt Gion. (M. 6,—.)

Friedrich Schnack. Klick aus dem Spielzeugladen. (M. 4,—.)

Adolf Bartels. Die Dithmarscher. (M. 8,60.)

Ernst Wichert. Heinrich von Plauen. (M. 7,50.)

H. Wolfgang Seidel. George Palmerstone. (M. 4,—.)

Alfred Brust. Die verlorene Erde. (M. 6,75.)

Felix Timmermans. Die bunte Schüssel. (M. 4,80.)

Tomas Mann. Die Buddenbrooks. (M. 2,85.)

Hans Christoph Kaergel. Ein Mann stellt sich dem Schicksal. (M. 5,25.)

Hanns Johst. So gehen sie hin. (M. 7,—.)

Lulu v. Strauß und Torney. Judas. (M. 5,80.)

Agnes Miegel. Geschichten aus Altpreußen. (M. 6,15.)

Hermann Sudermann. Katzensteg. (M. 5,80.) Frau Sorge. (M. 3,50.)

Will Vesper. Das harte Geschlecht. (M. 5,50.) Die Wanderung des Herrn Ulrich v. Hutten. (M. 4,32.)

Guido Kolbenheyer. Meister Joachim Pausewang. (M. 9,50.)

F. E. Sillanpää. Eines Mannes Weg. (M. 5,—.)

Hermann Eris Busse. Bauernadel. (M. 4,80.)

Helene Voigt-Diederichs. Auf Marienhoff. (M. 2,80.)

Die Edda. Uebertragen von Felix Genzmer. (M. 3,60.)

Die Inselbücherei. Alle Bändchen (M. 0,80.)

R. P.

# Politische Rundschau

Die Anerkennung der Sowjetunion durch die Vereinigten Staaten von Amerika ist nunmehr offiziell vollzogen worden. Es entsteht die Frage, wie stark sich die Aufrüstung der Sowjetunion gestalten wird und womit die Waffenlieferungen den Vereinigten Staaten bezahlt werden sollen. Man spricht von großen Kupferkäufen durch die Sowjetunion und Bestellung von allerlei Nützlichkeiten für einen kleinen Krieg: ein seltener Witz der Parteiprogramme, daß gerade die kleine Clique aus Moskau, die immer gegen den Imperialismus gewettert hat, jetzt mit dem Land der unbegrenzten Rüstungsmöglichkeiten Arm in Arm in Rüstungsgeschäfte geht, die eine Anzahl neuer Rubel- und Dollarmillionäre zur Folge haben wird. Natürlich geschieht dies alles nur der Abrüstung wegen, für die sich mit einem frommen Augenaufschlag bei den Massen so gut predigen läßt. Wir sind nicht der Meinung, daß Japan ruhig abwarten wird, bis diesseits vom Ural eine amerikanisch-sowjetistische Rüstungskammer ausgebaut ist, die dann zu jedem beliebigen Zeitpunkt in Tätigkeit gesetzt werden kann. Wir rechnen mit einer paralysierenden Aktion Japans, die sich im Innern der Sowjetmacht schon jetzt fühlbar macht. Aus dem Protokoll über die Anerkennung der Sowjetunion erfährt man, daß die Operationen Amerikas am Ende des Weltkrieges im Fernen Osten den Zweck hatten, einer japanischen Okkupation russischen Territoriums zuvorzukommen. Der eigentliche Kampf um den Markt im Fernen Osten hat also damals schon eingesetzt, er ist jetzt in einen neuen Abschnitt eingetreten, der nicht übersehen werden darf. Der Völkerbund — man möchte beinahe sagen „seligen Angedenkens" — hat auf die Entwicklung keinen Einfluß mehr, er wird nur der stille Stützpunkt der Sowjetunion bleiben, die im Sekretariat in Genf so gut vertreten ist.

Seit dem Austritt Deutschlands hat die Reichsregierung folgerichtig die Behandlung der Fragen außerhalb der Genfer muffigen Luft in Behandlung genommen, die dort nie vorwärts getrieben werden konnten. Hierzu gehört in erster Linie die kürzlich eingeleitete unmittelbare Unterhaltung zwischen Deutschland und Polen. Die Mitteilung über die Aufnahme der Verhandlungen hat im Ausland geradezu sensationell gewirkt. Frankreich scheint darüber erschrocken zu sein, daß sein Hauptvasall plötzlich eigene Wege gehen, daß der treue Liebhaber die Marianne nicht mehr brauchen könnte. Wir begrüßen den Schritt der Reichsregierung, die sich auf dem direkten Draht mit Warschau viel rascher eine Beruhigung der Ostgrenze schaffen kann, als wenn immer erst der Schiedsrichter in Paris sein Votum abgeben muß, der sich teuer bezahlen läßt, wenn er einmal ja sagt. Der Rüstungsindustrie in Frankreich geht diese Politik stark contre coeur, man wird die guten Sachen nicht mehr kaufen wollen, weil man sie nicht mehr nötig hat. Eine Klärung der Atmosphäre im nahen Osten war unbedingt notwendig; wird sie in ruhiger Behandlung der Differenzpunkte herbeigeführt, so kann der Ring gelockert werden, den die anderen um das Reich gelegt hatten.

Im Westen rechnen wir gleichfalls mit einer gewissen Entspannung. Der Ausgang der deutschen Wahlen hat der Welt in eindeutiger Form klar gemacht, daß die Außenpolitik der Regierung und daß vor allem ihr Friedensbekenntnis die Zustimmung der ganzen Nation haben. Das sind Tatsachen, mit denen man im Ausland unbedingt rechnen muß. Was jetzt

an Stimmungsmache aus Frankreich kommt, ist mehr taktisch zu werten, wir halten die heftigen Ausfälle gegen das Deutschtum in erster Linie für die Vorbereitung der eigenen neuen Stellung. Man wird damit rechnen müssen, daß sich diese Begleiterscheinungen aller politischen Verhandlungen fortsetzen werden, trotzdem wird man sich nicht auseinanderreden. Ob Paul Boncour bleiben wird, weiß man heute noch nicht, sein Nachfolger wird kaum andere Wege gehen können, auch wenn es Herriot werden sollte. Frankreich steckt selbst in schweren innerpolitischen Sorgen. Auch ein reiches Land kann sich auf die Dauer einen unausgeglichenen Staatshaushalt nur schlecht leisten. Da zur Zeit eine Gloire-Stimmung zur Ueberkleisterung der Valutanöte nicht recht zu machen ist, geht die Regierungsmethode, die man bei den Habsburgern „Fortwursteln" nannte, weiter. Es bereitet sich auch dort ein Nährboden für nationalsozialistische Ideen vor. Die Fronten der inneren Politik verschieben sich. Es wäre falsch, mit einer baldigen Beruhigung zu rechnen, wir glauben aber, daß sie zu erreichen ist.

England wollte den Ausgang der deutschen Wahlen abwarten. Wir sehen dort eine klare Linie in der Außenpolitik, man ist in Genf auf die übliche Formel der Ratlosigkeit eingegangen und hat vertagt. Ist Großbritannien wirklich so frankophil wie die führenden Männer der Konservativen, so könnte eine unmittelbare Verständigung zwischen Paris und Berlin eigentlich nur erwünscht sein. Wir rechnen damit allerdings nicht. In London hält man gern selbst die Fäden in der Hand und wird immer wieder versuchen, mit von der Partie sein zu können.

Zu berücksichtigen bleibt aber vor allem, daß die Weltpolitik Großbritanniens bald stark in Anspruch nehmen wird, so daß die Wiederanknüpfung der Unterhaltung über die Abrüstung in einem Rahmen vor sich gehen dürfte, der viel weiter spannt als die Tagessorgen der Kleinen in Europa. Es hat den Anschein, als sollte der Viererpakt die Grundlage für die Behandlung der schwebenden Probleme auf dem Gebiet der Abrüstung abgeben, nachdem die von der französisch-englischen Gruppe versuchte Leimung der Konferenz in Genf vollkommen gescheitert ist. Politis und Benesch, die wohl als die gewiegtesten Taktiker auf dem Genfer Boden angesehen werden können, haben vergessen, daß die schönen Tage des Genfer Protokolls lange vorüber sind. Damals konnte man mit dem noch nicht eingetretenen Deutschland Experimente versuchen; nachdem es nun heute ausgetreten ist, fehlt der Stein im Brett, um den sie alle spielen. Der Palast am See wird noch lange auf seine kommende Glanzzeit warten müssen, jetzt entscheiden nicht mehr die überstaatlichen Faktoren, es steht wieder Nation bei Nation. Wir glauben, daß vorerst in diesem politischen Zustand kein Wandel eintreten wird. Nicht einmal in Südamerika nimmt man Genf noch ernst, wo immer noch der paraguaische Konflikt offen ist, trotz aller Ratsberichte.

Reinoldus

# Vor dem Schnellrichter

**Religiöse Umwälzungen** werden wahrscheinlich, stärker noch als politische, die noch ausstehenden zwei Drittel des 20. Jahrhunderts kennzeichnen. Religiös-revolutionäre Wandlungen, die wieder politische Folgen nach sich ziehen könnten, in erster Linie in Ost- und Mitteleuropa. Hier ist es von Interesse, besonders im Lutherjahr, einen Rückblick auf die Beziehungen Luthers zum Osten zu werfen, und festzustellen, wie sich sein Werk und seine Lehre im Osten auswirkten. Der Osten hatte den Raum der abendländisch-christlichen Kultur zur Zeit Luthers sehr eingeengt. Im Südosten waren die Türken vorgedrungen bis vor Wien; in Ungarn und Siebenbürgen saßen sie fest. Ostpreußen war Lehen der polnisch-litauischen Krone. Der Großfürst von Moskau schweißte das Zarenreich zusammen und zeigte, auch nach Westen, einen gefährlichen Expansionsdrang. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation war ein Spott.

In dieser Periode deutscher Schwäche, die durch die Glaubensspaltung noch eine Verschärfung erfuhr, bereitete Luther mit seiner Lehre den Boden für eine deutsche Erneuerung und eine neue schöpferische deutsche Mission im Osten. Luthers Lehre übte auf die schmale geistige Schicht der Völker im Osten — der Polen, Litauer, Letten, Esten, Finnen — eine starke Anziehungskraft aus. Daneben im Besonderen auf die Deutschen in den Karpathen

und Siebenbürgen. Groß war die Zahl der slawischen Schüler Luthers in Wittenberg; von 238 neuen Hörern, die sich z. B. 1537 eintragen ließen, waren 23 aus dem Osten. 1535 drohte Sigismund von Polen den polnischen Studenten, die in Wittenberg studierten, sie bekämen keine Anstellung, wenn sie nicht sofort zurückkehrten; so fürchtete der katholische Fürst den Einfluß Luthers und seiner Lehre. Alle diese Schüler blieben Luthers Lehre treu, und sie spielten später zu Hause als Prediger, Staatsrechtler und Staatsmänner eine große Rolle. Als Prediger wirkten z. B. in Dorpat, Reval, Riga und Danzig Schüler und Freunde Luthers. Mit allen hielt Luther Verbindung und Freundschaft, denn er war einer der wenigen Deutschen damals, welche die Tragweite der deutsch-christlichen Lehre für die deutsche Entwicklung im Osten ahnten. Das ergibt sich klar aus manchen seiner Tischgespräche. Entscheidend war im Besonderen der Einfluß seiner Lehre für die Entwicklung in Ost- und Westpreußen. Darüber hinaus hat seine Lehre auch die kirchliche Entwicklung im nahen Osten beeinflußt: durch die Bildung slawisch-protestantischer Kirchen und Gemeinden im slawischen Gebiet. Damit wurde dem späteren deutschen Kultureinfluß der Weg bereitet. Heute steht es um Luthers Werk im Osten nicht gut. Die slawischen evangelischen Gemeinden, besonders in Polen und Litauen, zeigen starke Zersetzungserscheinungen, eine Folge des radikalen Nationalismus in den Randstaaten, der protestantisch gleich deutsch setzt.

*

**Der tschechische Außenminister** ist als guter Redner bekannt, und da es zu seinen Steckenpferden gehört, die Minderheitenpolitik des tschechoslowakischen Staates vorbildlich zu nennen, kam seine im Budgetausschuß des Prager Parlaments geäußerte romantische Behauptung, die Sudetendeutschen seien gleichberechtigt, nicht unerwartet. Nur stand sie in schroffem Gegensatz zu dem raffinierten Entrechtungssystem, dem das Sudetendeutschtum in immer wachsendem Maße ausgesetzt ist, und der allzu kühne Vergleich mit der Schweiz unterstrich diesen Tatbestand. Denn in der Schweiz gibt es kein Staatsvolk und keine Minderheit, sondern lediglich gleichberechtigte Völker. Immerhin könnte überraschen, daß Herr Benesch sich so ausführlich über das Verhältnis der Tschechen und Sudetendeutschen ausließ. Spürte er vielleicht selbst, daß die Verfolgungsmethoden, die sich die tschechische Justiz und Polizei leisteten, überspannt wurden? Sein Hymnus auf die aktivistischen Parteien konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Teilnahme oder Nichtteilnahme dieser Parteien an der Regierung den sudetendeutschen Volkskörper insofern kaum mehr berührt, als sich angesichts der tschechischen Offensive jede Aussprache über das Für und Wider einer „aktiven" Beteiligung der Sudetendeutschen an der Staatsführung erübrigt.

Den Sudetendeutschen wird heute in ungleich schärferer Form als je zuvor praktisch vor Augen geführt, daß sie im tschechoslowakischen Staat nur Objekt sind. Der Aktivismus blieb eine rein parteipolitische Angelegenheit, und weil er das blieb, mußte er zwangsläufig versagen, ja, das von Opportunitätsgründen diktierte Verhalten der „gemäßigten" Parteien förderte erst die Verzweiflungsstimmung im Lager der radikalen sudetendeutschen Opposition. Aber selbst die letzte Möglichkeit, sich vor der Volksgemeinschaft zu rechtfertigen, ließ der Aktivismus vorübergehen: anstatt sich der tschechischen Entrechtungsaktion entgegenzustellen, unterstützte er die tschechische These, es handle sich gar nicht um einen Kampf gegen die sudetendeutschen Selbstbestimmungsgrundsätze, sondern „nur" um einen Kampf gegen „illoyale" Parteien. Was die Tschechen an „ihren" deutschen Parteien haben, verdeutlichten die Ausführungen Beneschs, der die Begriffe Loyalität und Illoyalität sehr geschickt im tschechischen Sinne gegeneinander auszuspielen wußte. Leider scheint es, als ob alle die sudetendeutschen Parteien, die bisher von der tschechischen Strafexekution verschont blieben, noch immer nichts gelernt haben, sind sie doch mehr oder minder eifrig bemüht, aus den „vollzogenen Tatsachen" ihre eigenen parteipolitischen Vorteile zu ziehen. Fast alle auslanddeutschen Volksgruppen befinden sich gegenwärtig in einer schmerzhaften, an ihrer völkischen Substanz zehrenden Wandlung. Was sich aber in der Tschechoslowakei vollzieht, beschwört unmittelbar die Erinnerung an die Unglückszeit von 1918/19, wo der entscheidende Augenblick für geschlossene Selbstbehauptung verpaßt und so erst der Grundstein für eine tschechische Politik gelegt wurde, die sich auch noch nach dreizehn Jahren im wesentlichen auf der sudetendeutschen Zersplitterung aufbauen kann.

*

**Die große Zentrale der Greuelpropaganda** in Prag weiß auch heute noch Märchen über Deutschland in die Welt zu setzen, die allerdings kaum mehr jemand glaubt. Wir sind heute in der

Lage, eine Greuelnachricht über die Gastgeber der Schänder des Deutschtums mitzuteilen, die den Vorzug hat, wahr zu sein. In der Nacht zum 28. Oktober, dem großen Festtag des tschechoslowakischen Staates, haben einige junge Leute kleine Hakenkreuze in den Straßen einiger Städte verstreut. Sie wollten demonstrieren, eine recht unschuldige Art des politischen Kampfes. Das wachsame Auge des Gesetzes entdeckte die schrecklichen Symbole und ertappte schließlich auch einen der jugendlichen Uebeltäter. Er sollte nun wohl zu einem Geständnis über die Mithelfer gezwungen werden, jedenfalls wurde er in der brutalsten Weise mißhandelt. Sein ganzer Körper zeigte die Spuren der zahlreichen Hiebe, die er über sich ergehen lassen mußte, auch mit dem Gummiknüppel wurde nicht gespart. Nun soll man nicht etwa sagen, das seien untergeordnete Organe gewesen, die ihre Pflicht verletzten, nein, der Offizier hat den Mißhandlungen beigewohnt und gemütlich seine Zigarette weiter geraucht, während seine Schergen nur einen deutschen Arbeiter mißhandelten.

Wir rechnen damit, daß man die Angelegenheit abstreiten wird. Trotzdem bleibt sie als schändliche Tatsache bestehen, denn sie entspricht eben der Wahrheit. Wir teilen sie mit, weil die Welt wissen soll, wie die aussehen, die dem Deutschtum so gern etwas anhängen lassen.

*

**„Holunder in Polen"**

— dieses Gewächs hat Walter von Molo erfunden. Welch herrliche Gelegenheit für den Hauslehrer dieses Namens, dem westpreußischen Gutsbesitzer die junge Frau auszuspannen, just als dieser von den Polen verschleppt wird! Nichts leichter als das; denn der Gutsbesitzer ist ein behäbiger Mann in mittleren Jahren, während Herr Holunder wie ein Götterjüngling daherschreitet und ihm die Phrasen von Liebe, Frauenschönheit und der entsprechenden „Tragik des Lebens" wie Honig vom Munde fließen. Nichts leichter auch für einen Schriftsteller, der die Zeichen der Zeit zu begreifen strebt, als einen Volkstumsroman zu schreiben. Gestern war's der Alte Fritz, heute soll's zur Abwechslung mal das Schicksal des abgetrennten deutschen Grenzgebiets im Osten sein. Man weiß zwar von Hause nicht viel davon; doch schon der griechische Weise sagte: alles ist erlernbar. So beschäftigt man sich, so viel wie gerade nötig scheint, mit der deutschen Not im Osten, sammelt etliches Material und beginnt frischfröhlich davon zu erzählen, was sich nach dem Zusammenbruch im jetzigen Korridorgebiet zwischen Polen und Deutschen begab. Aber nein — Volkstumsnot hin, Volkstumsnot her, ohne „große Liebe" kein Roman! Und eben darum muß Herr Holunder den Hauslehrer spielen, nach Kräften lieben und schließlich (damit er es auch nicht immer gut hat) in die polnische Armee eintreten und wahnsinnig werden. Zur Sache! Volk und Volkstum verpflichten zu höchster Leistung. Wer an Geschehnisse von solchem Ausmaße rührt, muß die Größe der Aufgabe erkennen und — bewältigen können. Vom Schreibtischsessel aus läßt sich der Poleneinfall in deutsches Land jedenfalls nicht begreifen. Lieber keine Volkstumsromane als solche, in denen einer der aufwühlendsten Abschnitte grenz- und auslanddeutscher Geschichte zum Milieu einer peinlichen Liebeserfindung herabgewürdigt wird. Warum soll Herr Holunder die Frau, die er „so grenzenlos" liebt, nicht verführen? Ueberall von uns aus: in Konstantinopel, in Honolulu oder New York, nur nicht dort, wo private Entgleisungen nicht hingehören, weil es um Heiligstes und Erhabendstes, um Blut und Boden, geht. Und so ist dieser „Holunder in Polen" im Negativen eins der sprechendsten Beispiele dafür, daß es zwischen Volkstum und literarischer Mode keine Verständigung gibt.

*

**Graf Hermann Keyserling**

schickt uns wegen der Notiz „Ich und Hitler" im Novemberheft eine Berichtigung, die, wenn sie auch nicht allen Voraussetzungen einer Berichtigung entspricht, von uns hier ihrem Inhalt nach abgedruckt werden soll.

Er teilt uns mit, 1. daß er einen entsprechenden Aufsatz im „Neuen Wiener Journal" niemals geschrieben habe.

2. Was er dem Journalisten, der diesen Aufsatz von sich aus versendet, tatsächlich gesagt hätte, laute ganz anders, als was uns Anlaß zu unseren ihn schädigenden Bemerkungen gegeben habe.

Wir bringen dies unseren Lesern zur Kenntnis. Der Hoffnung, daß der Artikel von Graf Keyserling dementiert werden könnte, war in unserer Notiz Ausdruck gegeben.

Graf Keyserling teilt uns dann weiter mit, daß er an dem „Congreß führender Geister" in Paris in ausdrücklichem Einverständnis mit der Reichsregierung teilgenommen hätte. Er fährt dann in seinem Brief fort: „Die Consequenz, daß jeder mein Ansehen herabsetzende

Angriff auf mich vom außenpolitischen Standpunkt eine Deutschland-feindliche Handlung bedeutet, scheint mir logisch unabweisbar." Uns nicht. Denn wir haben keine Veranlassung, uns die Größenordnung, die der Graf hier für sich beansprucht, zu eigen zu machen.

Keyserling = Deutschland? Hören wir den Grafen selber zu dieser Gleichung. „Ja, wenn ich mein eignes Selbstbewußtsein analysiere — als was finde ich mich? An erster Stelle als mich selbst, an zweiter als Aristokraten, an dritter als Keyserling, an vierter als Abendländer, an fünfter als Europäer, an sechster als Balten, an siebenter als Deutschen (von uns gesperrt), an achter als Russen, an neunter als Franzosen — ja, als Franzosen, denn die französischen Lehrjahre haben mich tief beeinflußt. Mein Fall ist vielleicht abnorm, weil ich mich eigentlich nur mit meinem geistigen Wesen identisch fühle und in meiner Körperlichkeit primär nur Material sehe." („Das Spektrum Europas", 1931, 5. Auflage, Seite 377.)

*

**Das Berliner Theater** geht seinen Weg des Suchens nach neuem Anschluß an das Publikum weiter — und das Publikum sucht zur selben Zeit seinen Anschluß an neue Unterhaltungen. Es ist eine ziemlich verzweifelte Situation, die nur da durchbrochen wird, wo es gelingt, den Leuten das Gefühl beizubringen, daß da Theater wie früher gegeben wird. Zu Max Hansen und seinem „Bezaubernden Fräulein" laufen alle hin; von den übrigen hat Schillers „Maria Stuart" in der Volksbühne noch einige Anziehungskraft, ebenso „Hau ruck" bei Ralph Arthur Roberts und August Hinrichs „Krach um Jolanthe", weil sein Verfasser den sehr seltenen Instinkt für Volk besitzt, der durch keine noch so literarische Auswahl von Bauernproblemen mit Erdgeruch ersetzt werden kann. Man hat es oder hat es nicht, sagt schon Theodor Fontane.

Das Staatstheater hat sich an die „Braut von Messina" gewagt mit einer sauberen, anständigen Aufführung, der nur die letzte, entscheidende Wirkung versagt bleibt. Herr Müthel, der Regisseur, ist ein Schauspieler von vortrefflichen Qualitäten; die Kraft, ein Stück mit Blut zu erfüllen, so daß es wieder ans Blut rührt, hat er nicht. Er macht gute Philologenarbeit mit Geschmack und Takt — und der Hörer wartet auf den Moment, da er mitgerissen wird. Der aber kommt nicht — und so sieht er deutlicher und deutlicher, wie das Ganze zerfällt in Stilversuche von den Säulen und vom Chor her und in Versuche vom Charakterdrama her. Frau Koppenhoefer gleitet vom Sophokles in den Shakespeare, Herr Minetti als Chorführer Don Cesars ebenfalls, und der einzige, der begriffen hat, daß der Stil dieses Dramas nur aus der Sprache zu entwickeln ist, aus ihren Gang- und Haltungsanweisungen, ist Herr Franck. Den Klang seiner Verse nimmt man mit und das schöne Bild Traugott Müllers mit dem Blick auf den Aetna zwischen den ragenden Säulen. Es ist ausgezeichnet, daß man dieses Drama im Staatstheater gespielt hat — es ist schade, daß man noch nicht den Fehling für die Klassiker gefunden hat.

Einfacher hat es Herr Hilpert in der Volksbühne. Er spielt ebenfalls Schiller, aber das Drama, das in sich selbst die stärkste unmittelbare Theatralik hat, nämlich die „Maria Stuart", und dann besetzt er sie noch mit zwei Schauspielerinnen wie Käthe Dorsch und Gerda Müller, von denen jede schon eine Wirkung beim Publikum garantiert. Er hat auch erkannt, worauf es heute vor allem ankommt, nämlich wieder das Theater durchsetzen, das verlorengegangen ist. Die Begegnung der Königinnen in Fotheringhay ist ganz auf Szenenwirkung, auf die äußere Dramatik gestellt, mutig vom Wesen des jungen Schiller aus inszeniert, das reines Theater war. Das Publikum geht begeistert mit, glücklich, wieder einmal richtiges Theater zu erleben.

Auf Theater war auch die letzte Premiere des Schillertheaters gestellt mit Emil Rosenows gutem alten „Kater Lampe", den Franz Ulbrich inszeniert hat. Die Komik war unterstrichen, aber sie wirkte, das Publikum ging heute wie damals mit, als die Komödie zuerst auftauchte. Das Schicksal des Schillertheaters hat sie nicht mehr wenden können: es kommt in die Hände des Intendanten Herbert Maisch, der dort das Theater für die preußische Jugend aufbauen soll. Vielleicht bringt er neues Leben in das sterbende Berliner Theater; er hat allerhand vor und besitzt wohl auch die Energie, es durchzusetzen. Ob er den Kontakt mit dem großen Publikum wieder herstellen kann, mit den Erwachsenen, ist allerdings eine andere Frage. Aber man ist schon dankbar, wenn man irgendwo eine Möglichkeit neuer, brauchbarer Maßstäbe entstehen sieht.

Was an neuen Stücken herauskam, ist belanglos. Das Theater in der Stresemannstraße brachte eine Komödie „Konjunktur" von Dietrich Loder. Verspottung der Leute,

die im Januar noch Nationalsozialisten aus ihren Betrieben entließen und im April den deutschen Gruß nur so herausschleuderten, um die neue Konjunktur zu nutzen. Hier liegt ein Komödienstoff, aber man muß ihn auch bewältigen können. Der Autor dieser drei Akte präsentiert lediglich den Stoff — die Gestaltung läßt er fort. Das Publikum lacht zunächst über den schlechten Gegensatz, aber wenn es fortgeht, merkt es, daß es nichts bekam. Und dergleichen spricht sich herum.

Im Renaissancetheater endlich gab es ein Schauspiel von Willy Speyer, dem Verfasser des „Kampfes der Tertia", „Ein Mantel, ein Hut, ein Handschuh". Ein Kriminalreißer, mit der linken Hand gemacht — interessant lediglich von dem Standpunkt aus, daß man hier einmal sieht, wie ein Mann der Literatur so etwas anfaßt. Ein junger Mann, der eine verheiratete Frau liebt, rettet ein Mädchen, das ins Wasser gesprungen ist. Der Mann seiner Geliebten, ein großer Anwalt, der ihn aufsucht, um ihn wegen seiner Frau zur Rechenschaft zu ziehen, trifft zufällig nur das gerettete Mädchen, gerät mit ihr in Meinungsverschiedenheiten und erwürgt sie. Der junge Mann gerät natürlich in den Verdacht, die Tat begangen zu haben, der große Verteidiger aber übernimmt seine Sache und haut ihn heraus, worauf die kleine Frau liebend wieder zu ihm zurückkehrt. Frau Körber spielt diese junge Frau — und das ist eigentlich noch das einzige, was man dazu sagen kann.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Weber, Berlin. — Ernst Schröder, Flensburg. — Professor Dr. Max Sauerlandt, Hamburg. — Dr. Cornelis Witt, Berlin. — Hans Werner, Offenbach. — Hans Hesse, Berlin. — Professor Dr. Paul Wentzcke, Düsseldorf. — Gregor Heinrich, Berlin. — Jörg Lampe, Berlin. — Manna Copony, Hermannstadt.





Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf ● Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin ● Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68